

LIBRARY OF CONGRESS



00002776078

Wandlungen.

W a n d l u n g e n.

R o m a n'

von

F a n n y [✓] L e w a l d. - S t a h r
"

In vier Bänden.

Zweiter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1 8 5 3.

4

PT2423
L-3-W3
1858

101948
'01

Erstes Kapitel.

Noch war kein Jahr verflossen, seit die beiden ältesten Kinder des Barons aus dem Vaterhause geschieden waren, als auch in diesem der Tod sein Opfer gefordert hatte. Die Baronin war nach kurzem Krankenlager gestorben, und das sonst so heitere, gastliche Familienleben dadurch für immer zerstört worden. Bei der Unterordnung, in welcher der Baron selbst die von ihm innig geliebte Gattin zu halten gewohnt gewesen war, hatte er nie bemerkt, welcher segensreichen Einfluß sie auf ihn ausgeübt, wie nöthig ihm ihre Milde gewesen, um die Starrheit seiner Grundsätze mit den Ansprüchen und Forderungen des Lebens zu ver-

mitteln. Jetzt, da sie ihm entzogen war, empfand er es um so tiefer, je mehr die Wendung, welche die öffentlichen Zustände in Europa genommen hatten, seinen Ueberzeugungen widersprach.

Den französischen Julitagen waren die Revolution in Belgien und die Erhebung in Polen gefolgt, ganz Süddeutschland befand sich in lebhafter Gährung, das Hambacher Fest hatte es dargethan, wie verbreitet der Wunsch nach einer ständischen Vertretung, wie weit er eingedrungen sei in die arbeitenden Volksklassen. Die Namen Börne's, Siebenpfeifer's, Wirth's waren in jedem Munde und der Unparteiische konnte es sich nicht verbergen, daß es in Hambach nur an entschlossenen Führern gefehlt habe, um die dort versammelten Massen zu einem Unternehmen für die Befreiung Deutschlands von der absoluten Herrschaft zu bewegen. Auch in der Literatur gab sich eine neue frische Richtung kund. Börne, Heine, Wienbarg stachelten jeder auf seine Weise das erwachte Bewußtsein des Volkes zur Empfindung seiner Knechtschaft auf, andere Talente trugen den Gedanken der Freiheit in die gesellschaftlichen und in

das Verhältniß der Geschlechter zu einander über, und forderten, wenn auch oft in mißverständener Weise, die Wiedereinsetzung des Menschen in einen freieren Genuß der Erdenfreuden.

Man wollte nicht mehr entbehren und entsagen, man wollte besitzen und des Besizes froh werden, man war es müde, in müßigem Welt-schmerz darüber zu klagen, daß die Wirklichkeit dem Ideale Hohn sprach, man wollte sie idealischer gestalten, aber man hatte kein allgemeines, kein sittliches Ideal, und Jeder versuchte sich seine Grillen oder Leidenschaften zum Ideale zu erheben. Die Literatur der Selbstbespiegelung und mit ihr der Selbstverschönerung begann. Neben der tiefsten und reinsten Poesie machte der Cynismus sich in ekelerregender Weise breit und verlangte Anbetung vom Volke, weil er individuell und das Recht der Individualität nicht länger zu bestreiten sei. Tagebücher, Reiseskizzen und eine große Anzahl phantastischer Productionen überraschten und verwirrten das Publikum, fesselten die Einen verlockend und zur Nachahmung reizend, stießen die Anderen eben so lebhaft ab, und wie immer

in solchen Epochen, bemächtigte sich die Menge der technischen Phrase, um sie, verstanden oder nicht, fanatisch als Parteiwort zu gebrauchen. Während es sich darum handelte, den Geist zu befreien, schwor man auf die Emancipation des Fleisches oder kämpfte wider sie, vergessend, daß der Absolutismus dem Sinnengenusse immer volle Freiheit gewährt hatte, daß die orthodoxeste Hierarchie, der Katholicismus, sich leicht mit ihm verständigte, und daß es nur die Emancipation der Geister war, gegen die man mit Censur und Waffen aller Art zu Felde zog.

Auch that die Lehre von der Emancipation des Fleisches und die Leichtfertigkeit, mit denen man sinnliche Ausschweifungen als Gegenstände der Beherrschung behandelte, im Grunde wenig Schaden. Sie gaben den träge gewordenen Gemüthern einen Anstoß und wirkten fast das Gegentheil von dem, was man gefürchtet hatte. Der Deutsche besitzt im Allgemeinen nicht den Esprit, der im Franzosen die Frivolität erzeugt. Die Sinnlichkeit schlägt bei ihm in Rohheit oder in Sentimentalität um, und endet meist in Ver-

thierung oder in Askese. Mochten Menschen wie Larssen sich auch behaglich dehnen in der Nebelsonne dieser falschen Aufklärung, mochte der Troß des Lieutenants Alles mit Leidenschaft ergreifen, was sich gegen die bestehende Ordnung richtete, so schuf es in solchen Naturen doch nichts Neues. Wo aber Jugend und Unschuld mit diesen Lehren in Berührung kamen, da entstand höchstens ein Rausch, von dem der Ernst des Lebens sie bald wieder ernüchterte und zur Besinnung brachte.

Neben diesen zum Lebensgenusse labenden Elementen, mahnte aber jene Zeit auch vielfach an den Ernst des Daseins und an die Vergänglichkeit des Irdischen. Das Schicksal der zum zweiten Male gestürzten französischen Dynastie, die Leiden und die Verbannung, welche die Mehrzahl des polnischen Adels getroffen hatten, von dem Viele durch Preußen geflohen waren, während Andere dort in tiefer Zurückgezogenheit lebten, trauernd um den Tod der Ihrigen und Stärkung suchend in der Religion, das Alles, und endlich das Hereinbrechen der Cholera mit ihrem furcht-

baren *memento mori*, war ganz dazu gemacht, ernste Gemüther grade im Gegensatze zu der neuen Schule der Genußfordernden in eine dem Genuß entsagende Richtung zu treiben.

Das war Corneliens Fall gewesen. Der Tod der Baronin hatte ihr plötzlich eine neue Stellung, neue Verpflichtungen gegeben, und das Bestreben, dem Vater die treue Gefährtin zu ersetzen, sie dahin gebracht, dem Verkehr mit ihren Altersgenossen fast gänzlich zu entsagen. Die Bälle und andere dergleichen Lustbarkeiten waren in ihrem Vaterhause meist um Helenens willen veranstaltet worden, ihre Entfernung und das bald darauf folgende Trauerjahr hatten ihnen ein Ende gemacht, und da Cornelia keinen Werth darauf legte, hatte man auch nach dem Abgange der Trauerzeit die zur Gewohnheit gewordene stillere Lebensweise beibehalten.

Der Stimmung des Barons gereichte das nicht zum Vortheil. Er vermied es, zu seinem kleinen Kreise Personen zuzulassen, welche nicht seine Ansichten theilten, und konnte bald nicht mehr den leisesten Widerstand gegen dieselben oder das freie Aussprechen einer abweichenden Mei-

nung ohne Mißmuth neben sich ertragen. Die alten Freunde des Hauses, wie der Doctor, schonen ihn und hüteten sich ihn zu verletzen, Fremde, welche eine solche Rücksicht nicht zu nehmen nöthig fanden, wurden ihm allmählich immer lästiger, er verweigerte es, neue Bekanntschaften zu machen, und schon nach zwei Jahren beschränkte sich sein näherer Umgang, soweit er nicht den von ihm hochgehaltenen Familienverbindungen galt, fast ausschließlich auf den Doctor, auf Plessen und auf Friedrich, und auch mit diesen war er meistens unzufrieden. Hatte er früher den Andersdenkenden gegenüber die Milde gehabt, welche aus dem Gefühl der eigenen Unfehlbarkeit gegen den Irrenden hervorgeht, den man früher oder später zu überzeugen hoffen darf, so fühlte er sich durch die Zeit und ihre Forderungen jetzt gedrängt, seine Weltanschauung, seine aus ihr hervorgehenden vielfach angefochtenen Rechte zu vertheidigen, und dies mit Strenge zu thun, mußte einem Charakter wie dem seinigen, als Pflicht erscheinen.

Corneliens Lage war unter diesen Verhält-

nissen nicht leicht. So jung sie bei dem Tode ihrer Mutter gewesen war, hatte diese gewünscht, daß keine Fremde zur Verwaltung des Hauses und zur Erziehung der beiden Pflegekinder in die Familie aufgenommen werden möge, während die Tochter im Vaterhause weilte. Ihr allein hatte sie die Sorge für Augustens Fortbildung übertragen, während Richard der Aufsicht des Herrn von Pleffen übergeben worden war, ohne daß derselbe als Gouverneur des Knaben in dem Hause lebte.

Von dem Plane, ihn durch Friedrich erziehen zu lassen, war der Baron zurückgekommen, nachdem er sein Verhältniß zu der Tochter kennen lernen, aber kurz nach der Abreise der Neuwahlten hatte die Baronin selbst mit einem freundlichen Schreiben ihn zu sich entboten und es war zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen. Sie hatte ihm ausgesprochen, wie sehr sie und der Baron sein ehrenhaftes Verhalten, seine freiwillige Entsagung zu schätzen gewußt, wie hoch er in ihrer Freundschaft gestiegen sei, und die wahrhaft mütterliche Zuneigung, welche sie ihm

bewies, die achtende Anerkennung, mit der der Baron ihm begegnete, würden ihm eine Genugthuung, eine Erquickung geworden sein, hätte er sich ihnen gegenüber unter solchen Verhältnissen nicht doppelt gedrückt gefühlt durch die Art seines letzten Begegnens mit der Gräfin.

Er hatte lebhaftere Theilnahme bei ihnen gefunden für den Tod seines Vaters, er war oft in den letzten Lebenstagen der Baronin noch an ihrer Seite, und sie selbst war es gewesen, die ihm von Zeit zu Zeit Nachrichten über das Ergehen ihrer Tochter mitgetheilt. Aber diese Nachrichten hatten ihn nicht beruhigt, denn so hoch sie die äußeren Lebensverhältnisse Helenens auch angeschlagen, so oft sie der Vorzüge und Genüsse ihres Daseins erwähnt, niemals hatte die Baronin es ausgesprochen, daß Helene glücklich sei, obschon Friedrich ihr gesagt, Welch ein Trost es für ihn sein würde, sie sich mit ihrem Loos ausgesöhnt und befriedigt denken zu können.

In dem engen Kreise, welcher seit dem Erkranken der Baronin sich um dieselbe versammelt, waren Friedrich und Bessen sich näher getreten. —

Der stets regen Beobachtung des Lecteren hatten die religiösen Zweifel nicht verborgen bleiben können, welche Jenen bewegten, und weit entfernt, ihm Einwendungen zu machen gegen die Philosophie des Doctors oder gegen den Unglauben seines Vaters, hatte er sich stets damit begnügt, Friedrich die Befeligung auszudrücken, welche er selbst durch seinen Glauben in sich trage, und ihn darauf hinzuweisen, welche Früchte der Glaube, welche Früchte der Unglaube an den Personen wirke, deren Leben man beobachtend verfolgen konnte. Dieser Beobachtung zu genügen, wußte er ihn für seine Armenpflege zu gewinnen, und bald sah sich Friedrich in eine ihm ganz neue Thätigkeit hineingezogen.

Noch vor der Verheirathung ihrer Tochter hatte die Baronin von der Regierung die Erlaubniß nachgesucht und erhalten, eine Armenschule zu begründen, an der sie selbst, ihre Töchter, Herr von Plessen und einige ihnen befreundete Frauen und Männer den Unterricht erteilten. Selbst die lebensfrohe Helene hatte eine Genugthuung an dem Verkehre mit den Kindern gewonnen, und es

lag nahe genug, Friedrich zur Uebernahme der Unterrichtsstunden zu bewegen, welche die Geliebte sonst ertheilt. Von der Beschäftigung mit den Kindern war man zur Beaufsichtigung ihrer häuslichen Verhältnisse übergegangen. Man hatte eingesehen, wie unmöglich oft für die außer dem Hause arbeitende Mutter der sonntägliche Besuch der Kirche werde, da grade dieser Ruhetag ihr zur Besorgung ihres Hauswesens dienen muß, und man war zu der Errichtung einer Betstunde am Sonntag Abende geschritten, zu der man die Eltern derjenigen Kinder versammelte, welche in die Armenschule aufgenommen waren.

Roth und Glend der Familien, mit denen man in so vielfältige, nahe Berührungen kam, konnten den Vorstehern der Schule und der Betstunde nicht verborgen bleiben, welche die Mittel besaßen, ihnen rathend und helfend beizustehen. Man pflegte die Kranken, man sorgte für die Wöchnerinnen, man hielt darauf, die Gesunden sauber gekleidet zu sehen, und wo die Mittel dazu fehlten, schaffte man ihnen Kleidungsstücke, zu denen man die tüchtigsten und einfachsten Stoffe und

Schnitte wählte. Allmählich entstand auf diese Weise für die Familien, welche man in Obhut genommen hatte, eine Art von gleichmäßiger Tracht, welche dieselben, wenn auch durch kaum bemerkbare Unterschiede, von ihren Nachbarn absonderte, wie die Erbauungsstunden an den Sonntagsabenden, ihre Beschüzer von einem Theile ihrer gewohnten Geselligkeit abzutrennen begannen.

Der Mensch aber hat einen doppelten Zug in seinen Naturanlagen, und wie ihn eine Seite seines Wesens zum Anschluß an die Menschen zieht, so macht die andere ihn geneigt, sich in der Masse gruppenweise zu isoliren. Darin beruht das geistige Geheimniß der Aristokratien und Gemeinden.

Die Befriedigung, welche die Baronin und ihre Tochter in der neuen Thätigkeit und an dem Gedeihen ihrer Schützlinge fanden, machte die ihnen befreundeten Frauen geneigt zu gleicher Wirksamkeit. Man sah plötzlich ein, daß man müßig gewesen sei, daß man seine Zeit für sich und Andere nützlich verwerthen könne, und mit

der Zahl der zum Wohlthun geneigten Theilnehmer, schritt gleichmäßig die Ausdehnung ihrer Unternehmung fort. So lange die Baronin gelebt, hatte man die ursprüngliche freie Thätigkeit der einzelnen Mitglieder fortbestehen lassen, und es war doch ein gewisser Zusammenhang in derselben geblieben, da das Alter und die Stellung der Baronin sie zur gemeinsamen Beratherin der verschiedenen Theilnehmer gemacht hatte. • Nach ihrem Tode machte sich aber bald die Nothwendigkeit einer festen Organisation geltend, sollten die mannigfachen Bestrebungen der Einzelnen sich nicht kreuzen und dadurch hemmen.

Es war unerlässlich, daß man Conferenzen für die mannigfach nöthigen Besprechungen anordnete, die Zahl der versorgten und beaufsichtigten Familien war auch schon zu groß geworden, um die Abenderbauungen im Heidenbruck'schen Hause fortzusetzen, und mit Erstaunen fast wurde man es gewahr, daß sich innerhalb der Kirche eine Gemeinde gebildet hatte, die durch ein streng geregeltes und bald auch gegenseitig überwachtes Leben, sich von der Allgemeinheit schied. Als

man zu überlegen anfing, was man zu beginnen habe, sah man sich gezwungen, sich mit fast allen Fragen um die Einzelheiten der Armenpflege an Cornelia zu wenden, die als beständige Gehülfin ihrer Mutter die beste Auskunft und Anleitung zu geben vermochte, und ehe man noch zur Wahl einer Vorsteherin des sogenannten Armenvereines geschritten war, hatten die Thatkraft und Entschiedenheit des jungen Mädchens Cornelia dazu erhoben, so daß gar nicht mehr die Rede von einer solchen Ernennung war, sondern man, wie früher der Mutter, so jetzt der Tochter, die wesentliche Leitung überließ.

Der Eindruck aber, den eine solche Verpflichtung auf die Mutter und auf die Tochter machte, war ein sehr verschiedener. Hatte jene darin nur die Ausdehnung ihrer bisherigen Sorgfalt für die Familie auf einen größeren Kreis erblickt, ohne sich davon in ihrem persönlichen Empfinden anders gestimmt zu fühlen, so machte es für das junge Mädchen einen Lebensabschnitt aus. Sie trat die Nachfolge ihrer Mutter mit dem Bewußtsein an, einen neuen ernstern Beruf zu

übernehmen, dessen werth zu sein sie sich erst heiligen müsse, und die erste Handlung, welche sie ausübte, bestand darin, daß sie sich eine jüngere Freundin ihrer Mutter, die Gräfin Wöhrstein, als Mitvorsteherin erbat, der sie sich unterzuordnen beschloß, um mit einer That der Selbstbeherrschung zu beginnen.

Die Gräfin, eine hochbegabte, schwärmerische und dabei thätige Natur, war früh, nach einer sehr glücklichen Ehe, Wittwe geworden, und, kinderlos und unbeschäftigt, eine der Ersten gewesen, die sich, durch Blessen angeregt, den Bestrebungen der Baronin angeschlossen hatte. Ihre Schwärmerie sah in Corneliens Entschluß einen Fingerzeig des Himmels, ihre Thätigkeit ergriff mit leidenschaftlichem Eifer die neue Wirksamkeit, und wie ihre jüngere Freundin hielt sie Selbstheiligung für die erste Bedingniß, sollte das Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang haben.

An jedem Morgen, ehe sie an ihr Tagewerk gingen, kamen die beiden Frauen zu einer besondern Andachtsstunde zusammen. Sie lasen religiöse Werke, sie untersuchten ihr eigenes Innere, jeder Ge-

danke, den man gehegt, wurde einer gemeinsamen Prüfung unterworfen, und bald hatten Beide die Wollust einer erkünstelten Reue, und den Genuß der Erhebung nach der Selbstzerknirschung in berauscher Weise kennen lernen, ohne daß Eine von ihnen gewußt hatte, wie dieser ganze Seelenzustand ein freiwillig erzeugter sei. Mit unerbittlicher Strenge hielten sie sich gegenseitig ihre Mängel vor. Corneliens scharfe Urtheilswaise, die Liebe der Gräfin für Schönheit und Eleganz der äußeren Erscheinung, waren Gegenstände des wechselseitigen Tadel, und wie die Eine sich zu einer ihr fremden Milde des Urtheils und des Ausdrucks zu erziehen strebte, so kamen Beide dahin überein, daß es unpaßlich sei, in der schmuckreichen Tracht der Weltmenschen an den Stätten des Leidens zu erscheinen, und machten sich eine Kleidung zur Pflicht, wie man sie an den Herrnhutherinnen und Quäkerinnen zu sehen gewohnt war.

Dem Baron entgingen diese Thatsachen nicht, aber er ließ die Tochter gewähren, weil fast der ganze Kreis der Verbundenen aus Frauen und

Männern der Aristokratie bestand und es seinen Grundsätzen entsprach, daß gerade diese sich zur Wohlthäterin und Erzieherin der Armen und Nothleidenden machte, während der bürgerliche Liberalismus in den fortbauenden politischen Krisen sich gegen den Adel aussprach, und unter dem Vorgeben, für Freiheit und Aufklärung des Volkes zu kämpfen, selbstsüchtig für den eigenen Vortheil arbeitete. Freilich war dem Baron persönlich das religiöse Gewand nicht zusagend, in das sich jene Thätigkeit verhüllte, aber dem in Schriften aller Art gepredigten Unglauben gegenüber, hielt er für das Volk die kirchliche Zucht und die stete Hinweisung auf Gott, auf seine Vorsehung und sein jenseitiges Richteramt für unerläßlich. Nur wenn Cornelia ihm zu weit zu gehen schien in ihrer Selbstverleugnung, wenn er sie an den Krankenbetten ihre eigene Gesundheit gefährden, wenn er sie mehr und mehr sich von den bestehenden Verhältnissen der Wirklichkeit abwenden, und all ihr Augenmerk auf einen neu zu schaffenden, idealen Zustand des Lebens richten sah, hatte er warnend einzuschreiten und zu hemmen

versucht, aber es war vergebens gewesen. Eine stärkere Hand hatte sich ihrer Leitung bereits bemächtigt.

Gezungen für die Gemeinde nach einem Versammlungsorte zu suchen, und durch die Gesetze gehindert, ohne besondere Erlaubniß und Concession einen eigenen Vetsaal zu erwerben, war man übereingekommen, an den Sonntag Nachmittagen den allgemeinen Gottesdienst in einer der städtischen Hauptkirchen zu besuchen, deren Prediger durch seinen reinen Lebenswandel eben so geachtet, als bewundert um seine Redegabe ward. Da er seit langen Jahren neben dem Sonntagscultus allwöchentlich an einem bestimmten Tage, eine freilich nur wenig besuchte Frühpredigt gehalten hatte, so entsprach er doppelt dem Bedürfniß des Vereines, und die beiden Frauen, welchen er bereits in seiner amtlichen Thätigkeit vielfach begegnet war, führten ihm ihre sämtlichen Freunde und Schügelinge zu, sich selbst seiner Seelsorge anvertrauend.

Dadurch gewannen die Verhältnisse eine neue Gestalt. Der Prediger, ein schöner, majestätischer,

Mann auf der Höhe des Lebens, fühlte sich gehoben und neu belebt durch das in ihn gesetzte Vertrauen. Er wollte demselben entsprechen, sein Enthusiasmus für das Christenthum, sein Glaube an dessen sittliche und politische Bedeutsamkeit, sein Ehrgeiz, die Wahrheit dieser seiner Ueberzeugung durch praktische Erfolge zu bethätigen, machten, daß er sich mit leidenschaftlicher Begeisterung dem Vereine anschloß. Plessen, welcher bis dahin der Berather der Frauen gewesen war, mußte bald die größere Kraft des Predigers anerkennen, und ward mit Erstaunen den Einfluß gewahr, welchen derselbe und die beiden Freundinnen wechselseitig auf einander übten.

Die täglichen Morgenandachten der Frauen waren nach dem Zutritt des Predigers in Erbauungsstunden umgewandelt worden, zu welchen man sich an zwei Abenden in jeder Woche bei der Gräfin zusammensand, und zu denen Anfangs nur Herr von Plessen und der neue Seelsorger zugelassen wurden, bis dieser selbst den Vorschlag gemacht hatte, auch Friedrich dazu einzuladen, den auf dem Wege des Glaubens zu er-

halten, er als eine sittliche Pflicht seiner Freunde bezeichnete.

Als Friedrich sich zum ersten Male mit Plessen zu der Andachtstunde begab, fand er die drei Anderen schon beisammen in einem Cabinette, das er nie zuvor betreten hatte. Der Schönheitsinn und die Künstlernatur der Gräfin, die sich nur schwer von der neuen Lebensauffassung unterdrücken ließen, und sich bei jeder Gelegenheit immer wieder geltend machten, hatten das kleine Gemach zu einer Art von Capelle umgestaltet.

Obgleich es noch Tag und die Sonne eines schönen Aprilabendes eben erst im Sinken war, verhüllten bereits schwere Vorhänge von einem dunkelblauen Wollenzeuge, mit dem auch die Wände tapezirt waren, die beiden Fenster, und eine Ampel, über deren Flamme eine mild duftende Essenz verdampfte, hing von der Decke herab, einen Ecce homo zu beleuchten. Möbel von altem gediegenen Holzschnitzwerk vollendeten die Einrichtung.

Die Gräfin, eine stolze, hohe Figur, deren schöne Züge einen festen Charakter verriethen, während die seelenvolle Blut ihrer großen blauen

Augen alle Blicke an sich fesseln und jeden Willen unter den ihrigen beugen zu wollen schien, saß, als Blesse die Portiere aufhob und mit Friedrich in das Zimmer trat, auf dem Sopha der Thüre gegenüber. Ihr blondes Haar war einfach gescheitelt, und schmückte in prächtigem Kranze den Kopf. Ein schwarzes Seidenkleid, das hoch zum Halse heraufging und über dem ein fein gefältelter Kragen herabfiel, hob in seiner Schmucklosigkeit den Adel ihrer Erscheinung um so deutlicher hervor. Cornelia, in fast gleicher Art gekleidet, saß zu ihrer Rechten, der Prediger an der linken Seite des Tisches, und so wenig berechnet es war, bot der Augenblick doch ein vollständiges Bild dar, in dem selbst die schönen, über der Bibel ruhenden Hände der Gräfin, und Corneliens nachdenkend auf den Arm gestütztes Haupt die Gesamtwirkung erhöhten.

Da es bei diesen Zusammenkünften mehr auf allgemeine geistige Erhebung als auf einen eigentlichen Gottesdienst abgesehen war, so machten das gemeinsame Gebet und die Vorlesung eines Kapitels aus der Bibel nur die Einleitung zu dem

Gespräche, aber es schien Friedrich, als habe er seit Jahren nicht mehr sein Herz so tief vom Gebete ergriffen gefühlt, als in diesem engen Kreise, da die Gräfin, das Vaterunser gleichsam paraphrasirend, in freier Rede ihre Gedanken sammelte. Es lag etwas Uebertwältigendes darin, den Ausdruck anbetenden Dankes, inbrünstig liebender Hingebung gegen Gott, von Lippen fließen zu hören, wie nie durch ein hartes Wort entweiht zu sein schienen, und die Sehnsucht nach dem Höchsten, nach dem Jenseits von einem Wesen zu vernehmen, das kaum eine harte, rohe Berührung der Erdenwelt erfahren haben konnte.

Friedrich sprach das gegen die Anwesenden aus, und der Prediger stimmte ihm bei. „Die Menschheit,“ sagte er, „ist durch die Erbsünde so verblendet worden, daß sie Jahrtausende braucht, um zu der Wahrheit zurückzukehren, die ursprünglich in ihr lag, und die die Offenbarung hervorgehoben hat, wie der Bergmann aus lang verschüttetem Schachte das Gold zu Tage fördert, aber selbst dies Gold zu erkennen und zu würdigen hat unsere Herzensverderbnis und zu schlecht ge-

macht. Die Heiligkeit des Weibes ist leider keine Wahrheit unter uns, weil wir es entweihen mit unseren sinnlichen Begierden, weil wir es kalt und andachtslos zum Werkzeug unserer Fleischeslust erniedrigt haben, statt uns ihm zu nahen in gemeinsam anbetender Hingebung an den Schöpfer und in den Ebenbildern des Weibes, das in reiner Jungfräulichkeit einst unsern Heiland zur Welt geboren hat, den schönsten und mildesten Ausdruck alles von Gott Erschaffenen zu ehren. Die Zeit des priesterlichen Weibes hat noch erst zu kommen!

„Und doch,“ wendete Plessen ein, „ist die Erkenntniß schon so häufig aufgetaucht. Das Mittelalter, das im Cultus der Ritterlichkeit die Frau verklärend anbetete, das ihr als Oberhaupt klösterlicher Gemeinden eine große geistige Gewalt überantwortete, die Quäker, Herrnhuther, Menoniten, welche die Priesterschaft des Weibes in ihren Gemeinden anerkennen, und grade jetzt wieder in unserer Zeit die St. Simonisten, sie Alle müssen mehr oder minder das Bewußtsein der Wahrheit und dessen, was uns Noth thut, empfun-

den haben. Woran liegt es nun, daß diese Wahrheit sich noch nie rein und voll aus ihrer Mitte herauszugestalten vermochte?"

„Woran es liegt?“ rief Cornelle, „an der Unvollkommenheit des Weibes liegt es? Wir Alle wollen noch Etwas sein, um unserer selber willen, wir verlangen noch Dank, noch Anerkennung, noch Liebe für uns allein, für die körperliche Wesenheit, die wir unser irdisches Selbst nennen. Aber das Weib, das als heiliger Priester Gottes verehrt werden soll, das darf kein Ich besitzen, das muß selbstlos sein und Nichts begehren um sein selber willen. Es muß Gott danken in jedem Augenblicke, daß ein Theil seines Geistes in ihm Fleisch geworden ist, es muß sein leiblich Theil unterdrücken durch Buße und Entsagung, damit der Geist Gottes um so freier in ihm walte, sich um so reiner in ihm zur Erscheinung bringen könne. Und erst wenn wir dienstbar geworden sind Jedem, der Noth leidet, wenn wir mitgetheilt haben Alles, was wir an leiblichem und an geistigem Gute besitzen, wenn wir Nichts mehr unser eigen nennen, als das Herz

voll ewig unsterblicher Liebe zu dem, der uns geschaffen hat, dann können wir würdig werden ihn zu preisen, dann können wir aufblicken und sprechen: walte in mir heiliger Geist der Gnade, daß ich dich erkenne und dich verkünde, als ein reines Werkzeug deiner Liebe in der Gemeinde deiner Heiligen! Dann wird der Geist Gottes auf uns herniedersinken, und dann wird das Weib die Priesterin der allwaltenden Liebe werden, die alle Liebe in sich schließt auf Erden! Und daß wir dies erringen, dazu helfe uns der Allhelfende, danach laffet uns streben, dazu uns stützen und anfeuern als Brüder und Schwestern in unserm Herrn und Heilande Jesu Christo!"

Sie war aufgestanden, hatte ihre Arme betend empor gehoben, und reichte, da sie in hoher Begeisterung geendet hatte, ihre Rechte, als fordere sie einen Eid, dem neben ihr sitzenden Plessen dar, der sie ergriff, und vor ihr niederknieend, ihre Hand auf sein Haupt legte. „Laß Deinen Segen über uns walten Du reines Herz! Du liebevolle Seele!" rief er, „laß Deinen Segen uns stark machen uns zu erheben zu dem, was wir

sein wollen und sollen von dieser Stunde ab, eine brüderliche Gemeinde der Heiligen, ein Saamenkorn in der allgemeinen Verderbniß, ausgestreut durch Gottes Vaterhuld, daß von ihm ausgehe die Sehnsucht nach Licht und Gnade. Und auf meinen Knien schwöre ich Dir, die ich verehere als ein Ebenbild der Ebenedeten, daß ich Nichts verlangen will in dieser Welt, als den Geist Gottes zu verkünden allerwegen, daß ich nicht achten will die Bande der Blutsverwandschaft, daß nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder oder Schwester, daß nicht Amt und Würde mich fetten sollen an sich, und daß ich fortan Nichts achten und anerkennen will als die Bande, die mich binden an die Gemeinde der Heiligen, und daß kein Gesetz mich leiten soll, als der Geist Gottes, der ihr Führer sein soll und ihr Gesetz. Daß wir also würdig werden wollen der Gnade Gottes, durch Hingabe an die hingeebene Selbstlosigkeit in der Gestalt des reinen Weibes, das laßt uns schwören vor Gott dem Allmächtigen, und dazu verhelfe uns der Heiland!“

Seine Stimme hatte in dieser tiefen Erre-

gung den sanft vibrirenden weichen Klang, der sie in alle Herzen bringen machte, seine Augen leuchteten in mildem Glanze, obschon die Thränen in ihnen zitterten, und verklärten das bleiche Angesicht, dessen Ausdruck der Kränklichkeit seinen Anblick noch rührender machte. Er glich den Bildern sterbender Heiligen, deren Seele sich frei und begeistert der erschauten Himmelsglorie entgegen schwingt. Corneliens Herz wallte über in tiefer Bewegung, und sich mit Thränen zu dem Knieenden hernieder neigend, breitete sie die Arme gegen ihn aus, und schloß ihn an ihr Herz.

Die Handlung war eine unwillkürliche gewesen, kaum aber hatte sie sie vollzogen, als die Gewohnheit der ihr anezogenen Sitte in ihr rege ward. Sie fühlte sich beschämt, und ihre Verwirrung zu verbergen und der Umarmung das Gepräge einer besonderen Gunst zu rauben, umarmte sie auch die beiden anderen Männer, während die Gräfin, in der die religiöse Begeisterung den Taft der Welt dame nicht vermindern konnte, ihr zu Hülfe kam, indem sie ihrem Beispiele folgte.

Dieser Vorgang, der die Frauen durch seine Plötzlichkeit und Ungewohnheit außer Fassung brachte, und sie verstummen ließ, begeisterte die Männer. Sie fühlten sich wie zu einem Mysterium geweiht, und zum ersten Male tauchte verführerisch in dem Prediger der Gedanke auf, aus dieser Gemeinschaft frommer Seelen, für die man fortan die von Cornelia gewählte Bezeichnung, der Gemeinde der Heiligen, annahm, eine wirkliche Gemeinde, eine Sekte zu gründen. Eine Wiebergeburt des Christenthumes zu seiner ursprünglichen Reinheit durch diese Sekte zu bewirken, erschien ihm nicht unmöglich, sondern als das lang geahnte Ziel seines Lebens und Wirkens.

Die frühere Erwähnung der Bedeutung, welche die Frauen in einigen der christlichen Sekten genossen, bot den Anlaß, den Geist jener Sekten zu prüfen. Man kam also überein, bei den nächsten Zusammenkünften die Werke des Grafen Zinzendorf zu studiren, für dessen Ideen die Gräfin immer eine gewisse Neigung gehabt hatte, während der Prediger und Friedrich anerkannten, daß in den Institutionen, auf deren Grundlage

die Brüdergemeinschaften gegründet worden, jene Idee der allgemeinen Gleichheit wesentlich vertreten sei, aus der seit der ersten französischen Revolution mehr oder weniger alle politischen Bewegungen hervorgegangen waren, und die zur Geltung zu bringen, also die Aufgabe der Zukunft sein werde.

Blessen betheiligte sich bei diesen Erörterungen in keiner Weise. Er war still in sich versunken, und auch Cornelle war schweigsam. Erst als man das Cabinet verließ, um in einem andern Zimmer die Abendmahlzeit einzunehmen, welche der Prediger mit Gebet einsegnete und beschloß, fanden jene Beiden ihre gewohnte Fassung wieder, und das Gespräch wendete sich nun erst der praktischen Thätigkeit des Vereines, dann Gegenständen von allgemeinem Interesse zu, wobei die Bedeutung der Kunst für die Erhebung der Seele zu Gott, in vielfache Betrachtung kam, weil die Gräfin sie zu den geistigen Elementen zählte, die wir unter uns anzubauen und zu pflegen hätten, während Cornelle sie, als der Sinnenwelt angehörend, verwarf, und darauf bestand, daß man

das Christusbild aus dem Vercabinette entfernen, und höchstens ein einfaches Kreuz an seine Stelle setzen solle, denn es stehe geschrieben: „die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.“

Die ganze Art der Unterhaltung aber hielt die Theilnahme der Freunde unablässig in würdiger Weise beschäftigt, und Friedrich kehrte am Abende mit einer Fülle anregender Gedanken in seine Wohnung heim, in sich befriedigter als er es seit langer Zeit gewesen. In einer kirchlichen Gemeinschaft, die rein menschlichen und socialen Zwecken diene, und sich auf dem Boden des Christenthumes zum Erklären, Läutern und Verwirklichen desselben vereinte, hoffte er gefunden zu haben, was er so lange gesucht hatte. Die abstracte, speculative Philosophie entsprach seinem inneren Bedürfnisse nicht, ihre Terminologie war ihm ein Stein, den man ihm für das Brod des Lebens hinreichte, nach dem er schmachtete, ihr zerlegendes Wesen entwurzelte ihn selbst, und doch hatte er die Unbefangtheit seines früheren Glaubens seit dem Tode seines Vaters nicht mehr

wieder gewonnen. Jetzt aber wählte er, jenen naiven Glauben an das Christenthum durch diese neue poetische und mystische Exaltation für dasselbe in sich ersetzt zu fühlen. Er hatte sich es oft gesagt, daß eine andere Form gefunden werden müsse, in der das ideale Streben der Menschennatur sich genug zu thun vermöchte, und sich nach einer neuen Religion gesehnt, welche die geistigen und leiblichen Elemente nicht vereinte, (denn er betrachtete sie als gesonderte, ja einander feindliche Kräfte), sondern ihnen innerhalb ihres Kreises den ihnen nöthigen Spielraum gönnte, nach einer Religion, die, wie der Monotheismus der Juden und der Mahomedaner, Gott zum Lenker und einzigen Gesetzgeber auch auf Erden machte. Die Trennung der Religion und ihrer Vorschriften von den staatlichen Gesetzen sah er als eine Quelle unserer meisten Uebel an, und schon lange hatte ihm der Gedanke an eine neue Reformation vor der Seele geschwebt, durch welche die Religion und das Staatsgesetz in sich einig und unzertrennlich werden sollten, so daß die Priester zugleich Vertreter des Gesetzes, und der von ihnen ertheilte

Religionsunterricht die Erziehung für dieß eine untheilbare Gesetz werden mußte. Diese Ideen den Freunden mitzutheilen, sie mit den ihren auszutauschen und zu berichtigen, lag ihm sehr am Herzen, und wie man in dem engvertrauten Kreise sich dem Studium der Zinzendorf'schen Werke überließ, so wendete er seine ganze Aufmerksamkeit den Schriften St. Simon's und Fourier's zu, um ihre auf Theokratie gegründeten Vorschläge zu einer neuen Gesetzgebung und Umgestaltung der socialen Verhältnisse im Interesse der Gemeinde der Heiligen kennen zu lernen.

Zweites Kapitel.

Während die Freunde sich auf solche Weise in ihre religiösen Uebungen versenkten, und ihre Thätigkeit immer weiter in die Allgemeinheit ausdehnten, verödete das Familienleben des Barons von Tag zu Tage mehr. Cornelia fing an den häuslichen Beruf der Frau als Nebensache geringzuschätzen, und uneingedenk der Wahrheit, daß der Gesammtheit am Besten geholfen werde, wenn Jeder an seinem Plage seine nächste Schuldigkeit thue, nur in dem Wirken für die Gemeindemitglieder ihre Genugthuung zu finden.

Die Aufsicht des Hauses fiel dadurch Augusten zu Theil, und Cornelia, welche es vergebens

versucht hatte, die nun ganz erwachsene Cousine für die Richtung der Gemeinde zu gewinnen, legte ihr um so ruhiger jene Pflichten auf, als Auguste selbst die größte Befriedigung darin zu haben schien. Lange als Kind behandelt, wie es den jüngsten Mädchen in den Familien zu geschehen pflegte, in denen ältere und obenein begabtere Töchter vorhanden sind, fühlte sie es als eine Wohlthat, nicht mehr gehorchen zu müssen, sondern anordnen und befehlen zu können, und ohne Anlage oder Neigung für geistige und künstlerische Beschäftigung, dabei aber thätig von Natur, ward ihr das Arbeiten und Schaffen im Hause zu einer Nothwendigkeit, wollte sie nicht die Langerweile des Müßigganges empfinden.

Daß sie nicht Helene's Anmuth, nicht Corneliens Bedeutung besäße, daß ihre Ansprüche an das Leben denen ihrer Cousinen nicht gleich kämen, hatte sie von Jugend auf sowohl an dem Benehmen der Gäste, als an dem der Dienerschaft ermessen können, wenn die Liebe ihrer verstorbenen Tante und die Güte der ganzen Familie sie auch als Kind des Hauses behandelt hatten, und die

Briefe ihres Vaters hatten nur dazu beigetragen, sie daran zu erinnern, daß sie eine Fremde sei, daß ihre Zukunft nicht die der Heidenbruckschen Kinder sein werde.

Dieser Vater, der Bruder der Baronin, war durch seinen Leichtsinns früh in schlimme Händel verwickelt, und in Folge einer Heirath mit einem ungebildeten Mädchen niederen Standes zum Austritt aus dem Regimente genöthigt worden, in dem er als Lieutenant gedient hatte. Durch die Vermittelung seines Schwagers hatte er eine Stelle als Subaltern-Beamter bei dem Zollamte einer Grenzstadt erhalten, und dort sich, nachdem Augustens Mutter bei der Geburt dieses ihres einzigen Kindes gestorben war, zum zweiten Male vermählt, ohne eine bessere Wahl zu treffen. Seiner zweiten Ehe war eine zahlreiche Familie entsprossen, und da Noth und Sorge, die Folge beschränkter Verhältnisse und übler Wirthschaft, sich mehr und mehr jenes Hausstandes bemächtigten, hatte die Baronin das älteste Kind, Auguste, zu sich genommen, und sich zur Versorgung desselben erboten, während sie, so weit es in ihrer Macht

gestanden, dem Mangel und den Wirrnissen ihres Bruders redlich abgeholfen hatte.

Nur vierteljährig waren Briefe zwischen ihrem Vater und Augusten gewechselt worden, sie hatten aber hingereicht, einen Schatten über ihr Leben zu werfen, und ihre Augen auf Zustände zu richten, von denen ihre glücklicheren Cousinen unberührt geblieben waren. Jedes Schreiben ihres Vaters hatte von seinem Mangel gesprochen, jedes der Kleinen vorgehalten, wie gut sie es habe im Vergleiche zu den Ihrigen. Immer waren offene oder versteckte Forderungen darin enthalten gewesen, deren Gewährung zu erwirken, sie direct oder indirect die Weisung empfangen, und niemals hatte die Ermahnung gefehlt, sich nicht an die Pracht und Herrlichkeit ihres jetzigen Lebens zu gewöhnen, sondern sich stets zu erinnern, daß ihr Vater von Rang und Reichthum zum Elend herabgesunken sei, und daß man auf Nichts weniger zu rechnen habe, als auf die Beständigkeit irdischen Besitzes und auf die Treue der Menschen.

Hatte die Baronin um Augustens Willen das Abbrechen dieses brieflichen Verkehrs oft ge-

wünscht, so hatte der Baron sich dieser Ansicht widersetzt, weil kein Mensch auf Erden das Recht habe, einem Vater, der nicht für bürgerlich ehrlos erklärt worden sei, die Unrechte an seine Kinder zu entziehen, ja er selbst hatte die Hand dazu geboten, als der Vater einst das Kind zu sehen und zu diesem Zwecke die Hauptstadt zu besuchen gewünscht. Indes jene Begegnung war für die damals vierzehnjährige Auguste eine durchaus nachtheilige gewesen. Das schon von Natur nicht edle Wesen ihres Vaters hatte sich in dem langen Besammensein mit einer rohen Frau und in dem Verkehre mit ungebildeten Menschen erniedrigt, und Kinder sind bei der Lebhaftigkeit, mit der ihre frischen Sinne die ersten Eindrücke empfangen, scharfe Beobachter und strenge Richter. Der Unterschied in der Erscheinung des Zollamtscontroleurs und des Barons, die Scheu, mit der die eigene Schwester ihn behandelte, der Zwang, welchen die Uebrigen sich auferlegten, ihm rücksichtsvoll als einem Verwandten zu begegnen, vor Allem aber die Geringschätzung der Dienerschaft, waren ihr nicht entgangen, und hatten ihr einen

unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sie fürchtete sich vor dem Vater, sie schämte sich seiner. Es dünkte sie, als ob alle Augen mittheilig auf sie blickten, als ob jeder gewohnte Beweis der Zärtlichkeit ihrer Tante sie entschädigen sollte für das Unglück, die Tochter eines solchen Vaters zu sein, und als ob das Mädchen, das zu ihrer Bedienung angewiesen war, sie von Stunde an nicht mehr wie sonst, sondern mehr wie ihres Gleichen ansähe und behandelte, worin sie sich nicht täuschte.

Ein Gefühl unverdienter Demüthigung, eine misstrauische Angst, man könne sie an ihren Vater erinnern wollen, blieben ihr davon zurück, und während sie selbst fast niemals von ihm sprach, hegte sie doch ein unaufhörliches Mitleid mit seiner und der Seinigen Bedrängniß, wenn sie des Ueberflusses gedachte, der sie umgab und den sie theilte. Weil ihre schmerzlichsten Erfahrungen sich an ihren Vater knüpften, wähnte sie, alles Leid könne den Menschen nur von dieser einen Seite kommen, und aus diesem Empfinden hatte sie einst an Friedrich, als sie ihn an jenem Weihnachtsabende so niedergeschlagen mitten in der

allgemeinen Freude erblickt, die Frage gerichtet, „ob er noch einen Vater habe?“

Eine frühreife Einsicht in des Daseins Drangsale, eine gewisse trockene Altklugheit und ein trauriger Zwiespalt in ihrem Empfinden, waren die Folgen dieser Verhältnisse. Die Vorsorge der Baronin hatte sie nicht zu bekämpfen vermocht, und nach dem Tode der Tante, als das Mädchen sich mehr und mehr auf sich selbst gewiesen sah, hatten diese Fehler nur um so tiefer in ihr Wurzel gefaßt.

Sie hatte die heitere Geselligkeit nicht vergessen, welche früher das Leben ihrer Cousinen verschönt. Da aber weder der Onkel in seiner Zurückgezogenheit, noch Cornelia in ihrer wachsenden Weltentfremdung daran dachten, ihr einen gleichen Jugendgenuß zu bereiten, so bestärkte sie diese Vernachlässigung in dem Gedanken, daß es für sie ein Unglück gewesen, in Verhältnissen erzogen zu werden, für die sie nicht bestimmt sei. Halb aus Resignation und Vernunft, halb aus trotzenber Verletztheit, beschloß sie also, sich nicht mehr als ein gleichberechtigtes, sondern als ein dienst-

bares Mitglied des Hauses anzusehen. Jene Beforgungen, die sie bisher aus freier Neigung übernommen, behandelte sie jetzt als ihr obliegende Pflichten, welche zu erfüllen sie sich als eine That der Dankbarkeit und Selbstverleugnung anrechnete, und während der Baron und die nächsten Freunde des Hauses, Auguste um ihrer magdlichen Dienstbarkeit willen liebgewannen und priesen, entwickelte sich in ihr ein beschränkter Hochmuth, der die eigenen häuslichen Leistungen als das Wesentliche, alles geistige Streben aber als unwesentlich für eine Frau betrachtete. Unfähig Helene oder Cornelle in ihren Vorzügen zu erreichen oder dieselben vergessen zu machen, bildete sie in sich mit dem nie fehlenden bewußtlosen Instincte enger Frauenseelen jene Eigenschaften aus, welche bei den Cousinen niemals in Anschlag gekommen waren, und in denen sie ohne Nebenbuhlerin und ohne Vergleichung das Feld behaupten konnte. Sie ward Hausfrau aus Selbsterhaltungstrieb und eigensüchtig aus demselben Grunde; denn der Egoismus ist die Waffe, das Horn, der Stachel, den die Natur dem Menschen mitgegeben hat. Er

ist in dem großen Charakter Bedingung und Hebel seiner Wirksamkeit, in dem kleinen Nothwehr, und diese Nothwehr des Schwachen wird zugleich der Widerstand für den Starken, damit er das Material, in und mit dem er arbeitet, nicht zu schnell verbrauche. Beschränkte Menschen sind darum meist von einer zähen Ausdauer, an der die Energie von Riesenkräften stumpf und müde wird.

Auf solche Art fanden der Baron sowohl, als Richard und Georg sich auf Auguste angewiesen. Auch die Hausfreunde gewöhnten sich daran, das junge siebenzehnjährige Mädchen als die Wirthin des Hauses anzusehen, die überall ausgleichend, vorsorgend und vermittelnd, sich Allen unentbehrlich zu machen wußte. Vor Allen wurde dem Lieutenant ein Bedürfniß, der die Einförmigkeit des Vaterhauses im hohen Grade drückend fand, während die alte Familienordnung ihn doch nöthigte, die Abende so viel als thunlich in demselben zuzubringen, und der Wunsch, dem Byron die beginnende Vereinsamung des Alters weniger empfinden zu lassen, ihn von selbst dazu vermochte. Rückhaltlos hatte er bei allen

Gelegenheiten es Cornellen zum Vorwurf gemacht, daß sie über ihrer persönlichen Genugthuung, über ihre neuen Freunde ihre natürlichen Pflichten und ihre Familie vergesse. Er hatte sie getadelt, daß sie Augustens Jugend ohne alle Freude dahinschwenden lasse, und wie er sich dadurch die Schwester entfremdete, war in dem Herzen der Cousine eine dankbare Hinneigung zu ihm erwachsen, die alle jene Vorsorge, welche sie den Anderen aus Pflichtgefühl bezeugte, für ihren Beschützer mit freudiger Liebe übernahm. Sie lernte seine Ideengänge kennen, sie wußte, wann der Augenblick gekommen war, die Unterhaltungen zwischen Vater und Sohn mit irgend einem Scherze zu unterbrechen, ehe sie den Punkt erreichte, auf dem die Ansichten der Männer sich feindlich entgegen traten, und fast kein Tag verging, an dem sie Georg nicht auf irgend eine Weise zu verpflichten wußte. Ueberlegt, vorsichtig und sparsam, besaß sie gerade die Eigenschaften, welche dem Lieutenant fehlten, der sie bald zur Vertrauten der Verlegenheiten machte, in die sein heftiger Charakter ihn verwickelte.

Genöthigt, Zerstreung außerhalb des Hauses

zu suchen, wobei der Umgang mit Karssen ihm verderblich war, hatte zugleich die fortschreitende Freiheitsbewegung im Südwesten des deutschen Vaterlandes ihn in ihre Kreise gezogen, und die Ansichten des Doctors in ihm einen gelehrigen und enthusiastischen Schüler gefunden, der sich darin gefiel, die neu erworbene Einsicht der stets freundlich zuhörenden Auguste und dem heranwachsenden Richard zugänglich zu machen, um sich lehrend der erworbenen Erkenntniß deutlicher bewußt zu werden.

Bei Mädchen und Frauen gilt aber die Theilnahme für eine Idee häufig nur dem Manne, der sie vertritt, und so vermochte Auguste den Gesprächen ihres Vaters mit Freude zuzuhören, seine Hoffnungen und Befürchtungen zu den ihren zu machen, obschon sie die vollständigste Gleichgültigkeit hegte für die Fortschritte des Constitutionalismus, während der jüngere Richard das Gedeihen desselben als einen Triumph der englischen Gesetzgebung über die deutsche ansah, und sich dafür begeistern konnte. Kaum zwölf Jahre alt bei dem Tode seines Vaters, hatte der Stolz

auf die Nation, der er angehörte, schon so tiefe Wurzel in dem Knabenherzen geschlagen, daß die spätere Erziehung in Deutschland in ihm das Selbstgefühl des freigebornen Engländer nicht mehr zu unterdrücken vermochte, und mehr, als der Lieutenant es gewahr wurde, stachelte des Knaben stets mit Entzücken gesprochenes: „ich bin ein englischer Bürger!“ die Unzufriedenheit Georgs mit seinen eigenen Verhältnissen auf.

Wißbegierig, wie Richard es war, fand er in Plessens Vorliebe für England auf ihren täglichen Spaziergängen Gelegenheit, sich über die Geseze und Zustände des Landes zu unterrichten, dem er angehörte, und in das er zurückzukehren gedachte, sobald seine Schulbildung beendet und er in das achtzehnte Lebensjahr getreten sein würde. Sein Vater hatte es angeordnet, daß das Handlungshaus in Lissabon bis zu des Sohnes erlangter Großjährigkeit fortgeführt werden und ihm dann die Bestimmung freistehen sollte, ob er es auflösen oder als Chef in dasselbe eintreten wolle, wie denn auch die Wahl seines Berufes ihm vollkommen freigestellt und über-

haupt nur die unerläßlichste Bevormundung für ihn festgesetzt worden war. Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Testamentes hatte Richard an seinem vierzehnten Geburtstage erfahren, daß er der Erbe eines großen Vermögens und der freie Herr seines Willens sei, während ihm zu gleicher Zeit ein Schreiben seines Vaters übergeben worden war, das ihn in den einfachsten und männlichsten Ausdrücken ermahnte, die ihm gewordenen Vorzüge würdig zu brauchen. „Du trittst ohne die Nothwendigkeit der Dienstbarkeit in das Leben,“ schloß es, „es ist Niemand da, der Dir zu gebieten hat, Du stehst allein unter den Gesetzen Deines edlen Vaterlandes, sobald Du aus der Vormundschaft Deines Onkels entlassen sein wirst. Benutze deine Jugend, Dich reif zu machen für das Leben, und bedenke, daß gerade Deine Unabhängigkeit Dir die Pflicht auferlegt, sie als Mann, als Engländer und als Gentleman würdig zu gebrauchen!“

Diese Erziehungsweise, so sehr sie sich im Gegensatz zu den Ansichten des Barons befand, äußerte auf Richard die günstigste Wirkung. In

einem Alter, in welchem die Knaben in Deutschland fast noch ausschließlich mit den Spielen der Kindheit beschäftigt sind, blickte der junge Engländer, wenn er sich mit Lust der Gesellschaft seiner Kameraden überlassen hatte, hinüber zu dem mächtigen Inselvolke, von dessen weltbeherrschender Macht, von dessen freien Bürgern zu hören, ihn tiefer erschütterte, ihn gewaltiger erhob, als die Geschichtserzählungen aus der Vorzeit es vermochten. Die Begeisterung, welche uns aus der Vergangenheit quillt, ist unfruchtbar gegen den fortzeugenden Enthusiasmus, den eine würdige Gegenwart in uns erregt. Von Jugend auf zu wissen, daß auf jedem Punkte der Erde keine Person unverletzlich sei, so lange er durch kein Verbrechen sich des Schutzes der Gesetze unwerth mache, zu wissen, daß die mächtigste Nation der Erde, in ihrer Gesamtheit, jede ihm zugesügte Unbill räche, das waren Gedanken, welche der Knabe mit freudestrahlenden Augen aussprach; und auf dem Boote, das er sich nach einem englischen Muster hatte bauen lassen, umher zu rudern, die englische Flagge über seinem lockigen

das Haupte, das flöste ihm eine Wonne ein, unter der sein junges Herz sich in stolzen Schlägen schwellte.

So standen die Verhältnisse im Hause, als ein Maskenball, der im Anfange des Winters stattfinden sollte, die allgemeine Theilnahme erregte, weil man mit demselben die Anwesenheit eines der Prinzen zu feiern gedachte. Der Baron, der sich in diesem Falle dem Feste nicht entziehen konnte, hatte der Tochter erklärt, dem Balle beiwohnen und sie und Auguste hinführen zu wollen, war aber bei Cornelia auf Widerstand gestoßen. Sie wendete ihm ein, daß sie seit dem Tode ihrer Mutter von dergleichen Zerstreungen entwöhnt sei, sie entschuldigte sich mit ihrer Unlust an denselben, als jedoch der Baron auf seinem Wunsche beharrte, und ihr vorhielt, daß es ihre Pflicht sei, sich seinem Willen und dem Vergnügen der stets dienstfertigen und selbstlosen Cousine zu unterordnen, da brach Cornelia verstummend in Thränen aus.

„Was soll das?“ fragte der Baron, „Du weißt, daß ich an meinen Kindern die Schwäche des Wejnens nicht ertragen mag!“

„Es ist nicht Schwäche, theurer Vater!“ entgegnete Cornelia, „es ist der Schmerz, der sie mir krepst. Ich habe den Augenblick lange gefürchtet, in dem ich mich zwischen Dir, mein theurer Vater, und meinem himmlischen Vater gestellt fühlen würde, und er ist gekommen!“

Sie hielt inne, der Baron schwieg auch, als er erwartete, daß sie fortfahren würde, da sie es nicht that, sagte er nach einer Pause: „Und nun Cornelia?“

„Nun, mein theurer Vater! muß ich Dir endlich bekennen, daß ich den Weg der Halbheit, den ich bisher gegangen bin, nicht weiter gehen kann. Ich kann nicht, selbst nicht für Dich, dem ich mein Leben danke, meine Seele fortstrecken lassen zwischen den hohlen, und vernichtenden Freuden eiller Weltlust und der Erhebung zum Lichte und zur Wahrheit. Gönn mir, daß ich fortan meiner Ueberzeugung leben, daß ich mich heiligen darf in mir nach meinem Sinne, um der Gemeinschaft meines Heilandes und derer, die sich um ihn schaaren, werth zu werden. Muth mir nicht, mehr zu, an dem hohlen Treiben der

Weltmenschen Theil zu nehmen, vor dem mein Bewußtsein schaudert, und laß mich Dir, wie mein leiblich Dasein, so auch das ungestörte Heil meiner Seele verdanken!“

Mit dieser Bitte währte die Tochter das höchste Zugeständniß gemacht zu haben, das ihr zu thun verstattet sei, denn ihr Bewußtsein hob sie seit langer Zeit über all diejenigen hinaus, die ohne Erleuchtung die Pfade der Welt wandelten, und sie bat es im Herzen ihrem Heilande ab, daß sie sich gedemüthigt habe, wo es ihre Pflicht gewesen wäre, mit der Kraft der Ueberzeugung seine Wahrheit als unumstößliches Gesetz zu verkünden. Der Baron aber faßte es anders auf.

Er hatte sie ohne ein Zeichen von Bewegung ruhig sprechen lassen. Als sie geendet hatte, sagte er: „Ich habe Dich angehört, nun höre mich an. Als ich Dir gestattete, die von Deiner seligen Mutter gegründeten Vereine fortzuführen, geschah es in der Voraussetzung, daß sie in ihrem und in meinem Sinne verwaltet werden sollten, daß sie eine Kette bilden würden zwischen dem Adel und dem Volke, daß sie dem Bürger ein Beispiel

werden würden, was dem Reichen gegen den Armen, dem Glücklichen gegen den Leidenden zu thun obliege. Der Verein sollte in diesen Zeiten der Verwirrung und des Hasses der Stände, ein ausöhnendes Bindemittel zwischen ihnen herstellen, und der Adel als die Stütze des Thrones sollte, das war mein gegen Deine Mutter ausgesprochener Grundsatz, ohne Anspruch auf Anerkennung im Stillen daran arbeiten, den sittlichen Boden zu befestigen, auf dem allein der Thron in sicherer Ruhe sich erhebt.“

„Dieser sittliche Boden grade, mein Vater!“ fiel ihm Cornelia in's Wort, aber der Baron ließ sie nicht enden.

„Unterbrich mich nicht!“ sagte er streng und fuhr dann fort: „Ich billigte es, daß Du die Gräfin an die Spitze des Unternehmens stelltest, denn Du kanntest meine Ansicht, daß es einem Mädchen nicht gezieme, mit ihrem Namen in die Oeffentlichkeit zu treten. Ich gestattete Dir, in Deiner Lebensweise einfachere Gewohnheiten, in Deiner Kleidung größere Schlichtheit anzunehmen, weil es in unseren Zeiten nützlich ist, sich bedürfnislos

zu machen. — Aber ich verbiete Dir von dieser Stunde ab die Theilnahme an dem Hülfsvereine, denn ich sehe, was ich bereits vermuthet, daß ihr auf Abwege gerathen seid, daß ihr euch in religiöse Spielereien versenkt habt, die ich mißbillige und denen ich ein Ende gemacht haben will, weil sie Deinen gesunden Sinn, weil sie Dein Urtheil, das wir klar erzogen haben, bereits so weit verwirrten, daß Du Deine nächste und bis jetzt einzige Pflicht vergessen konntest, die Pflicht des Gehorsams gegen mich. Du hast keine andere. Erfülle sie, Cornelle!

Er gab ihr bei diesen Worten die Hand, seines Erfolges gewiß und also zum Verzeihen des Vorhergegangenen bereit, aber er hatte sich getäuscht, denn er hatte nicht auf die Kraft in Cornellen gerechnet, die der Fanatismus verleiht.

„Meine einzige Pflicht ist der Gehorsam gegen Gott!“ sagte sie fest, „und wenn ich gestellt werde zwischen Menschenwillen und den Willen meines Schöpfers, darf mein Herz nicht schwanken. Du selbst, mein Vater! hast mich durch das Sacrament der heiligen Taufe zur Nachfolge des Hei-

landes geweiht, wie darfst Du mich hindern ihm nachzustreben?"

„Laß die Phrasen, Cornelia!“ rief der Baron, „sie mögen Bewunderung erregen vor den Ohren Deiner Freunde, mir sind sie leeres Wortgepränge. Du kennst jetzt meinen Willen. Du entsagst von heute ab der Theilnahme an dem Vereine und Du begleitest Auguste zu dem Balle! Es wird Dir leicht werden, Deine Verblendung zu erkennen, sobald Du Dich wieder in dem Dir zukommenden Lebensgleise bewegen wirst.“

„Das werde ich nicht, mein Vater!“

„Cornelia!“

„Ich werde und ich darf es nicht, mein Vater!“ wiederholte sie.

„So werde ich Dich zwingen es zu thun!“

„Zwingen?“ fragte Cornelia, „wie ist das möglich, Vater?“

„Du verlässest von heute ab nicht ohne mein Wissen das Haus, und empfängst keine Besuche ohne meinen Willen.“

„Die Einsamkeit ist eine Gnade für den, mit dem der Geist des Heilandes ist. Er wird bei

mir sein und mein Trost allezeit; ich danke Dir, mein Vater!" sagte sie, küßte dem Baron die Hand und verließ das Zimmer, beseligt durch das Bewußtsein eines Märtyrthums.

Der Baron blieb zurück mit dem Gefühle eines Mannes, der die Grundpfeiler seines Hauses hat wanken sehen. Ein Herrscher, an dessen Krone sein Volk die Hand gelegt, mag sich immerhin noch ferner von Gottes Gnade nennen, der eigne Glaube an seine Göttlichkeit ist doch verloren. Noch hoffte der Baron zu siegen, aber daß er es zu der Nothwendigkeit eines Sieges kommen lassen, zerstörte in ihm das Bewußtsein der Unfehlbarkeit, in der das Geheimniß seiner Kraft geruht. Er hatte sein Kind auf falschem Wege wandeln lassen, er war nicht die Vorsehung seines Kindes gewesen, das gab Cornelian das Recht, einen höhern Willen als den seinen zu verehren.

Er bereute die Uebereilung, mit der er sich zu einer Drohung hinreißen lassen, welche er auszuführen weder gesonnen, noch im Stande war. Wie lange konnte er diese Clausur über seine Tochter verhängen? Sie von dem Orte zu ent-

fernen, würde er sich um so weniger entschlossen haben, je mehr er sie seiner Leitung bedürftig glaubte, und sie zwingen, sich den geselligen Freuden und den früheren Lebensgewohnheiten wieder zu überlassen, war unmöglich, denn der Zwang kann Vieles hindern, aber Nichts befördern, wenn er nicht zu physischen Gewaltmitteln seine Zuflucht nehmen will. Dem Auge seiner Freunde, dem Auge der Dienerschaft den Zwiespalt kundzugeben, der sich zwischen ihm und seiner Tochter aufgethan, hieß für ihn eine Niederlage eingestehen und sich der gewohnten Waffen freiwillig berauben. Wenn er anderseits Cornelian die Genugthuung des Verdienstes für ihren Glauben gewährte, erhob er ihr Selbstbewußtsein und ihre Bedeutung in der Werthschätzung ihrer Sinnesgenossen. Zum ersten Male entschloß er sich zu einem Widerrufe, aber sein Schritt dünkte ihn wankend, als er das Zimmer seiner Tochter betraf, und tiefe Blässe lag auf seiner verbüßerten Stirne.

Cornelie war mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Sie erhob sich bei seinem Eintritt mit einer Formlichkeit, die ihn kalt berührte, weil sie ihm zeigte,

daß es Worte und Handlungen giebt, die dem innigsten Verhältniß einen nie mehr auszugleichenden Schaden zufügen. Mit dieser erzwungenen Ehrerbietung hatte noch keines seiner Kinder je vor ihm gestanden. Sie erschütterte ihn auf das Tiefste, und mit bewegter Stimme sprach er: „Ich komme, Dir zu sagen, daß ich meinen Vorsatz ändere. Ich will Deiner Einsicht nicht Gewalt anthun, aber ich fordere von Dir strenge Prüfung dessen, was Du Deinen Glauben nennst, und ich werde Dir Gelegenheit bieten, sie zu üben. Du bist Herr Deines Kommens und Gehens wie zuvor, ich dispensire Dich für diesmal von dem Valle, denn Du bedarfst allerdings der Sammlung, um Dir klar zu machen, wohin Du Dich verirrt hast. Komm zum Thee herunter.“

Damit wendete er sich ab und schritt langsam der Thüre zu, auf einen Dank, wie auf ein zusagendes Wort der Tochter rechnend. Es ward nicht gesprochen. Cornelia selbst erschraf vor ihrem Schweigen. Es war öde und kalt in ihrem Innern, und mit herzerreißender Klarheit empfand

sie, daß man den nicht lieben kann, der unum-
 schränkte Macht hat über uns. Vor der Gewalt,
 auch vor der edelsten, vermag der selbstbewusste
 Mensch allenfalls Ehrfurcht zu fühlen, aber Liebe
 erwächst und besteht nur in der Freiheit. Men-
 schen und Völker, die ihren unbeschränkten Herrn
 zu lieben fähig sind, geben dadurch ein Zeug-
 niß ihrer Unreife und Unbeständigkeit. Der Va-
 ter und die Tochter empfanden es, daß sie in
 dieser Stunde sich an der Grenzscheide ihres bis-
 herigen Verhältnisses befanden, und daß sie über-
 schritten sei. Indes Nichts verrieth äußerlich den
 Bruch mit der Vergangenheit, ja es trat jene
 Schonung zwischen ihnen ein, welche die fehlende
 Sicherheit bezeichnet, und als ob gar Nichts vor-
 gefallen wäre, wies der Baron seine Nichte an,
 die Vorbereitungen zu dem Maskenfeste für sich
 allein zu treffen.

Auguste hatte stets einen selbstquälerischen Ge-
 nuß darin gefunden, von den Lustbarkeiten sprechen
 zu hören, an denen sie nicht Theil nahm. Jetzt,
 da der Onkel ihr freigebig eine namhafte Summe
 zur Verfügung stellte, ihre Garderobe zu beschaf-

fen, lehnte sie das reiche Anerbieten mit der Erklärung ab, sie wünsche kein Costüm anzulegen, in dessen Herrlichkeit sie sich selbst wie eine Maske dünken würde, und da man eine Reihenfolge von deutschen, italienischen und französischen Opern darzustellen beabsichtigte, bat sie den Lieutenant, die nöthigen Schritte zu thun, damit ihr die Rolle des Aschenbrödel überlassen werde.

Die spielende Weise, in der sie den Wunsch aussprach, stand ihr so vortrefflich, als später die erwählte Tracht. Das schlichte grauseidene Gewand, das Käppchen von schwarzem Sammet paßten vollkommen zu ihrem weichen blonden Haare, zu der mehr frischen und kräftigen als edlen Gestalt, und als sie am Abende des Festes zu demselben geschmückt, in das Zimmer trat, rief Richard gegen Georg gewendet mit Verwunderung aus: „Sieh doch, Georg! Auguste ist ja wirklich hübsch!“

Auch der Lieutenant bemerkte es zum ersten Male, so daß in Augustens Freude über die Bewunderung ihrer Bettern sich ein fränkendes Gefühl über die Nichtbeachtung mischte, der sie seit dem Tode ihrer Tante anheimgefallen war. Ihr

Stolz empörte sich dagegen, und während das bunte Getreibe eines Maskenballes sie umwirbelte, während der Glanz, die Lust, die sich bewegenden phantastischen Gestalten ihre Sinne aufregten und verwirrten, kam ihr urplötzlich der Gedanke, dem Schicksal abzutrogen, was der jugendliche Leichtsinns ihres Vaters ihr entzogen hatte — Unabhängigkeit und den Genuß des Lebens.

Jede neue Erscheinung in der Gesellschaft, wenn ihr der Reiz der Jugend zu Hülfe kommt, hat den Vorzug, die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen, und das junge Mädchen sah sich in einer Weise gesucht, an der die Theilnahme des Lieutenants sich entzündete. Was man geschätzt sieht, wird erstrebenswerth, und fremdes Urtheil bestimmt für die Masse den Preis der Dinge wie den eigenen Werth. Georg huldigte der Cousine mit dem vertraulichen Anrecht ihres geschwisterlichen Lebens, aber Auguste hielt sich zurück. Das machte ihn ungeduldig, er ward bringender, sie sah es und lachte über ihn, denn sie erkannte die Macht, die jedem Weibe innewohnt und beschloß sie zu benutzen. Sie schien hingerissen von

der ungewohnten Freude, aber ihr Sinn war so mächtig auf einen Punkt gerichtet, daß Nichts sie davon abzichen, Nichts sie zerstreuen konnte von dem einen Plane. Sie wollte nicht mehr die dienende Vertraute ihres Vetter's sein, sie wollte sein Weib werden, er sollte ihr die Stellung und den Genuß des Lebens geben, die sie begehrte. Und war es nicht stets unbewußte Liebe gewesen, die sie für ihn empfunden hatte? Bedurfte er ihrer nicht? so fragte sie sich, während ihre Blicke heiter leuchteten, als läge jeder ernste Gedanke ihr in weiter Ferne, als fühle sie nicht, welchen Erfolg sie gehabt, als hätte dieser erste Sieg sie nicht zu neuem Siegenwollen aufgestachelt.

Aber in ihren Träumen, ihren Wünschen und Planen ward sie durch eine ungewöhnliche Bewegung unterbrochen. Man trat in Gruppen zusammen, man lachte, es wurden Worte der Mißbilligung laut, dann plötzlich hatten eine große Anzahl von Personen, Alle fast zu gleicher Zeit, geschriebene Blätter ausgeheilt erhalten, die in witzigen Epigrammen bald die Empfänger selbst, bald andere Personen geißelten. Je-

dem waren sie durch einen Zettelträger übergeben, und zwar an den verschiedensten Stellen des Saales und in allen Nebenzimmern auf einmal, so daß viele Personen in der gleichen Maske sich dem Geschehen unterzogen haben mußten, überall fand man noch Blätter auf dem Boden liegen, und Eines überbot das Andere in witziger Spöttelei, in bitteren Sarkasmen. Eine Menge bekannter und doch nur ungern preisgegebener Verhältnisse war in den Epigrammen bloßgelegt, Privat- und öffentliche Zustände fanden ihren Richter, und während sie die allgemeinen Institutionen vom Standpunkte einer sehr radicalen Anschauungsweise, der spot- tenden Kritik anheimgaben, geißelten sie unbarmherzig die höchsten Beamten der Verwaltung und des Militärs.

Die allgemeine Bestürzung mußte den zu diesem Unternehmen Verbündeten die Zeit gelassen haben, zu entkommen. Niemand hatte vorher die Maske eines Zettelträgers wahrgenommen, dann war sie an allen Enden aufgetaucht und eben so spurlos verschwunden. Selbst dem Prinzen hatte man ein Epigramm zuzustellen gewußt,

daß ihm die empfangenen Huldigungen als eine Folge erlassener Befehle verdächtigte, und die allgemeine Mißstimmung ward noch dadurch um ein Vieles gesteigert, daß dieses Ereigniß grade in Gegenwart des jungen Fürstensohnes Statt gefunden hatte. Man versuchte über die Störung fortzukommen, aber es war nicht möglich. Der Prinz verließ den Ball, der kommandirende General, der besonders heftig angegriffen war, begleitete ihn, andere Personen, welche ähnliche Unbill erfahren hatten, folgten Jenen, nach kurzer Zeit war der Ballsaal verlassen, das Fest beendigt.

Als Auguste sich endlich in ihrem Schlafcabinette, das Herz voll Wünsche, den Geist voll Pläne, zur Ruhe niederlegte, trug sie Vermuthung in sich, die sie nur sich selbst gestand.

Drittes Kapitel.

Der Vorgang auf dem Balle brachte die ganze Stadt in Bewegung, überall sprach man von den Epigrammen, und selbst in den Kreisen, welche den Theilnehmern an dem Feste fern standen, kannte man schon am nächsten Tage den Inhalt der Spottgedichte und recitirte sie an allen Ecken und Enden. Noch in der Nacht des Balles hatte man den Hauswart und die aufwartende Dienerschaft vernommen, man hatte an den folgenden Tagen die Lohnkutscher verhört, die Epigramme waren gesammelt, die verschiedenen Handschriften derselben verglichen worden, ohne daß es zu irgend einer Spur geleitet hätte. Trotz dem

aber stellte sich die allgemeine Vermuthung dahin fest, daß der Streich von Militärpersonen ausgegangen sein müsse, weil es besonders die unvernünftige Strenge des Kamarschenbienstes, der niederdrückende Einfluß der Disciplin und die Einsichtslosigkeit, Pedanterie und sonstigen Mängel der höheren Offiziere gewesen waren, die der Spott am schärfsten hervorgehoben und gegeißelt hatte.

Schon lange war man darauf aufmerksam geworden, daß sich eine Anzahl jüngerer Offiziere ein paar Mal wöchentlich, angeblich zu wissenschaftlichen Vorlesungen versammelte, die aber meist in wilden Gelagen ihr Ende fanden. Georg war der Stifter dieses Vereines, Larssen der Lector desselben, und Vorträge über alte Geschichte und Poesie Anfangs allerdings der Zweck derselben gewesen. Indes nach kurzer Zeit waren die regelmäßigen Vorlesungsstunden in freie Unterhaltungen verwandelt worden, und Larssen's Beleuchtungen der antiken Welt, hatten die Köpfe der jungen Männer mit einem Gährungsstoffe angefüllt, der in den engen Schranken der Disciplin nicht den Raum zu abklärender Entwicklung fin-

den konnte, und sich also in vielfachen Maßlosigkeiten, in ohnmächtigem Trotz und unwilligem Gehorsam kund gab. Durch Mittellosigkeit und Rücksichten mancher Art im Dienste festgehalten, sich gegenseitig steigend in der Unzufriedenheit mit ihrer Lage, und wie die meisten Menschen geneigt, lieber die Härte des Schicksals als die eigene thatenscheue Schwäche anzuklagen, ward eine Theorie der spottenden Weltverachtung, jenes wüsten Welt Schmerzes, unter ihnen Mode und Lord Byron ihr Held.

Jeder von ihnen liebte es, sich mit dem Dichter, dem fürstlichen Grafen, dem freigebohrenen Engländer zu vergleichen, der trotz der Vorzüge seines Genies, seiner Verhältnisse und seines Vaterlandes, sowohl an den eigenen Mängeln als an den Vorurtheilen seines Volkes untergehen mußte, und Niemand bedachte, wie so gar keine Aehnlichkeit obwalte zwischen dem wüsten Unbehagen eines Secondelieutenants in einer deutschen Garnisonsstadt, und dem Lebensschmerz eines fürstlichen Genies mitten in dem Strom der Welt und seiner Zeit. Träume von idealen Zu-

ständen, in denen der freien Manneskraft keine Schranke die Entfaltung wehren sollte, wurden unter der Zucht einer Disciplin verkündet, gegen welche von den jungen Herren selbst eine um eines Vierteljollers längere Haarlocke als ein Verbrechen angesehen wurde, das zu begehen sie nicht wagten. Welt- und Menschenverachtung, Spott gegen alle bestehende Ordnung waren in aller Munde, während man die Avancementlisten sorgfältig verfolgte, und jene Entfittlichung, welche nie ausbleiben kann, wo die äußeren und inneren Verhältnisse des Menschen sich durch seine Schuld entgegenstehen, hatte so tief unter den jungen Offizieren Platz gegriffen, daß man es ihnen wohl zutrauen durfte, sich selbst und ihre Lebenslage ohnmächtig in anonymen Pasquillen zu verspotten.

Des Barons Widerwille und Verachtung gegen die Urheber dieses Vorganges konnten den Seinen nicht verborgen bleiben, und der Gedanke, Georg könne Theil daran haben, könne den Zorn seines Vaters auf sich ziehen, ließen Augusten keine Ruhe. Sobald sie sich an einem

der folgenden Tage allein mit ihrem Better sah, trat sie vor ihn hin, nahm seine Hand und sagte: „Ich habe eine Frage auf dem Herzen, Georg, die ich nicht wagen würde, könnte ein Anderer sie Dir thun? Kann ich Dir nicht helfen?“

„Mir helfen? und wozu?“ entgegnete der Lieutenant.

„Hast Du Nichts auf dem Herzen, Georg?“ forschte sie weiter, während mädchenhafte Befangenheit ihre Stimme beben ließ, denn so sehr sie das Alleinsein mit dem Better auch gewohnt war, machte es sie heute verlegen, weil sie es gesucht hatte.

„Auf dem Herzen habe ich Nichts, Auguste; aber ich glaube wahrhaftig, ich habe im Herzen was für Dich, ich glaube, ich habe mich neulich auf dem Ballé Knall und Fall in Dich verliebt!“

„Scherze nicht, ich bitte Dich,“ rief sie, während eine dunkle Röthe ihre Wangen färbte, „ich bin in Todesangst um Dich. Hast Du das Basquill gemacht?“

„Hältst Du mich für solchen großen Dichter? Das schmeichelt mir, denn ich finde es prächtig!“

„Hast Du das Pasquill gemacht?“ wiederholte sie dringender.

„Nein!“ antwortete er ihr.

„Da sei Gott dafür gedankt! das wäre des Onkels Tod gewesen und — —“

Sie sah den Lieutenant an, er war blaß geworden. „Du hast es gemacht!“ rief sie erschrocken.

„Und wenn das wäre, thörichtes Kind?“

„Dann würdest Du cassirt — —“

„Und ich wäre frei!“ unterbrach sie der Lieutenant mit kaltem Töne.

„Aber der Vater! der Vater!“ mahnte das Mädchen.

Des jungen Mannes Stirne verdüsterte sich wieder, Auguste weinte. „Du bist sehr gut, Auguste,“ sagte er.

„Dich cassirt, Dich im Gefängniß zu wissen,“ rief sie, „das überlebte ich nicht!“

Der Wehruf tiefen Schmerzes schlug an das Ohr des Offiziers. Er war im Zimmer umhergegangen, jetzt blieb er plötzlich vor dem Mädchen stehen und sah es betroffen an. Sein forschendes

Auge verwirrte die Aufgeregte bis zum Unertragbaren, und in dem Gefühle, sich seinem Blicke zu entziehen, warf sie sich an seine Brust, fassungslos die Worte wiederholend: „ich überlebe es nicht!“

Er hörte ihr Herz an dem seinen klopfen, die schöne Gestalt hing an seinem Halse, und als entzündete ihn plötzlich ein elektrischer Funke, so fest schloß er sie an sich. „Liebst Du mich, Auguste?“ fragte er.

Sie antwortete nicht, aber sie weinte und hatte seinen Kuß geduldet, als sie Schritte im Vorzimmer hörten. Der Better ließ sie los und sie entschlüpfte, während es an die Thüre des Gemaches klopfte und Larssen hereintrat.

„Hört uns hier Jemand?“ fragte er. Der Lieutenant verneinte. „Ich komme von Deinem Vater, der mich rufen lassen, und habe Dir eine Mittheilung zu machen. In einer Stunde findest Du mich zu Hause, sei aber pünktlich!“

Damit entfernte er sich, als wolle er nicht in der Gesellschaft des Lieutenants gefunden werden und verließ das Haus.

Georg folgte ihm um die angegebene Zeit.

Er fand Larssen im Schlafrock ausgestreckt in einem alten Lehnstuhl liegen, den er, wie das ganze Mobiliar, aus dem Schiffbruch seines früheren Lebens gerettet hatte, und dessen kunstreiches Holzschnitzwerk auffallend gegen das hie und da in Fugen herabhängende Leder contrastirte, aus dem Leinwand und Rosshaar durcheinander hervorquollen. Auf der Marmorplatte seines Tisches standen und lagen leere Bierflaschen und Bücher, Papiere und Haarbürsten umher, so daß der Eintretende die peinliche Ordnung, welche der Besitzer in seinem Zimmer sonst fest zu halten pflegte, doppelt vermißte.

Larssen hatte sich eine Pfeife gestopft und blies die Rauchwolken behaglich in die Luft. „Dein Vater ist ein sonderbarer Mann!“ das waren die Worte, mit denen er den Offizier empfing, und ohne ihm Zeit zu einer Frage zu lassen, fügte er hinzu: „Ich denke schon die ganze Stunde über diejenigen Elemente der Menschennatur nach, aus denen das Wesen der Racen besteht. Denn es ist etwas Mystisches um die Racen, sie sind unzerstörbar!“

„Aber was hat das mit meinem Vater gemein?“ fragte der Andere gespannt.

„Ich sage Dir ja, daß er mich grade erst darauf gebracht hat, liebes Kind! Die Raceneigenthümlichkeit ist unzerstörbar, Dein Vater ist die Probe von dem Factum. Das gefällt mir an ihm.“

„Was gefällt Dir?“ rief der Lieutenant noch eifriger, „überwinde Deine contemplativen Schranken, Larssen! Was ist vorgegangen?“

„Es liegt in der ganzen Aristokratie noch Etwas von dem ritterlichen Geiste des: la bourse ou la vie! und Dein Vater hat diesen Zug in einer Weise, die mir Achtung einflößt. Aller Radicalismus hat etwas Respectabeles!“

„Du bist unerträglich, Larssen!“ schalt der Andere, aber Jener ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Mit höchstem Behagen stopfte er die Pfeife nach, dehnte sich in seinem Sessel und meinte: „Weil ich endlich ein Mal die Lust genieße, die aus dem Nichtbesitzen entspringt, weil ich zum ersten Male mich der philosophischen Unabhängigkeit mit Freude bewußt werde, zu der mein Leben mich geführt hat, und weil ich nicht

gleich bereit bin, dies wohlthuende Gefühl um Deinetwillen aufzuopfern, schiltst Du mich unerträglich. Das Glück erzeugt gleich Reider! — aber ich könnte Dir in dieser Stunde wie Diogenes sagen: „geh mir aus der Sonne!“

Sein ganzes Gesicht lächelte in dem Ausdruck höchster Zufriedenheit, indes Georg unruhig im Zimmer auf und niederging, wohl wissend, daß man Larffen in solchen Stimmungen gewähren lassen müsse. Auch rauchte er noch eine Weile ruhig fort, ehe er, gegen den Lieutenant gewendet, also anhub: „Heute Morgen, wie ich eben aus der Schule komme und die Exercitiënbücher meiner Kinderchen vor mich hinlege, kommt Guer Hermann und bestellt mir, Dein Vater wolle mich sprechen und zwar wo möglich gleich. Ich ziehe also nur den Schulrock aus und begeben mich pflichtschuldigst auf den Weg!“ —

Larffen machte passend und rauchend eine Pause, Georg trommelte vor Ungebuld mit den Fingern auf der alten politurlosen Marmorplatte des Tisches. „Als ich hinkomme,“ fuhr Jener dann fort, „finde ich Deinen alten

Herren allein. Er hatte seine ganze landständische Physiognomie angenommen, und es ist wahr, es liegt dann etwas Princidiöses in seinem Wesen. Er nöthigte mich zum Sopha, das fiel mir auf, und sagte dann ohne alles Preambuliren: „Sie wissen, lieber Larssen, weshalb ich Sie kommen lassen. Die Sache mit den Basquillen ist mir sehr fatal. Georg ist, das steht bei mir fest, darin theilhaftig, aber uns Beiden ist es bekannt, daß er nicht Verse machen kann. Die Verse sind von Ihnen!“

„Nun?“ fragte Georg.

„Nun,“ entgegnete Larssen, „ich fand diese apostrophische Verhörweise sehr auffallend, so sehr, daß sie wirklich nahe daran war, mich perplex zu machen. Indes noch während ich mich besann, vor welchem Richterstuhle der alten oder der neuen Welt eine solche Art des Verfahrens vorgekommen sein könnte, schnitt er meine Betrachtung plötzlich ab. „Ich lasse die Sache an und für sich ganz dahingestellt sein. Ich erlaube mir auch nicht, Ihnen meine Ansicht darüber auszusprechen, sagte er, ich verlange nur, daß Sie sich willig

finden lassen, sie zu applaniren, denn mich dünkt, Sie, als der ältere Mann, als der Erzieher meines Sohnes hätten sich zu solchem Unwesen nicht herbeilassen sollen!"

Larssen fuhr sich, als er so weit gekommen war, mehrmals mit der Hand durch das Haar, zog die Weste zurecht, klopfte die Pfeife aus und erhob sich, sie neu zu stopfen. „Und das Ende vom Liede?“ drängte Georg.

„Das läßt sich ohne die Zwischenglieder gar nicht geben, lieber Sohn! und Du kannst es abwarten, da es Dich Nichts angeht.“

„Da es mich Nichts angeht? Ich denke, Du wüßtest, wie nahe es mich angeht?“

„Keines Weges! warte nur das Ende ab. — Ich konnte Deinem Vater im Grunde nicht so Unrecht geben, ich glaube sogar, ich fühlte eine Umwandlung von Reue oder gar von Scham, aber ich ließ sie nicht aufkommen in mir, denn Spinoza hat Recht, die Scham ist eine Schwäche. Auch schien es Deinem Vater gar nicht auf meine Empfindungen anzukommen, sondern nur auf meine Fügsamkeit. Er ist concret in solchen Dingen.“

„Wie die Sachen liegen, sagte er, ist es, da viele Personen um den Frevel, so nannte er es, wissen müssen, unzweifelhaft, daß die ursprünglichen Thäter, die Urheber und Verbreiter dieser Epigramme, in kürzester Zeit bekannt werden. Sie, als Privatperson, trifft dabei nur eine gewöhnliche Geld- oder Festungsstrafe, die Offiziere aber kommen vor das Kriegsgericht, und bei der Frechheit, mit der die Basquille sich gegen die Vorgesetzten, ja selbst gegen die Regierung äußern, droht den Theilnehmern des Complots eine weit schwerere Strafe, wo nicht Cassation. Zu dieser Aussicht haben Sie Georg verholfen!“ — Ich sah ihm an, daß die princière Physiognomie mit der väterlichen Kränkung, ja selbst mit Rührung kämpfte, und daß ich Dir es kurz gestehe, der Mensch hat wunderbare Momente, es kam eine Rührung auch über mich. Dein Vater that mir leid, man sieht es, daß Cornelia ihm Kummer macht, ich kam mir miserabel vor, daß ich Dich nicht abgehalten, in diese Patzche hineinzulaufen. Es war mir opferdurstig zu Muthe und ich fragte; was ich für Dich thun könne?“

„Es handelt sich nicht allein um meinen Sohn,“ sagte er, „die Söhne mehrerer angesehenen Familien sind von gleicher Strafe bedroht. Sie haben mir vor längerer Zeit den Wunsch ausgesprochen, in Paris zu leben. Gehen Sie nach Paris!“

„Was kann das helfen, Excellenz?“ erlaubte ich mir zu fragen.

„Es rettet alle Uebrigen!“ —

„Wie das, Excellenz?“

„Man ist, ich weiß es, nicht begierig, den schlechten Geist zu documentiren, der unter den Offizieren Platz gegriffen hat, und so strafbar und verdammenwerth die Sache war, würde man sicher den Gloriat einer massenhaften strengen Bestrafung der Offiziere vor den Gemeinen gern vermeiden. Indes die Gerechtigkeit und die Gesellschaft fordern ein Opfer, und Sie sollen es ihr bringen!“

„Diese Intention war klar und deutlich ausgesprochen, bündig auch, aber noch immer verstand ich nicht, wie das mit meiner Reise nach Paris zusammenhängen könne, bis Dein Vater

mir sagte: „Lehnen Sie die Autorschaft der Epigramme nicht von sich ab. Man ist auf Ihrer Spur und wird Sie zum Verhöre ziehen. Lügen Sie nicht, decken Sie die Anderen und gehen Sie vor der Entscheidung nach Paris. Sie haben gesagt, mit zweitausend Franken getrauten Sie sich in Paris zu leben. Ich garantire Ihnen die Summe für zwei Jahre!“

Da der Lieutenant überrascht war, hielt der Andere inne. „Nicht wahr,“ sagte er, das „consternirt Dich auch. Es ging mir ebenso. — — Der Vorschlag leuchtete mir ein, aber ich konnte ihn nicht gleich so fassen, wie man seinen gewohnten Bierkrug anfaßt, ich mußte mir erst Paris vorstellen und mich in Paris. Aber da war es, wo das edelmännische la bourse ou la vie! dann plötzlich durchbrach in dem Alten. Er war ganz ruhig und gelassen gewesen all die Zeit. Nun fuhr er auf: „Sie haben zwei Alternativen, sagte er, hier das Gefängniß, denn die Geldstrafe würde zu hoch sein für Ihre Mittel, und in Folge des Gefängnisses die Unmöglichkeit des späteren Wiedereintrittes in die Schulen, an denen Sie unterrich-

ten — dort für zwei Jahre, an dem Orte Ihrer Sehnsucht, eine gesicherte Existenz und die Möglichkeit, sich in neuen Verhältnissen eine ehrenvollere — er sagte nicht ehrenvolle, merke das, — sich eine ehrenvollere Zukunft zu begründen. Wählen Sie!"

„Und Du hast?“ — — rief der Lieutenant.

„Ich habe mir Bedenkzeit ausgedenkt!“ antwortete Larssen, sich an der Verwunderung seines jungen Freundes ergötzend, während dieser selbst sich über sein persönliches Empfinden kaum Rechenschaft zu geben wußte.

Wie man dazu gekommen war, den ersten Gedanken zu diesen Spottgedichten zu fassen, wie dann die Einfälle des Einen die Maßlosigkeit und Tollkühnheit des Anderen gesteigert hatten, und Keiner vor dem Unternehmen zu warnen gewagt, aus Furcht für muthlos angesehen zu werden, das Alles wußte er sich nur theilweise klar zu machen. Es liegt in solchen Handlungen eine fortreißende Kraft, die uns schnell vom Ursprung unseres Willens entfernt und uns immer über unser Ziel hinaustreibt. Diese Epigramme und

das Vertheilen derselben, worauf man so großen Werth gelegt und von denen man sich eine Aufsehen machende und selbst nachhaltige Wirkung versprochen hatte, wurden im Publikum schon nach wenig Tagen von den Einen als strafbare Frechheit, von den Anderen als ein thörichter Jugendstreich angesehen, ohne daß irgend Jemand ihnen eine tiefere Bedeutung beizulegen dachte. Der Doctor, an dessen Urtheil dem Lieutenant vorzugsweise gelegen war und von dem er Lob zu hören erwartet, tabelte den Leichtsinns, Betarden abzufeuern vor dem Angriff und den Feind zu alarmiren. Georg selbst aber war zu gut erzogen, um nicht Reue zu fühlen über die, gegen den fürstlichen Besucher verübte Tactlosigkeit, und über den Bruch des Gastrechtes gegen denselben. Ob der Lieutenant sich damit geschmeichelt, man werde die Verfasser nicht entdecken, was er sich überhaupt gedacht, mochte er sich jetzt nicht eingestehen. Die gewollte und die vollbrachte That sehen sich in dem Auge des Thäters oft gar nicht mehr gleich. Er schämte sich vor seinem Vater der Rolle eines Pasquillanten, als hätte er einen

Meuchelmord begangen. Selbst die oft ausgesprochene Behauptung, er wolle der Entdeckung froh sein, wenn sie ihn nur befreie aus dem Zwange des Soldatenlebens und ihn aus seiner Vaterstadt entferne, dünkte ihn jetzt Vermessenheit, da er eine den Sohn entehrende Bestrafung über dem Haupte seines Vaters schweben sah, und Augustens Liebe ihm plötzlich das Verweilen in der Heimath wünschenswerth gemacht hatte.

Dennoch sträubte sich sein Ehrgefühl ebenso sehr dagegen, die Schuld auf fremde Schultern zu wälzen, als ihn die Art verwundete, in welcher der Baron, gleich einer allwaltenden Vorsehung, sich der Sache bemeistert hatte. Er vermochte ihm seine Sorgfalt nicht zu danken. Es dünkte ihm leichter die eigene Schuld zu büßen, als sich willenlos wie ein Knabe, durch das Zuthun eines Anderen, vor der Strafe bewahrt zu sehen, und dies letztere Gefühl behielt die Oberhand.

„Ich hoffe, Du wirst nicht gehen!“ rief er aus, als Larssen schwieg.

Dieser sah ihn befremdet an. „Weshalb nicht?“ fragte er.

„Also wirst Du gehen?“

„Das habe ich nicht gesagt! Denn daß ich Dir es ehrlich gestehe, es reizt mich grade, so die Wahl zu haben!“

Georg zuckte die Achseln, Larssen beachtete es nicht. „Ich habe mir immer gedacht, wenn ich einmal das große Loos gewönne“, sprach er, „so würde ich erst mit dem Bewußtsein meines Reichthums einen Tag noch ganz in der gewohnten Weise leben, um mir des Unterschiedes zwischen meiner Gegenwart und Zukunft recht scharf bewußt zu werden. Dann würde ich mich in Champagner betrinken, mich schlafen legen und mit dem respectablen Bewußtsein jedes reichen Mannes mich am andern Morgen als ein ehrbarer Mensch von meinem Lager aufrichten. Laß mich heute noch der alte Larssen sein, ich werde Dir morgen weiter Antwort sagen!“

„Keiner von Allen nimmt es an, Dich fortzuschicken und sich so begnadigen zu lassen!“

„Ohne Weiteres Jeder!“ meinte Larssen.

„Bestände mein Vater nicht darauf,“ rief der Lieutenant, „ich könnte den Gedanken — — —“

er stockte und fügte hinzu: „ich würde solchen Vorschlag für unmöglich halten.“

„Unmöglich, daß Einer Buße thut für die Sünden seiner Freunde? Was scheint Dir daran so unmöglich? Hat doch der Heiland die Sünden der Welt auf sich genommen, und die Menschheit fühlt sich Gott versöhnt dadurch. Weshalb sollte ich zaudern ein Märtyrer zu werden, und mich in der falschen Babylon Paris für Eure Missethaten an das Kreuz schlagen zu lassen? Ich war von je ein guter Mensch!“

Er schlug dabei sein heiseres Lachen auf, streckte die Beine, im Lehnstuhl liegend, über die Lehne des nächsten Stuhles und blies die blauen Rauchwolken mit solchem Entzücken in die Luft, daß man ihm ansah, wie glücklich er sich fühlte.

Der Lieutenant ging während dessen im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er stehen. „Ich könnte der Sache mit einem Schlag ein Ende machen!“ rief er aus.

„Wie das?“ fragte der Andere.

„Wenn ich hinginge und mich als das Haupt des Unternehmens nannte.“

„Welch abgeschmackte Imitation, Karl Moor's! Wenn man das Haupt abschlägt, lähmt man die Glieder! Bedenke, lieber Sohn! daß Deine Strafe auch die Deinen träfe, und daß Du mir die Wollust dieses Tages, die Aussicht raubtest, in Paris ein ehrenvolleres Leben, wie's Dein Vater nannte, zu beginnen. Nur in der Grammatik bilden zwei Negationen eine Bejahung, im Leben macht man eine Dummheit nicht durch die zweite Dummheit todt.“

Georg ging wieder auf und ab im Zimmer, aber was er auch gegen die Absichten seines Vaters sagen mochte, Larssen wußte es von seinem Standpunkte aus zu widerlegen, und man kam endlich darin überein, auch die Uebrigen zu befragen und es von dem Willen der Mehrheit abhängig zu machen.

Als der Lieutenant in seine Wohnung zurückkehrte, fand er einen alten Wachtmeister seiner wartend, der ihm in Dienstfachen eine Meldung zu machen hatte. Nachdem der Rapport zu Ende war, blieb der Alte noch stehen. Georg hatte ihn lieb und die ganze Escadron sah ihn als ihr Drakel

an. Unerbittlich und selbst tyrannisch im Dienste, war er nachsichtig und mittheilig gegen die Leute und half mit Rath und That bereitwillig aus, wenn ein Bursche auferhalb desselben in irgend welche Verlegenheit gerieth. Ohne Neugier oder Zubringlichkeit wußte er Alles, was in der Escadron passirte, und selbst die Abenteuer der Offiziere waren ihm nicht unbekannt, obschon Niemand anzugeben vermochte, auf welche Weise er sie erfuhr. Denn er lebte meist für sich, und seine Erholung bestand darin, Hunde zu dressiren und Vögel abzurichten, wenn er am Tage Pferde zugeritten und Recruten exerzirt hatte. „Er sei einmal zum Lehrmeister geboren,“ sagte er von sich selbst.

Den Lieutenant hatte er schon als kleinen Knaben gekannt, denn der Wachtmeister war einst der Bursche seines Onkels und mit diesem häufig auf dem Stammschlosse gewesen, ehe der Obrist von Heidenbrud das Regiment verlassen und sich in Steinfelde niedergelassen hatte. Daß wieder ein Herr von Heidenbrud bei den cuirassieren eingetreten war, hatte dem Alten zu einer besonderen Genug-

thung gereicht, und wie er dem Onkel, unter dem er die Campagne durchgemacht, mit Leib und Seele ergeben war, so hatte er auch den Lieutenant von erster Stunde an in Affection genommen.

Einen Augenblick schwieg der Alte, dann sagte er: „Der Herr Lieutenant von Massenbach hat Malheur mit seinem Fuchs!“

„So? was ist ihm geschehen?“ fragte Georg.

„Er war mit ihm am Strande, da haben sie ihn nicht abgewartet, wie er ankam, und da ist das arme Vieh verschlagen, daß es ein Jammer und 'ne Schande ist.“

„Ist denn Nichts damit zu machen?“

„Glaub's kaum, er wird kaput sein; und so 'n prächtiges Thier. Er konnte noch vorige Woche siebzig Friedrichsd'or dafür kriegen!“

Damit schien die Sache erledigt zu sein, und Georg, der in sich beschäftigt war, hatte keine Neigung, weiter mit dem Wachtmeister zu verkehren. Dieser bemerkte das wohl, ohne sich jedoch zu entfernen, so daß Georg ihn endlich fragte, ob er ihm noch Etwas zu sagen habe?

„Ja, Herr Lieutenant!“ antwortete er näher tretend und den Helm abnehmend, „ich hab' was auf dem Herzen, was der Wachtmeister freilich sich nicht 'raus nehmen darf, dem Herrn Lieutenant zu sagen, aber ich denke, ihr alter Exercitmeister vom Gut darf es Ihnen wohl sagen!“

Er legte den Helm auf einen Stuhl, als werfe er mit der Aufhebung der reglementsmäßigen Tracht auch sein Dienstverhältniß ab, und bis an das Fenster tretend, an dem Georg sich niedergelassen hatte, sagte er: „Herr Lieutenant! es hat gar Nichts zu sagen, wenn die jungen Herren über die Schnur hauen, das schadet gar Nichts!“

„Wie kommst Du darauf? Ist Etwas passiert?“ fragte Georg, der außerhalb des Dienstes den Wachtmeister, wie als Knabe, auch jetzt noch Du zu nennen liebte.

„Passirt so recht eigentlich ist Keinem Etwas, Herr Lieutenant! — Aber wenn der Bulldog, den ich jetzt für den Hauptmann von Wernsdorf in Dressur genommen habe, merkte, daß mir beizukommen ist, so wollt' ich nicht mehr einen

Groschen für meine alten Hände geben. Wenn so ein Vieh weiß, daß es beißen kann, so beißt es auch, und der Soldat, der gemeine Mann, ist nicht viel besser!"

„Was hat das aber mit den Offizieren zu thun?"

„Sehen Sie, Herr Lieutenant! der gemeine Mann denkt: leben und leben lassen. So 'n Handel mit einem Frauenzimmer, oder einmal Lärmen und Skandal, oder ein Glas über den Durst, das gefällt ihm gut, er thät es auch, wenn's ginge. Aber da oben, da muß Nichts gerückt werden und gerührt! Wenn die Herren Offiziere nicht mehr an den General wie an ihren lieben Herrgott glauben, da ist im Regiment der Satan los, und der Teufel holt die Mannszucht, halten zu Gnaden!"

Der Lieutenant war betroffen. „Was sagt man davon?" fragte er.

„Das Sagen wollt' ich ihnen wohl verboten haben!" rief der Alte, „aber seit die Kerle lesen können und alles ungewaschne Zeug in den verdammten Zeitungen gedruckt wird, da kriegen sie

zu erfahren, mehr als ihnen Nuß ist, und ich wollte den Herrn Lieutenant bloß gebeten haben, zu machen, daß es davon still wird. Das Exempel ist Alles im Regiment!"

Er nahm bei diesen Worten seinen Helm wieder auf, und schickte sich zum Fortgehen an. Da der Lieutenant schwieg, drehte er nochmals um. „Nichts für ungut, Herr Lieutenant!" sagte er.

„Im Gegentheile! ich danke Dir, und Du hast Recht!" entgegnete der Lieutenant, dem die Worte des Wachtmeisters das Blut in die Wangen trieben.

Die einfache Ermahnung dieses Mannes machte ihn erschrecken. Sie wirkte tiefer auf ihn, als hätte sein Vater oder einer seiner Vorgesetzten ihm die Unmöglichkeit vorgestellt, die militairische Organisation ohne Disciplin aufrecht zu erhalten, und trotz seines alten Widerstrebens gegen die Erniedrigung des Menschen zu willenloser Folgsamkeit, überkam ihn zum erstenmale der Respekt, den alles in sich organisch Festgegliederte dem acht samen Betrachter einflößt. Diese Organisation aus persönlichem Mißempfinden angetastet zu ha-

ben, ohne daß er ein Besseres an ihre Stelle zu setzen gewußt hätte, beschämte ihn und dünkte ihn selbst jetzt knabenhafter Leichtsinns. Er fühlte, daß er seinem Eide zu nahe getreten sei, und daß es nicht immer darauf ankomme, durch einen Act der Buße seinem Gewissen und seinen Ehrbegriffen zu genügen, sondern daß es hier seine Pflicht wäre, sich schweigend selbst zu vergessen, wo es galt, die mangelnde Achtung der Offiziere vor dem Chef, die fehlende Ehrerbietung vor den Institutionen zu verbergen.

Viertes Kapitel.

Fast um dieselbe Zeit, in welcher diese Ereignisse die Ruhe in ihrem Vaterhause störten, war auch in Helenens Leben einer jener Wendepunkte eingetreten, die innerlich lange vorbereitet, dennoch stets plötzlich zu kommen scheinen.

Mehr als sechs Jahre waren nach ihrer Entfernung aus dem Vaterhause, nach ihrer Ankunft in Neapel vergangen, das sie nur einmal verlassen hatte, um die Familie ihres Gatten in Frankreich kennen zu lernen. Weder ihren Vater noch eines ihrer Geschwister hatte sie wieder gesehen, seit Erich auf seiner großen Reise sie im ersten Jahre ihrer Ehe in Neapel besuchte, und nur ein

häufiger Briefwechsel hatte sie mit den Ihrigen zusammengehalten, der mehr und mehr an Vertraulichkeit verloren, je schwerer die Sinnesart des Barons und Corneliens religiöse Richtung mit den Verhältnissen der Gräfin zu vereinen waren.

Jetzt, da die heiße Jahreszeit vorüber, hatte sie ihren Sommeraufenthalt in Castel a Mare beendet, und wieder das Gesandtschaftshotel in Neapel, den schönen Palast an der Riviera bezogen, der gegen den Pauslipp hin gelegen, die Vorzüge der Residenz und die vollen Reize der Natur zugleich zu genießen gestattete.

Der October, der im Norden schon den Winter ahnen läßt, bringt in jenem glücklichen Klima neues Leben und Werden, wenn die Regengüsse den vom Sonnenbrande durchglühten Boden getränkt und zu frischer Thätigkeit erkräftigt haben. Die Bäume grünen wieder in glänzender Blätterfülle, die Orangen bringen ihre Blüthen in wenig Tagen neu hervor, die Palme hebt stolzer ihre Fächerarme in die Luft, Alles treibt, wächst, blüht, duftet und funkelt in Farben, und selbst

das Meer scheint voller und reicher zu wallen, Kühner und höher hinaufzuschäumen an den Fuß des Felsenstrandes.

Es war die sechste Abendstunde und die Hitze des Tages vorüber, als man alle Fensterthüren des Palastes öffnete und die Gräfin, von einem Manne gefolgt, auf die Terrasse trat. Die Sonne des Südens hatte auch sie gereift, ihre Anmuth in wirkliche Schönheit verwandelt. Ihre Züge hatten an Festigkeit gewonnen, der Teint an Farbe und Kraft, die Lippen waren voller, die Augen glänzender geworden und die ganze Gestalt zeigte einen seltenen Adel und eine strahlende Lebensfülle.

Auch betrachtete ihr Begleiter sie mit Entzücken, wie sie dahinschritt in ihren lustigen, weißen Gewändern, hie und da an einem Blumenbeete verweilend, um jene dunkelrothen Nelken zu brechen, die Lieblingsblume der Neapolitaner, die sie, zum Strauß vereint, an ihren Busen steckte.

Als sie dann auf und niederwandelnd ihre Augen weithin schweifen ließ über das blaue Meer, hinüber zu dem ruhenden Vulkan, dessen

Rauchsäule sich im Lichte glänzend und weißröthlich, wie eine japanische Lilie zu dem tiefblauen Himmel erhob, sagte sie: „Diese Stunde ist mir stets eine der liebsten des ganzen Tages, denn immer wieder überwältigt mich, wenn ich aus dem kühlen Schatten meiner Zimmer Abends hinaustrete, die wundervolle Schönheit dieser Natur. Dies Land jemals zu verlassen, diese Natur zu entbehren, wäre mir der größte Schmerz!“

„Das Geständniß ist verrätherisch Frau Gräfin!“ sagte der Cavaliere mit jener einschmeichelnden und doch beherrschenden Baritonstimme, die den Italienern eigen und des Eindruckes auf Frauen so gewiß ist.

„Verrätherisch?“ wiederholte Helene, „und weshalb?“

„Wer, so jung, so schön wie Sie theure Gräfin! seine ganze Befriedigung aus der Natur zu schöpfen sich gezwungen sieht, dem bietet das Leben kein Glück. Vor dem Zauber der Liebe erblaffen die Reize der Natur.“

Die Gräfin wendete das Auge ab. „Und doch lieben Sie diese Natur so tief als ich!“ entgegnete sie.

„Ich bin ein Mann, Signora! und dies ist mein Vaterland!“

„Glauben Sie das Weib weniger empfänglich für seine Schönheit, weniger gemacht, sich zu erheben an den Wundern der Natur, der Kunst und der Geschichte, die uns in Italien umfassen?“

Der Cavaliere war ihr näher getreten und hatte sich wie sie auf die Ballustrade gestützt, so daß seine Hand fast die ihre berührte. „Wozu die Phrase, theure Gräfin!“ sprach er, „die an jene neue französische Schule erinnert, welche das Weib zum Manne machen möchte. Für Emancipationsgedanken sind Sie zu jung und viel zu schön!“

„Wozu die Phrase, Don Camillo? Für Complimente, wie jede Goldonische Komödie sie uns bietet, sind Sie nicht gemacht, und ich wenigstens hoffte, von solchen emancipirt zu werden!“ ahmte sie ihm nach.

„Nun denn, Gräfin! da Sie den Scherz nicht gelten lassen, eine ernste Frage. Wie konnten Sie einst Ihre Hand vergeben ohne Ihre Reigung?“

„Das geht zu weit!“ rief die Gräfin bestürzt. „Wer gab Ihnen ein Recht zu dieser Frage?“

„Ihre leidenschaftliche Begeisterung für Natur und Kunst, und meine Theilnahme!“ erwiderte er und ergriff ihren Arm, den er in den seinen legte, während er sie langsam mit sich fortführte, um ihre beabsichtigte Entfernung zu verhindern.

Trotz ihrer Weltgewandtheit fühlte die Gräfin sich verwirrt, denn die unberechtigte Gewalt, die man gegen einen Menschen ausübt, hat etwas Bannendes. Noch ehe sie ihm zu antworten vermochte, sagte er: „Wären Sie ein Weib wie alle anderen, es sollte mich nicht kümmern, daß Ihr Leben sich von bleichen Träumen, von Gebilden der Phantastie ernährt; aber Sie sind Künstlerin, Signora! und der Künstler kann nicht schaffen ohne die Sonne des Glückes!“

„Eine Frau soll Nichts sein, als das Weib ihres Mannes!“ spottete Helene.

„Der Graf hat Recht,“ sagte der Cavaliere, der diese Behauptung selbst aus dem Munde ihres Vaters vernommen hatte. „Eine Frau braucht Nichts weiter zu sein, wenn sie das glückliche Weib ihres Mannes ist. Sind Sie glücklich, Signora?“

Ihre Farbe wechselte schnell, sie schwieg einen Augenblick, sah ihn dann fest an und sprach mit gepreßter Stimme ein entschiedenes „Nein!“

„Und waren Sie es je an seiner Seite?“

„Nein!“ wiederholte die Gräfin, „und ich werde es nie sein. Ich habe versucht, es zu vergessen, ich habe mich zu überzeugen gestrebt, daß wir nicht zum Glücke geboren, daß Entfagen, Dulden, sich mit Unvollkommenen begnügen unser Loos ist. Aber hier, hier“ — und sie legte die Hand auf das Herz — „lebt die unwiderlegliche Gewißheit: der Mensch ist zum Glücke geschaffen, und wer es nicht kennen lernt, wer, ohne es voll und tief genossen zu haben, durch das Leben gehen muß, der hat sein Leben verfehlt, wie ich das meine!“

Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten. Es war nicht die Wehmuth, sondern der Zorn gegen ihr Geschick, der aus ihr sprechend sie überwältigte. Sie selbst erschraf darüber, als sie geredet hatte. Der Cavaliere schwieg, es entstand eine lange Pause. Sie lastete auf der Gräfin.

„Warum schweigen Sie,“ sagte sie zornig, „da Sie mich zum Sprechen hingerissen haben!“

„Weil ich Ihnen die Ruhe gönnen möchte, selbst den Schluß zu ziehen. Das ausgesprochene Wort klärt uns innerlich auf, und macht uns zum Betrachter unserer selbst!“

„Ich hasse die Gewalt, die Sie über mich auszuüben streben!“ rief die Gräfin ungeduldig, „auch wenn Sie sie in die beschönigenden Formen eines stützenden Rathes kleiden!“

„Cosi àl' egro fancinl porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vas
Succhi amari ingannato intanto ei beve
E dal' inganno sua vita riceve!“

antwortete der Cavallere, seinen Lieblingsdichter citirend.

„E dal' inganno sua vita riceve!“ wiederholte die Gräfin nachdenkend, schüttelte dann das Haupt und sagte: „Aus der Täuschung erwächst kein Leben. Täuschen Sie mich nicht! wohin wollen Sie mich leiten?“

„Durch die Liebe zur Kunst; durch mein Glück zu dem Ihren!“ rief er, und blickte zu ihr hinab, nicht wie ein Liebe begehrender Mann, sondern wie ein Herrscher, der eine Gnade verkündet, welche man anzunehmen durch seine Macht gezwungen wird.

Er war vollendet schön in seiner stolzen Männlichkeit. Sein Auge ruhte ernst und brennend auf der Gräfin, seine Hand hielt die ihre fest umschlungen, sie wagte nicht zu ihm empor zu sehen, denn sie fürchtete ihn, und doch strömten elektrische Wellen eines ihr fremden Entzückens durch ihr ganzes Wesen. Mit dem Bewußtsein, einem Zauber hingegeben zu sein, fehlte ihr die Möglichkeit, sich demselben zu entreißen. Gebannt durch seinen übermächtigen Willen, hob sie endlich um Erbarmen flehend die dunklen Augen zu ihm empor, in denen leuchtende Perlen schwammen, und mit leidenschaftlicher Kraft zog Camillo das bebende Weib in seine Arme. Mit glühenden Lippen trank er die Thränen, welche Schmerz und Liebe ihr erpreßten, bis sich ein dumpfer Schrei ihrer Brust entrang und sie sich losriß, in eiligem Schritte ihm zu entfliehen.

Erst in der Stille ihres Gemaches schöpfte sie Athem. Sie hatte sich in einen Sessel niedergeworfen und verhüllte das Gesicht mit den Händen. Ein fliegendes Schaudern rieselte durch ihre

Glieder, ihr Busen hob sich krampfhaft, bis endlich ein Strom von Thränen ihrer Erschütterung zu Hülfe kam, und alle ihre Gedanken sich auflösten in dem Gefühl des Mitleides mit sich selbst, die schmerzlichste Empfindung, deren die Seele fähig ist.

Camillo war der erste Maler Italiens und Helenens Lehrer. Bald nach ihrer Ankunft hatte er im Auftrage des Grafen ihr Bild gemalt, der, stolz auf den Besitz des jungen, schönen Weibes, es durch Pinsel und Meißel der ersten Künstler verherrlicht sehen wollte. Und wie Helene als die junge Frau eines älteren Gatten schnell der Gegenstand der Galanterie ihrer männlichen Altersgenossen geworden war, so machte ihre Schönheit und ihr Interesse für die Kunst sie bald zum Mittelpunkte der Künstlerwelt, die der Graf in seinem Hause beschützend zu versammeln liebte.

Geschmeichelt durch die Bewunderung, welche man Helenen zollte, hatte er ihr eine große Freiheit verstatet, und seit Jahren war in keinem Gesandtschaftshotel ein Salon gleich dem der Gräfin St. Brezan zu finden gewesen. Sie

selbst hatte sich in dieses ihr neue Leben mit allem Glückesdurst der Jugend, mit der Vergessenslust eines unbefriedigten Herzens hineingestürzt, und fortgezogen durch die freien Sitten der neapolitanischen Aristokratie, Zerstreuung gesucht, da sie kein Glück gefunden hatte.

Denn mit jedem Tage, den sie an der Seite St. Brezan's verlebte, war in ihr das Bewußtsein mehr und mehr gewachsen, daß sie niemals eine geistige Gemeinschaft mit ihm haben könne, daß die Unterschiede des Alters, der Erziehung, der verschiedenen Nationalität, auszugleichen wo sie einzeln auftreten, hier, wo sie sich vereint beisammen fanden, eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen bildeten. Der Graf nannte Helene sentimental und überspannt, sie hielt ihn für herzlos und jeder wahren Liebe abgestorben, er bereute es, eine Frau ohne Lebenserfahrung geheirathet zu haben, sie empfand seine Welte Erfahrung, welche in der Ehe ohne Liebe ein bürgerliches Uebereinkommen zu gegenseitiger Förderung zu ehren vermochte, als eine Unsitlichkeit. Während der Graf, eifersüchtig auf Helene, diese Eifersucht ver-

schwieg, verargte sie ihm die Freiheit, die er ihr gewährte; obschon sie dieselbe nicht entbehren mochte, und mitten in den leichtfertigen Lebensgenüssen des Kreises, dessen gefeierte Schönheit sie war, dem sie Mode und Geseze vorschrieb, widerte ihr eigenes Dasein sie als ein leeres und zerstörtes an. Trost bedürftig hatte sie Zuflucht gesucht in der Kunst, sie hatte gehofft, schaffend sich über sich selbst zu erheben und ein ideales Dasein in derselben zu gewinnen. Ihre Studien waren vom glücklichsten Erfolge gekrönt, ein Bild, das sie ausgestellt, mit hoher Anerkennung aufgenommen worden. Die Bewunderung, welche man ihrem Talente gezollt, hatte ihr wohl gethan, sie war reiner, selbstloser gewesen als die Huldigungen, die man ihrer Schönheit dargebracht. Sich plötzlich von den Künstlern als eine Genossin angesehen zu wissen, ihnen mehr als nur ein begehrenswerthes Weib zu sein, hatte sie in eine neue Sphäre erhoben und ihr eine Energie des Strebens gegeben, die ihr ganzes Wesen schnell veränderte. Sie glaubte auf Liebe verzichten zu können, da sie die Möglichkeit einer künstlerischen Bedeutung vor sich

sah. Ihre Lebensgewohnheiten wurden ernster, der Kreis ihres vertrauten Umganges gewählter. Studien in den Gallerien, Arbeiten in ihrem Atelier nahmen den ganzen Morgen hin, und mehr und mehr verlor sich ihr rastloses Haschen nach Zerstreuung, seit ihr der Tag zu kurz erschien für ihre Thätigkeit. Ein edler Ehrgeiz war an die Stelle ihrer Glücks- und Liebesehnsucht in ihr wach geworden. Aber diesem Ehrgeize trat der Wille ihres Gatten hemmend gegenüber.

Zu eitel und zu stolz, seine Kränkung zu verrathen, so lange die Gräfin Herz und Phantaste mit geselligen Liebeständeleien ausgefüllt hatte, machte seine Eifersucht sich unverhohlen gegen alle Erfolge geltend, welche sie als Künstlerin errang. Ein Weib neben sich zu wissen, das einer persönlichen Bedeutung genoß, drückte ihn als eine Verkleinerung seines Werthes. Die Schönheit seiner Frau bewundert zu sehen, hatte ihn geschmeichelt, denn diese Schönheit war sein Eigenthum geworden, das Talent, der Ruhm der Gräfin aber gehörten ihr allein, und man muß stark sein, um ohne Mißgefühl eine Macht neben sich dulden zu kön-

nen, und großherzig, um sich daran zu freuen, daß ein von uns abhängiges Wesen eine freie Selbstthätigkeit gewinnt. Männer von dem Charakter und den Ansichten des Grafen ertragen leichter die Untreue, als die Berühmtheit einer Frau, und kaum hatten die Kunsturtheile in der Presse den Namen der Gräfin St. Brezan mit Auszeichnung hervorzuheben begonnen, als er ihr unter dem Vorwande, daß es einer Frau ihres Standes nicht gezieme, sich dem Lobe oder Tadel der Kritik zu unterwerfen, die Studien in den Museen und das öffentliche Ausstellen ihrer Arbeiten verboten.

Ein solcher Schritt, doppelt ungerechtfertigt in einem Lande, das seine Künstlerinnen auf dem Capitele frönt, hatte Helene empört und ihre ganze Hoffnung auf Don Camillo gerichtet, dessen lehrender Rath, dessen Anerkennung ihr jetzt Ersatz gewähren mußten für die versagten Studien, für die freudige Theilnahme des Publicums, die kein schaffender Künstler ohne Schmerz und Nachtheil zu entbehren vermag.

Ein Wesen, in dessen Hand die Erfüllung un-

ferer Wünsche gelegt ist, müssen wir aber lieben oder hassen, je nachdem wir demselben vertrauen, oder es fürchten. Darin ruht das Geheimniß der Grundvorstellungen aller positiven Religionen, darauf beruht in vielen Fällen auch die Entstehung der Liebe. Von der ersten Stunde ihres Begeg- nens mit dem Cavaliere, hatte die Gräfin mit Er- staunen eine Willenskraft in ihm bemerkt, welche sie in solchem Grade an keinem anderen Manne wahrgenommen. In den Sitzungen zu ihrem Bilde war es ihr gewesen, als gehe sie sich selbst verloren, wenn sie von ihm dargestellt werde, und Camillo's Empfinden hatte dem entsprochen.

Was der schöpferische Mensch so tief in sich aufgenommen hat, daß er es lebendig wiederzuge- ben vermag, das ist ihm einverleibt, und die aneignende Kraft des Künstlers ist gewaltig und rückwirkend wie der Magnetismus. Camillo be- trachtete die Schönheit der Gräfin als einen kost- baren Erwerb für seine künftigen Werke, und ganz besitzen wollen, was er in sich als sein geistig Eigenthum besaß, mußte für einen Mann natür- lich scheinen, welcher sich seiner Gewalt über

Frauenherzen nur zu wohl bewußt war. Eine glühende Leidenschaft für die Gräfin, der er nicht Worte gegeben, hatte seit lange in ihm gelobert, während Scheu vor dem Manne, Liebe für den Meister, der ihr die Geheimnisse der Kunst erschloß, sich in ihr zu einem Gefühle der Abhängigkeit verschmolzen, über das sich klar zu werden seine Herrschaft sie verhinderte. Er kannte die Frauen und er kannte die Gräfin. Er wußte, daß die Phantasie eines Weibes wirksamer spricht zu Gunsten eines schweigenden Verlangens, als das beredetste Wort des Liebenden, und auch jetzt hatte seine Erfahrung ihn nicht getäuscht. Was er der Gräfin nie gestanden, hatte sie vernommen, was er ihr heute bekannt, hatte sie in ihren Träumen schon von seinem Munde gehört. Sie hatte bei dem Beginne ihrer Unterredung mit zitternder Gewißheit den Ausgang derselben vorhergesehen, fürchtend und hoffend hatte ihre Angst selbst ihn beschleunigt, und doch stand sie ohnmächtig da und voll Entsetzen vor der Wirklichkeit.

Ihre Ehe war ein Treubruch gegen ihre Jugendliebe, diese Liebe für Camillo war ein Ehe-

bruch. Wohin sie blickte in ihre Vergangenheit, in die Gegenwart oder in die Zukunft, sie sah sich schuldig, schuldig ohne die Fähigkeit, sich bereuend zu verdammen. Ihre Aufregung, ihre Angst gingen in eine tiefe Traurigkeit über. Die fürstliche Ausstattung ihres Gemaches, ihre gewählte Kleidung, selbst ihre Schönheit und der Glanz der sie umgebenden Natur vermehrten nur ihre Niedergeschlagenheit. Plastisch selbst in ihrem Schmerze, zog sie die Smaragdnadeln aus ihren Flechten, warf sie die Spangen und Bänder von sich, daß ihr schwarzes, aufgelöstes Haar schmucklos herniederfloß auf ihr silberweißes Gewand, und mit emporgehobenen Händen, wie zum Gebete nieder sinkend in die Kniee, weinte sie mit erstickter Stimme: „Muß ich denn elend sein durch Liebe!“

„Glücklich sollst Du sein und machen!“ rief es neben ihr, und mit zärtlicher Gewalt hob Camillo sie empor.

„Sie hier?“ fragte sie bebend, sprang empor und wollte sich entfernen, aber der Maler hielt sie zurück, und ihr selbst schien ein anderer Gedanke zu kommen.

„Bleiben Sie und erwarten Sie mich!“ sagte sie, „ich kehre wieder, es muß Tag und Friede werden zwischen uns!“ Damit war sie der Thüre zugeschritten, welche in das Innere des Hauses führte, als der Graf, den sie erst am folgenden Tage von Caserta zurück erwarten durfte, wo der König Hof hielt, ihr entgegentrat.

Ihr aufgelöstes Haar, ihre Verwirrung, ihre thränenschweren Augen konnten ihm nicht entgehen, ein scharfer, kalter Blick flog nach Camillo hinüber. Der Cavaliere aber verlor die Fassung nicht. Ruhig und stolz wie immer schritt er dem Grafen entgegen, und auf Helene zeigend, rief er: „Nicht wahr, Graf! die Gräfin ist anbetungswerth als Desdemona! Nur noch einen Augenblick dieselbe Pose!“ — Damit führte er sie zu einem Divan und bat sie, Haupt und Arme in einer Stellung zu erheben, die er angab.

St. Brezan blieb stehen, betrachtete seine Gemahlin und sagte dann: „Unübertrefflich ausgebackt, Don Camillo! wer aber soll den Jago, wer den Othello machen im Tableau?“

„Ich werde nur die Desdemona malen,“ ant-

wortete der Künstler, „gerade darum durfte ich die Gräfin bitten, mir für wenige Secunden die Gunst dieser Stellung zu gewähren!“

„Das trefflichste Modell für das reine, schuldlos sterbende Weib!“ bekräftigte der Graf, und gegen Helene gewendet fügte er hinzu: „Ich muß Dich aber bitten, Deine Toilette arrangiren zu lassen, der Herzog von St. Angelo, der mich von Caserta herbegleitet, erwartet Dich mit einem Auftrage der Königin im Salon!“

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre, nöthigte den Maler ihm voranzugehen und verließ, seine Gemahlin weiter keines Blickes würdigend, das Gemach.

Fünftes Kapitel.

Der Abend war in gewohnter Weise vergangen. Bis tief in die Nacht hinein hatte die Gräfin die Besuche ihrer Freunde annehmen müssen, die von der nächtlichen Spaziersfahrt auf dem Toledo und auf der Riviera zu rasten, in ihrem Hause vorgespochen waren. Der Cavaliere hatte sich unter den Letzten befunden, welche sich entfernten, und ohne ein Wort der Erörterung hatte der Graf am Abende Helene verlassen.

Auch der Morgen verstrich, ohne daß sie ihn sah, und doch fühlte sie, daß es so nicht zwischen ihnen bleiben könne, daß eine feste und entscheidende Erklärung nothwendig geworden sei. Aber

der Graf war ausgefahren, und sie selbst hatte einem deutschen Künstler ihren Besuch in den Morgenstunden zugesagt, den zu machen sie nicht füglich unterlassen konnte.

Wer sie so durch die Straßen fahren sah, jung, schön, von dem geschmackvollsten Luxus umgeben, konnte nicht ahnen, wie schmerzlich zerrissen sie sich fühlte. Die Scene des gestrigen Abendes, des Grafen kalte Verachtung, des Malers sie beleidigender Schuz, das Verhalten dieser Männer gegeneinander und ihre eigene Stellung zwischen ihnen beiden, flößten ihr ein Grauen ein. Diese unterdrückten Leidenschaften, die unter glatter Hülle sich nur um so vernichtender in das Innere graben mußten, je mehr ihnen der Ausdruck entzogen ward, beängstigten sie, als läge eine Riesenschlange tückisch lauernd in scheinbarem Schlafe zu ihren Füßen zusammengekauert. In diese Gedanken versenkt merkte sie plötzlich, daß ihr Wagen stille stand. Sie hatten Santa Lucia passirt und befanden sich auf dem Wege nach dem Molo, dessen beständige Lebhaftigkeit ihr den Lärm nicht auffallend gemacht hatte, welcher sie umgab.

Es war ein völliger Auflauf. Schreiende Lazarone, die rothen Mügen auf dem schwarzen Haar, in höchster Leidenschaft gesticulirend, Frauen mit Zeichen des Entsetzens, des Mitleids in den Zügen, Polizeibeamten und die nie fehlenden Bettelmönche drängten sich durcheinander, daß man, ohne ein Unglück anzurichten, nicht vorwärts fahren konnte. Der Jäger war abgestiegen und an den Schlag getreten. Die Gräfin fragte, was es gäbe.

„Ein Lazarone hat den Liebhaber seiner Frau erstochen!“ meldete der Diener, die geöffnete Wagenthür in der Hand; aber er hatte diese Worte noch nicht geendet, als der ganze Strom der Volksmasse sich nach dieser Seite richtete. „Rette Dich! Rette Dich!“ kreischten die Weiberstimmen, eine Gasse schien in der Menge geöffnet zu werden und sich wieder zu schließen, Flüche, Ermuthigungen, Drohungen, Worte des Mitleids und Schimpfnamen schallten wild durcheinander, und wie aus dem unerfaßbaren Aufruhr der Elemente plötzlich, als ihr höchster Ausdruck, der Blitz herniederfährt, so stürzte ein junges Weib sich auf den Wagen

los, gefolgt von einem Manne, der wuthschäumend, sein Messer in der Rechten, ihr mit den Sprüngen eines Tigers folgte. Ehe der Diener den Schlag zuwerfen konnte, hatte das Weib den Wagen erreicht, und sich unter seinen Arm gewaltsam durchdrängend, schrie sie, die Hände flehend in den Wagen hineinstreckend: „Retten Sie mich, Excellenz!“ Da zuckte das Messer hernieder und der Oberkörper des Weibes fiel blütend in den Wagen hinein.

Man riß den Mörder zurück, der Diener hob das Weib empor, dessen sich die Nächstfolgenden bemächtigten. Der Stoß hatte gut getroffen, der Körper war leblos, das Blut floss in reichem Strome nieder. Der Wagen war so umringt, die Aufregung so furchtbar, Helenens Entsetzen so groß, daß sie weder aussteigen noch vorwärts kommen konnte. Als die Wachen Platz gemacht hatten, der Diener aufgefressen war und die Equipage weiter rollte, da brach die Gräfin zusammen, und vor dem Hause des Malers anlangend, lag sie in tiefer Ohnmacht.

Als sie erwachte, war es kühl und still um

ste her. Des Malers Frau saß an ihrer Seite. Die grünen Jaloussen des bescheidenen Zimmers waren geschlossen. Leise flimmernde, schmale Lichtstrahlen spielten auf den blonden Locken eines vierjährigen Mädchens, das mit seinem Bilderbuche an einem kleinen Tische saß und ab und zu nach der bleichen Gestalt der Gräfin hinübersah, deren Günstling die Kleine war. Bei Helenens erster Bewegung stand sie auf und eilte zu ihr. Die Gräfin streichelte mit matter Hand ihre goldenen Lockchen.

„Du bist doch nicht todt?“ fragte die Kleine, und wollte sich nicht abweisen lassen von der Mutter, die ihr bedeutete sich zu entfernen. „Wer ist denn todt, Mama?“

„Eine arme Frau, mein Liebstes! und darüber hatte die Tante sich erschreckt, sei stille und laß sie ruhen!“

„Nein, Mama!“ fiel die Kleine ein. „Todt ist die arme Frau nicht, ihr Mann hat sie nur todtgestochen! Warum hat ihr Mann sie todtgestochen?“

„Weil sie etwas Unrechtes gethan hat!“

Die Kleine schwieg nachdenkend. Die Gräfin stand auf, da fielen ihre und die Augen des Kindes gleichzeitig auf die Blutflecken am Saume ihres Gewandes, sie schauderte zusammen.

„Hat Dich auch wer todtgestochen?“ fragte das Mädchen mit der Beharrlichkeit, mit welcher Kinder sich an Worte heften, deren Sinn sie ahnen, ohne ihre volle Bedeutung zu erfassen.

Die beiden Frauen achteten nicht darauf; aber das Kind ließ sich nicht abschrecken. „Hat Dich auch wer todtgestochen?“ wiederholte es und fügte hinzu: „Thu' nichts Unrechtes, Tante! sonst stechen sie Dich auch todt und dann bist Du todt!“

„Ach! daß ich's wäre!“ rief die Gräfin und warf sich in Thränen ausbrechend der jungen Mutter an die Brust. Das Kind betrachtete sie verwundert, trat erst leise an sie heran, da es aber nicht bemerkt ward, zog es sich zurück und verließ das Zimmer, als fürchte es sich. Großer Schmerz hat etwas Unheimliches für Kinder, das sie mit richtigem Instinkte fliehen.

„Beruhigen Sie Sich, liebe Gräfin!“ bat die

junge Frau, „Sie sind so sehr erschüttert. Was kann ich für Sie thun?“

„Mich weinen lassen! recht herzlich weinen lassen, und ausruhen hier bei Ihnen, wo Alles Frieden ist!“

Sie hielt die Hand der jungen Mutter gefaßt, und setzte sich auf den Sopha mit ihr nieder. Frau Feldheim betrachtete sie mit wehmüthiger Liebe, sie hatte die Gräfin nie für glücklich gehalten, dennoch überraschte sie die Tiefe des Leides, das sie vor sich sah.

„Könnte ich Ihnen helfen!“ seufzte sie.

„O!“ rief die Gräfin, „Sie helfen mir immer! Sie geben mir immer Muth und Glauben wieder, wenn ich Sie und Feldhelm sehe. Euer friedliches Leben, Eure fruchtreiche Arbeit, Euer Glück thut mir so wohl! Und Euer Anblick mahnt mich an die Heimath, an meine glückliche Jugend!“

„Ja!“ sagte Jene, „es mag nicht recht sein, sich seines Glückes zu rühmen, wenn ein Anderer leidet, aber wir sind glücklich, und ich danke Gott auch alltäglich dafür. Feldheim fühlt sich so erhoben in dem Gelingen seiner Arbeit, unsere Kin-

der gedeihen uns. Ich bin gesund, kann Alles leicht für sie beschaffen, und es bleibt mir doch Zeit genug, für meinen Mann zu leben, mich an seinen Werken zu erfreuen, was sollte uns da in diesem schönen Lande fehlen? Wir haben es ja hier wie die Fürsten, und Gott weiß, wie wenig wir das zu erwarten hatten, als wir heiratheten!"

Da Feldheim sprechen hörte, trat er aus seinem Studio in das Zimmer, die Gräfin zu begrüßen und sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Er war ein Bruder der Pastorin aus Bogau, das hatte die nähere Bekanntschaft zwischen ihnen schnell vermittelt, als der Ruf seiner Arbeiten sie in sein Atelier geführt, und der Maler sowohl als seine Frau waren durch ihr einfach gesundes Wesen der Gräfin auch als Freunde werth geworden.

„Es hat mir leid gethan, Frau Gräfin!“ sagte er, „daß Sie Sich die Sache auf dem Molo so zu Herzen genommen haben. Sie haben viel dabei verloren!“

„Verloren?“ fragte die Gräfin.

„Sicherlich! die ganze Betrachtung der Situation, und hier liegt auch der Unterschied zwischen

den Geschlechtern, der die Frauen ewig hindern wird, groß als Künstler zu werden. Sie haben zu viel Weichheit, um ruhige Beobachter zu sein!“

Helene, gewohnt sich zu beherrschen, war äußerlich ihrer selbst wieder Meister geworden, dennoch schauderte sie innerlich zusammen bei dem Gedanken an jene Mordthat. „Wohl Ihnen,“ sagte sie, „daß Sie den gräßlichen Vorgang nicht erlebten. Er wird mir nur zu unvergeßlich sein!“

„Mich würde er höchlich interessirt, aber nicht weiter angefochten haben,“ meinte der Maler. „Was ist denn daran gelegen, ob ein Menschendasein endet oder nicht?“

„Wie kannst Du das sagen?“ tadelte die Frau, „Du, der nicht einen Wurm leiden, nicht eine Pflanze welken sehen kann, ohne Hülfe zu versuchen?“

„Grade darum, weil ich Wurm und Pflanze ebenso berechtigt halte, als unser Eien. Man soll helfen, so lange Hülfe möglich, und untergehen lassen, was unrettbar ist. Klagt man doch nicht so lamentabel um einen Hirsch, der stirbt, um einen Baum, der umgehauen wird, um alle

Blumen und Blüthen, die der Sturm verweht. Es ist impertinent vom Menschen, der so viel voraus hat, auch noch ganz besondere Ansprüche an seine Lebensdauer zu machen. Das Weib auf dem Molo war schön — so sagt mir Ihr Stefano — es war sicher glücklich mit seinem Liebhaber, es mag auch einmal glücklich mit seinem Manne gewesen sein, — es hat also Freude genossen und Freude gewährt — und hat den einen ehrlichen Ehebruch mit einem ehrlichen Dolchstich gebüßt, das ist Alles in der Ordnung, und nur zu bedauern, daß ich den Vorfall nicht statt Ihrer angesehen habe. Es ist eben eine schöne Blüthe vom Baume abgefallen. Denken Sie nicht mehr daran und kommen Sie in mein Studio, ich muß Ihnen heute doch mein Mysterium enthüllen!”

Damit öffnete er die Thüre des Ateliers und nöthigte die Gräfin einzutreten. Eine gewaltige Leinwand war auf der Staffelei mit einem Vorhange bedeckt.

„Das ist meine heilige Familie!“ sagte er, und zog die Hülle fort.

Zur Linken im Bilde saß an einem mit Wein,

Blumen und Früchten besetzten Tische, seine Frau in einem weißen, losen Kleide, ihr jüngstes Kind auf dem Schooße, während das ältere Töchterchen an ihrer Seite demselben neckend einen Lorbeerzweig entgegenhielt. In der Mitte stand der Maler selbst in seiner Arbeitsblouse an der Staffelei, die Gruppe malend: „und“ — sagte er — „damit meiner Madonna die alte Heilige nicht fehle, habe ich mir hier im Hintergrunde meine alte Mutter gemalt, die grade so zufrieden aussehen würde, könnte sie eintreten und uns betrachten!“

Die Gräfin war überrascht. Seit vielen Monaten hatte Feldheim ihr erzählt, daß er eine heilige Familie male. Sie, wie alle Anderen, hatten es geglaubt, da die Historie sein Fach war, und sich nur über die Wahl des Gegenstandes gewundert, der ganz außer dem Bereiche seiner früheren Schöpfungen lag; aber grade deshalb hatte man es natürlich gefunden, daß er dies Bild vor der Vollendung Niemand sehen lassen wollte.

Dem Maler entging ihre Befremdung nicht. „Nun,“ fragte er, „was sagen Sie von dem Bilde?“

„Es ist vollendet schön!“ rief die Gräfin, „und

was mich am wunderbarsten darin trifft, ist seine entschieden historische Bedeutung. Wie haben sie es angefangen, diese in den Gegenstand zu legen, der sich nach Gehalt und Composition nicht über das Familienportrait und das Genre erheben zu können scheint?“ —

Feldheim antwortete ihr nicht gleich. Er ließ ihr Zeit, das Gemälde zu studiren, und weidete sich an ihrem immer steigenden Interesse. Der Ausdruck seliger Mutterliebe, mit dem Elisabeth in dem Bilde auf die unbefangenen spielenden Kinder herabsah, machte ihr Gesicht schön erscheinen, obschon es nur gewöhnlich war, und auch Feldheim mußte jedes Auge fesseln, jedes Herz für sich gewinnen, wenn man das ruhig ernste Antlitz des Malenden betrachtete, das so freudestrahlend auf die Seinen schaute.

„Seit den Familienbildern der alten Niederländer ist solch ein Bild nicht mehr gemacht!“ rief die Gräfin. „Und es hat noch einen Zauber der Innerlichkeit, der Glückseligkeit, die ihm ganz eigenthümlich sind, vor jenen Werken voraus. Das ist wirklich eine heilige Familie!“

„Darin liegt auch der Zauber, Signora Contessa!“ sagte der Maler und blickte mit Wohlgefallen auf sein Werk. „Wenn die Nazarener sich daran machen, eine heilige Familie zu malen, so meinen sie es mit einer Familie von Heiligen zu zwingen, mit denen Nichts gethan ist, denn diese unbefleckten Jungfrauen, und der verwunderte St. Joseph, und der Johannes mit dem Tigerfelle und der kleine glorienbeschiedene Christus sind uns und unserm protestantischen Bewußtsein jetzt Nichts mehr. Sie sind abstract und transcendent, und damit lockt man in der Zeit des Realismus keine Rage hinter dem Ofen hervor und kein rechtes Gefühl aus einem ehelichen Herzen!“

„Das ist wahr!“ bekräftigte die Gräfin. „Werder die ganz abstracten Nazarener, wie Overbeck und Schadow, noch die Stein, und wie sie sonst noch heißen, ja nicht einmal die katholischen modernen Italiener haben eine Madonna schaffen können! und an die Heiligen der französischen Schule muß man gar nicht denken!“

„Sie können auch keine Heiligen mehr malen und Niemand wird es wieder können, es hat eben

„Alles seine Zeit,“ fiel ihr der Maler in das Wort. „Die heiligen Familien sind für uns so unnatürlich geworden, wie die Allegorien eines Veronese, denn sie sind auch Allegorien und wir haben es mit der Wirklichkeit zu schaffen. Nicht eine Familie von Heiligen sollen wir jetzt malen, sondern eine Familie von Menschen, die geheiligt ist durch Liebe und umstrahlt von der Glorie ihres Glückes. Und weil sich in dem Glücke des Familienlebens der höchste Ausdruck erfüllter Liebe, der vollendete Beruf des Menschen offenbart, so muß ein solches Bild eine tief menschliche, eine für alle Zeit gültige, also auch eine historische Bedeutung haben können, wenn es aus dem rechten Sinne hervorgegangen ist, der die volle Göttlichkeit erkannt hat im Familienleben, in der Sorge der Eltern für die Geschöpfe ihrer Liebe, in dem gemeinsamen Entzücken an den gemeinsamen Pflichten und Freuden und Schmerzen, die alle aus der reinen, unmittelbaren Quelle der Natur entspringen! Was ist denn so ein lumpiger König im blanken Ornate mit ein Paar geharnischten Rittern gegen Mann und Weib und Kind? Ah die historischen

Zufälligkeiten, die wir malen, sind ja reine Vergänglichkeiten gegen die urrewige Wahrheit solcher Liebe!“

Er hatte dabei seine Frau um den schlanken Leib gefaßt und sie an sich gezogen. Jetzt küßte er sie herzlich und strich ihr dann die Thränen aus den Augen, die sie zu verbergen strebte. „Das Bild rührt mich so!“ sagte sie zur Gräfin.

„Ja!“ rief Feldheim, „und doch mochte sie Nichts davon wissen, als ich noch für ein Paar Kinder Platz lassen wollte auf dem Bilde!“

Die Frau wies ihn lachend zurück, die Gräfin aber blickte sinnend bald auf das Bild, bald auf die glücklichen Gatten.

„Was mich im hohen Grade wundert, ist, daß unsere Tracht nicht störend einwirkt!“ sagte sie nach einiger Zeit.

„Darüber habe ich auch meine eigenen Gedanken!“ meinte Feldheim. „Ich glaube, im Grunde ist keine Tracht gut oder böse, nur die, welche sie tragen, machen sie dazu. Sehen Sie doch mitunter die wahrhaft scheußlichen Verunstaltungen

durch die Kleidung, denen wir auf alten Bildern begegnen und die uns gar nicht stören. Die Zopfmützen im dreizehnten Jahrhundert, die Puffärmel, welche fast bis zur halben Höhe des Kopfes sich erheben bei den alten Rittern und Edelfrauen, dann wieder die schwarze, mumienhafte Kleidung zu Holbein's Zeiten, oder den buntflitternden Putz beider Geschlechter in den Tagen des Bandyk. Und in all den Costümen sind vortreffliche Bilder entstanden — Portraits und Familiengruppen, denen kein Mensch in der Welt ihre historische Bedeutung aberkennen wird!“

„Aber woran liegt es denn,“ fragte die Gräfin, „daß wir in unserer Tracht uns so schlecht im Bilde darstellen?“

„An unserer eigenen Lumpigkeit, nicht an der Kleidung!“ lachte der Maler, „denn sehen Sie, Frau Gräfin, es sind meist nur die Männer, die sich lumpig ausnehmen — und auch nicht Alle. Damit ein honnettes Portrait zu Stande komme, gehören zwei honnette Bewußtsein dazu. Das Bewußtsein des Originals und das des Malers!“

„Was meinen Sie damit?“

„Achten Sie einmal auf die Portraits der Fürsten, der berühmten Gelehrten, der Künstler,“ sagte er, „und Sie werden finden, daß ihnen dieses Gepräge der Erbärmlichkeit, welches über so vielen Frack und Cravatten uns bald verlegen, bald arrogant, stumpfsinnig entgegenlächelt, selten eigen ist. So dumm oft solch ein König oder Fürst, so verhuzelt ein Gelehrter, so wunderbar ein Künstler ausseh'n mag, sie haben die Empfindung ihrer inneren Berechtigung, eine gewisse Selbstherrlichkeit. Ich möchte sagen, sie fühlen das Recht, so wie sie eben sind, auf dieser Welt zu sein und also auch nach ihrem Tode noch im Bilde auf derselben fortzudauern. Fühlt das der Maler aus ihnen heraus, malt er sie im Bewußtsein ihrer persönlichen Berechtigung, so wird es immer ein gutes Bild werden, mögen nun die Formen edel oder gemein sein, denn nur der Geist, der in ihnen waltet, ist die bleibende Kraft in einem Bilde. Die Idee, durch die absolute Formenschönheit charakteristisch zu wirken, ist ein vollständiger Irrthum, von dem die alten Italiener, Niederländer und Spanier auch Nichts wußten!“

„Aber woher denn die Menge fader, nichts-sagender Bilder, von denen unsere Ausstellungen angefüllt sind?“

„Ich sagte es Ihnen ja; Frau Gräfin, von dem Sonntagsbewußtsein der Originale!“ lachte Feldheim. „Die Menschen essen, trinken, arbeiten jetzt gedankenlos und wie Maschinen. Sie vegetiren ohne innere Erhebung und ohne jenes Selbstgefühl, wie es im Mittelalter schon die scharfe Gränze der Standesunterschiede und das von Kämpfen und Gefahren mancher Art bewegte Leben, charakteristisch in ihnen ausprägen mußte. Sie sahen sich in besonderen Lagen, sie hatten Gelegenheit ihre Leidenschaften zu entfalten, und sich als Individuen auszubilden. Nehmen Sie alle Shakespear'schen Dramen und überall finden Sie unter den leidenschaftlich Kämpfenden, Helden und Motive für Bilder aller Art. Jetzt, wo die entfesselte Leidenschaft für Rohheit gilt, wo die Staatspolizei sie fast unmöglich macht, sind die Kunstwerke und die Menschen stumpf geworden. Sie leiden innerlich an allen möglichen Misereen, aber äußerlich verziehen sie keine Miene und hüllen

sich in das todte Grau der Wohlerzogenheit. Kommt diesen modern nivellirten, polizirten Menschen dann der thörichte Einfall, sich einmal maßen zu lassen, so besinnen sie sich auf sich selbst, erschrecken vor ihrer Leerheit, setzen sich zurecht und pugen sich mit irgend einer Eigenschaft heraus, mit Gutmüthigkeit, Erhabenheit, oder was ihnen sonst an sich wahrscheinlich dünkt — und das kleidet sie denn eben so, wie der abgelegte Ballpuß der Frau Gräfin eine Magd am blauen Montag. Die Mehrzahl unserer Portraits hat Sonntagscharaktere zum Originale.“

Er war in bester Laune, und auch die Gräfin hatte sich etwas erheitert.

„Dies Bild wird fortleben und die Menschen erfreuen, wie die schöne Familie Karl's des Ersten und Rembrand von Rye's mit seinem Weibe!“ wiederholte sie, auf ihre erste Bemerkung zurückkommend.

„Und habe ich nicht eben so gut ein Recht, meine stolze Freude an meinen Kindern zu verewigen, als König Karl die seine? Habe ich nicht oft eben so glücklich als Rembrand die Schultern

meiner Elisabeth geküßt und die Fröhliche auf meinen Knien aus meinem Glase trinken lassen? Mein Stolz, meine Freude sind von Gottesgnaden wie die ihren!" rief er, „aber was mich heute schon ganz früh so fröhlich machte, ist Camillo's Freude an dem Bilde. Er war am Morgen bei mir und konnte sich nicht satt daran sehen. Auch glaube ich, so hoch ich ihn verehere, hätte er von mir zu lernen, daß man vergessen muß!"

„Vergessen?" fragte die Gräfin, „was denn vergessen?"

„Er muß die Convenienz und Tradition vergessen lernen. Das Herkömmliche bindet ihm die Flügel, wie fast allen unseren Zeitgenossen. Er muß zur Quelle, zur Natur zurück. Nicht zu jener Natur, die in Löwenfellen und mit Feigenblättern umherläuft, denn grade diese ist eine reine Sache der Convention, sondern zu jener Wahrheit der Beobachtung, die in der Gegenwart das Zufällige von dem Eingeborenen unterscheidet. Daß er diese Wahrheit der Beobachtung in sich nicht ausgebildet hat, darin liegt auch der Mangel Ihres von ihm gemalten Bildes. Er malte die wunder-

schöne Gräfin St. Brezan; aber das gute, liebevolle Weib, das hat er in Ihnen nicht gesehen, nicht verstanden!"

Helene war zusammengefahren und zerstreut geworden, als er den Namen des Cavaliere ausgesprochen hatte, so daß sie ihm Nichts auf seine Behauptung zu entgegen vermochte.

"Camillo wird Sie wieder malen?" bemerkte Feldheim nach einer kurzen Pause.

"Nicht?" fragte die Gräfin.

"Ja! 'er sagte mir, Sie hätten ihm gestern zur Skizze für eine Desdemona geessen!"

Die Gräfin erbleichte, alle ihre Schmerzen erwachten wieder. Sie erhob sich plötzlich, um sich zu entfernen, und aufathmend, wie Einer, der nach kurzer süßer Rast sich wieder zu neuem schwerem Gange anschickt, sagte sie: „das war eine schöne Stunde! haben Sie Dank dafür!"

Die Eheleute blickten sich betroffen an. Feldheim geleitete sie an ihren Wagen. Als er zurückkam, schüttelte er leise das Haupt, und gegen seine Frau gewendet, sprach er: „Hier wäre es besser gewesen im Vaterlande zu bleiben, ihr Herz paßt nicht hierher!"

Sechstes Kapitel.

Die furchtbare Scene, welche sie am Morgen erlebt, und das Glück ihrer Landsleute, dessen Zeuge sie gewesen war, hatten Helene tief erschüttert. Dort der Kampf ungezähmter Leidenschaften, hier der Friede der Liebe, aber Wahrheit dort und hier, und ihr eigenes Leben kalter Schein und innerliche Lüge.

„Es muß anders werden!“ rief sie, und als wolle sie schnell den Kelch leeren, der nicht an ihr vorübergehen konnte, so eilig begab sie sich in das Zimmer ihres Manns.

Sie fand ihn arbeitend an seinem Schreibtische.

„Störe ich Dich?“ fragte sie.

„Ich bin augenblicklich zu Deinen Diensten!“

antwortete er mit der ihm eigenthümlichen Höflichkeit der Form.

Sie setzte sich nieder zu warten, aber die wenigen Minuten wurden ihr lang und schwer. Als er den Brief gefaltet und gestiegelt hatte, wendete er sich zu ihr, und um nicht seine Frage nach dem Grunde ihres Kommens zu hören, sagte sie schnell: „Ich habe mit Dir zu sprechen. — Hippolyt! es muß anders werden zwischen uns. Der gestrige Abend — —“

„Der gestrige Abend,“ unterbrach sie der Graf, „ist mir wieder ein Beweis Deiner Unvorsichtigkeit gewesen. Welche Frau giebt einem Maler Sitzung in ihrem Boudoir und tête à tête!“

Der schwerste Tadel hätte sie nicht so tief getroffen, als diese Kälte ihres Mannes, und mit leidenschaftlicher Bewegung rief sie: „Müssen wir diese Lüge durch das Leben schleppen? Muß ich denn unglücklich sein?“

Es war das erste Mal, daß sie in solcher rüchhaltlosen Weise zu dem Grafen sprach, den der plöbliche Ausbruch ihres lang verhaltenen Schmerzes erbleichen machte.

Ein heftiges Weh zuckte durch seine Züge. „Ich leide auch!“ sagte er, „und ich beklage mich nicht!“ Dann schwieg er, sich gewaltsam fassend, während die Gräfin, den Kopf auf den Arm gestützt, regungslos da saß. Die Stille wurde Beiden immer drückender, St. Brezan fing an im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Endlich blieb er stehen und begann wie im Selbstgespräche, das sich erst später gegen die Gräfin richtete: Menschenkenntniß und Erziehung sind Nichts! Ich glaubte sie zu kennen, mich zu kennen, die Grundsätze ihrer Familie bürgten für sie, und nun dieser überspannte Durst nach Glück! — „Glück! — An Glück glauben ist so thöricht, als Wolken greifen wollen! So thöricht, als verlangtest Du, die Göttin Fortuna solle hier eintreten und Dir ihr Füllhorn vor die Füße schütten. Deine Sehnsucht nach Glück ist unser Unglück! — Es giebt kein Glück! Sich wohlbefinden, das ist Alles! und wohlbefinden hätten wir uns können!“

„Nein, Hippolyt! ich habe es nicht gekonnt, denn wir haben uns nie verstanden! Schon an unserm Hochzeitstage kannte ich mein Unglück.“

Beide verstummten; die Eine plötzlich ergriffen von der Schwere des eigenen Geständnisses, der Andere schmerzlich betäubt, weil er sich in seinem Stolze verwundet fühlte. „Das ist hart!“ sagte er mit einer Tonlosigkeit, durch die Helene seinen bitteren Schmerz erzittern hörte.

„Und doch mußte ich es Dir endlich sagen, damit ich Dir nicht schuldiger erscheine als ich bin. Ja! ich glaube noch an Glück, ich glaube an eine Liebe, die ausreicht, uns glücklich zu machen — —“

„Und sie ward Dir leider nicht zu Theil!“

„Ja! sie ist mir geworden! aber ich war ein Kind, und meine eigene Schwäche brachte mich darum!“

„Und?“ fragte der Graf.

Sie antwortete nicht. „Und was verlangst Du jetzt?“ fragte er wieder, „denn wir müssen fertig damit werden!“

„Gieb mich frei!“

„Das ist Wahnsinn, Helene!“

„Wahnsinn nennst Du es, wenn ich das Scheindasein dieser unglückseligen Ehe nicht weiter

leben will? Unsere Herzen sind einander fremd, Du weißt es, daß ich Dich nicht liebe, Du liebst mich nicht, ich bin Dir Nichts, als die Dame, welche die Honneurs Deines Hauses macht. Du hast mich für untreu gehalten, die Welt hält mich dafür — ich war Dir niemals untreu, aber unglücklich, unglücklich bin ich gewesen immerdar. Die Männer, welche Du heimlich eifersüchtig bezargwöhnstest, waren mir gleichgültig, wie die Schauspieler auf der Bühne, von denen ich mich forthaten lasse über die tödtliche Dede meiner Stunden —“

„Und Camillo?“ fragte der Graf mit schmerzlicher Bitterkeit.

„Er war mir eine Stütze und ein Trost. Nichts mehr! Gestern erst hat er mir seine Liebe gestanden — —“

„Und heute forderst Du von mir getrennt zu werden!“

„Weil ich nicht das Weib eines Mannes bleiben will, der sich verrathen von mir glaubt und dazu schweigt!“

„Meinst Du, ich solle wie ein Wilber die

Ereue meines Weibes bewachen? Ich solle wie der Böbel meine Kränkung in alle vier Winde hinaus schreien und mich brandmarken mit Deiner Thorheit? Mein Name wird nicht angetastet, so lang ich ihn nicht angetastet nenne. Mein Schweigen schützt Dich und mich. Du wirst mich nicht zum Abfall von mir selbst, zum Sprechen bringen!"

Es entstand eine neue Pause. St. Brezanging nachdenkend umher, endlich setzte er sich neben seiner Gattin nieder. „Laß uns wie vernünftige Menschen handeln,“ sagte er, „nicht leere Phrasen wechseln.“ Seine Stimme klang milder als zuvor, sein Ausdruck hatte das Eifige verloren. „Ein Irrthum ist nicht ungeschehen zu machen, unsere Verbindung war ein solcher; wir müssen trachten, so wenig als möglich von demselben zu leiden. Wäre ich ein unbeachteter Privatmann und ein Protestant, vielleicht schiene mir der Ausweg, den Du wünschest, annehmbar. Jetzt ist er's nicht.“

Seine Ruhe brachte die Gräfin zur Verzweiflung. „Ich sage Dir, daß ich unglücklich bin, daß ich mich sehne nach einem Athemzuge der

Freiheit, daß ich es stets als Schmach empfunden, ohne Liebe Dein Weib zu sein, und — —

„Ich handle wie ein Mann,“ unterbrach sie der Graf, plötzlich wieder zu der früheren Kälte übergehend, „der seine Pflichten kennt — selbst gegen Dich in Deiner unseligen Verblendung. Ich begehre kein Weib, das sich gezwungen mein nennt!“ — ein Beben flog durch alle seine Züge bei den Worten — „aber entehren sollst Du weder Dich noch mich. Du bleibst bei mir, im Schutze meines Hauses, meines Namens!“ —

Er war aufgestanden und in die Thüre des Balcons getreten, um ihr den Anblick seines inneren Kampfes zu entziehen. Als er sich wendete, war er ruhiger geworden. „Mit Deinem Durst nach Glück, mit Deinem Herzen mußt Du fertig werden — wie ich mit dem meinen!“ sagte er. — „Was wir mit einander auszumachen hatten, ist geschehen — wir Beide sind geschieden! möge es Dich nicht reuen!“ und hoch aufgerichtet verließ er das Gemach.

Die Gräfin blieb allein zurück. Sie sah stumm und starr zum Boden nieder. So hatte sie das Ende dieser Unterredung nicht erwartet. Es war

ihr Wunsch gewesen, frei zu werden; diese errungene Freiheit aber drückte sie als eine tiefe Schmach.

„Auf Lebenszeit!“ seufzte sie, während ein Schauer durch ihre Glieder rieselte und kalte, große Thränen ihr in die Augen traten.

Bald demüthigte es sie, einem Manne gehört zu haben, der sie auf ihre erste Forderung frei gab, bald fühlte sie sich gedrungen, des Grafen mit größerer Achtung zu gedenken, als je zuvor. Er hatte wie ein Cavalier gegen sie gehandelt, aber wie fern war seine Auffassung der Verhältnisse von dem wahren Sinn der Ehe! Welch eine Stellung für sie, den Schutz eines Mannes anzunehmen, der sie innerlich mißachten mußte! Eine Freiheit zu besitzen, die zu gebrauchen eine Schande war. — Geneigt, sich ihren Empfindungen zu überlassen, hatte sie nie zuvor mit solcher Klarheit sich die Einzelheiten und Folgen ihrer Lage deutlich gemacht, nie schärfer als jetzt die Scheidewand erkannt, welche Jahrhunderte alte, überlieferte Begriffe und Vorurtheile zwischen den Ansichten der sogenannten großen Welt und zwischen der natürlichen Empfindung wahrer, gesitteter Menschen aufgerichtet hatten.

Sie kannte den Grafen und wußte, er werde halten, was er ausgesprochen habe, und doch faßte sie es nicht, wie es ihm wünschenswerther sein könne, eine Frau unter diesen Verhältnissen an sich zu fesseln, als sie durch eine wirkliche Scheidung frei zu geben, eine Verantwortung zu tragen, statt sie auf die Schultern derjenigen zu legen, die ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen forderte, und mit seinem Namen eine Frau zu schützen, die diesen Namen stets mit Widerstreben geführt hatte, die ihn jetzt nur noch zum Scheine führen sollte.

Ihr Stolz empörte sich gegen eine Großmuth, die an Verachtung gränzte, gegen einen Schutz, der so nahe mit der Knechtschaft verwandt war, gegen das Beisammensein mit einem Manne, der in jedem Augenblicke seine oberherrlichen Rechte gegen sie geltend machen konnte, nachdem er freiwillig auf alle jene Ansprüche verzichtet, welche Liebe und Achtung heischen und gewähren. Unter der Last eines fortbauernben Misstrauens zu leben schien ihr unerträglich, und der Gedanke, sich durch Entfernung aus dem Hause ihres Mannes gewalt-

sam ihre Freiheit zu erringen, tauchte in ihr auf. Aber sich vom Grafen auf solche Weise trennen, hieß sich von ihrem Vater, von ihrer ganzen Familie, von ihrem ganzen früheren Leben trennen, und wenn dieser äußerste Schritt gethan war, wohin dann und was beginnen?

In ihr Vaterhaus zurückzukehren, daran durfte sie nicht denken, und jene Zeit lag ihr so fern, als trennten sie Dezzennien davon. Sie hatte neue Anschauungen, neue Bedürfnisse kennen lernen. Ein Leben voll geistiger Erregung, voll wechselnder Ereignisse, voll heftiger Empfindungen, war ihr zur Gewohnheit geworden, und wenn ihre Blicke sich in dieser Stunde auf ihre Jugend, auf ihre erste schuldblose Liebe zurückwendeten, geschah es mit jener Wehmuth, mit der man ein unwiederbringlich verlorenes Gut betrauert — um so untwiederbringlicher, als sein Besitz aufgehört haben würde und noch ein Glück zu sein. Sie empfand den Verlust desselben nicht so schmerzlich, als die Ueberzeugung, daß sie die Fähigkeit verloren, es zu genießen und sich daran genügen zu lassen. Ihr Herz blutete, wenn sie Friedrich's gedachte. Was

war aus ihr geworden, die ihm ein Ideal zu bleiben verheißten? Und doch sah sie mit einem Mitleid, das sie selbst überraschte, auf sein stilles, friedlich begränztes Leben hinab.

„Ich kann nicht mehr zurück!“ rief sie aus: Diese Gewißheit lenkte ihre Blicke plötzlich nach einer anderen Seite, von der ein phantastisch strahlendes Licht ihr entgegenlängte.

Freiheit, Selbständigkeit, Ehre und Anerkennung, ja Liebe und Freude winkten ihr entgegen aus der Hand der Kunst. Ein einziger, muthiger Schritt konnte sie an die Schwelle ihres Tempels führen, und Camillo, der Künstler, den sie hoch verehrte, der Mann, welcher sie liebte, stand als Priester da, die Ersehnte einzuführen in das Heiligthum.

Fliehen, unter fremdem Namen arbeiten und lernen, bis der ihr eigene angeborne Name ruhmbestrahlt durch ihr Talent aus dem Dunkel hervorgehen konnte, und dann leben, schaffen, arbeiten, vereint mit einem Manne, der dies heilige Feuer in ihr begriff und pflegte; Niemand Etwas verdanken als sich selbst, keines Schutzes bedür-

fen, sondern geschüpft sein durch die eigene Bedeutung, und frei bleiben durch das selbständige Talent sogar neben dem geliebten Manne, das waren Bilder, begeisternde Vorstellungen, die in schneller Reihenfolge an ihr vorüberzogen.

Gamillo hatte es ausgesprochen: Sie war Künstlerin! Sie durfte sich nicht von bleichen Träumen, von Gebilden der Phantasie ernähren, denn der Künstler kann nicht schaffen ohne die Sonne des Glückes! Darum hatte sie das Verlangen danach niemals zu bestiegen vermocht, die schaffende Kraft hatte gebieterisch ihr Recht verlangt — jetzt sollte es ihr werden.

Ein Troß gegen den Grafen erwachte mit diesem Vorsatze in ihr. „Er meinte mich zu binden mit jener Gewährung einer Freiheit, die mich an ihn fesselte,“ sagte sie sich. „Eine Freigelassene sollte ich sein und bleiben, mit meinem Thun und Lassen ihm verantwortlich für jenen Schein eheloser Freiheit, die ich tief verachte. Es soll anders werden, anders Hippolyt, als Du's erwartest hast!“

Ihre Gestalt gewann plötzlich ihre Spann-

kraft wieder, sie stand auf und ging in ihr Zimmer, sich für die Mittagstafel anzukleiden, zu der eine größere Gesellschaft schon seit vielen Tagen eingeladen war.

Als sie in den weißen Gewändern vor ihrem Spiegel stand, einen Kranz von grünem Weingekranz mit goldenem Geäder in den schwarzen Locken, trat ihr selbst die eigene Schönheit wohlthuend und überraschend aus dem Glase entgegen. Mit stolzer Freude wies sie die Armbänder und Spangen zurück, die ihre Kammerfrau ihr brachte. Sie wollte die Geschmeide, die Kostbarkeiten nicht mehr tragen, welche sie dem Grafen verdankte, das Rabelgeld, das er ihr festgesetzt, nicht mehr benutzen. Die Zinsen eines Kapitals, welches sie von ihrer Mutter ererbt, sollten fortan ihren Bedürfnissen genügen, und ihr Auge leuchtete heller in der Gewißheit, daß diese Schultern, diese Arme jedes Schmuckes entzathen konnten, und als betrachtete sie eine vollendete Statue, so genoß sie in Selbstgenügen die eigene Formensöhne.

Eine halbe Stunde später waren die Gäste

bei der Tafel versammelt, und Nichts in dem Wesen der Wirthin verrieth, welche Erschütterungen sie erlitten, welche Entschlüsse sie gefaßt hatten. Noch am Morgen war die Gräfin entschieden gewesen, den Cavaliere zu vermeiden, jetzt empfing sie ihn mit einer Aufgeschlossenheit, die er sich nach ihrem Verhalten am vorigen Abende nicht zu deuten vermochte, und als verstände die Sache sich von selbst, so undefangen sprach der Graf von dem zu malenden Bilde der Desdemona. Helene sollte nicht glauben, es koste ihn ein Opfer sie zu verlieren, die ihn nie geliebt. Ein Mißgeschick ohne Zeichen der Klage zu erleiden, sich so weit thunlich abzuschließen gegen alle Berührungen und Beobachtungen und sich durch diese Abgeschlossenheit vor fremdem Antheil und Urtheil möglichst zu bewahren, darin hatte der Graf stets seine Ehre gesetzt, darin erblickte er die Weisheit, welche die Erfahrung dem Weltmanne zum Bedürfniß und zur Richtschnur seines Handelns machen, und auch in diesem Falle blieb er sich getreu.

Da aber der Mensch nach einer Lösung alles

Räthselhaften trachtet, so erklärte der Maler sich endlich das ihm auffallende Betragen des gräßlichen Ehepaars auf die ihm günstigste und förderlichste Weise. Er sagte sich, die vielfachen Huldigungen, deren Gegenstand Helene seit ihrem Erscheinen in Neapel gewesen, die jugendliche Unbesonnenheit, mit welcher sie dieselben Anfangs angenommen hatte, und das leichtsinnige Spiel der Coquetterie, das ihr allmählich zur Natur geworden war, könnten dem Grafen nicht gleichgültig geblieben sein. Freilich hatte man sie bisher nicht hart beurtheilt, aber die Menge und der Wechsel ihrer Verehrer waren doch schon bisweilen ein Gegenstand der Unterhaltung und jenes leise fortwachsenden Tadel geworden, der an der eigenen Wiederholung seine Waffen zum tödtlichen Stoße schärft und probt. Es mußte dem Grafen daran liegen, seine Gattin gegen den Vorwurf der Galanterie bewahrt zu sehen, und Camillo, grundlos den Frauen gegenüber, ohne alle Achtung vor der Ehe, verderbt durch die leichtfertigen Sitten des Kreises, in dem er lebte, fand es ganz natürlich, daß St. Brezan lieber einen erklärten

Cicisbeo, als ein ganzes Gefolge junger Männer neben seiner Frau ertragen wolle.

Eine Freundschaft für ihren Lehrer war ohnehin natürlich, eine Liebe auf Freundschaft und Bewunderung gegründet, sehr verzeihlich, und die Welt, in der sie lebten, eine Welt, in der die Discretion oft die Stellvertreterin der Tugend und der Ehrenhaftigkeit machen muß.

Hatte Camillo gestern, seiner Leidenschaft folgend, nur an den Besitz des von ihm begehrten Weibes gedacht, so empfand er sich jetzt plötzlich als Helenens Beschützer, als Theilnehmer des Grafen in der Sorge für ihren Ruf. Er glaubte durch St. Brezan's Verhalten eine Verpflichtung gegen ihn, ein Anrecht an seine Frau zu haben, und es war ihm Ehrensache dem Cavaliere gegenüber auch als Cavalier zu handeln.

Weit entfernt, die Gräfin abermals durch seine Hefigkeit zu ängstigen, oder seine Leidenschaft dem Auge eines Beobachters zu verrathen, nahte er sich ihr seit diesem Tage mit jener anbetenden Bewunderung, mit welcher der Kunstliebhaber ein langersehntes und endlich erworbenes Kunstwerk

genießt, dessen Herr zu sein, ihn selbst fast noch unglaublich dünkt. Unermüdblich für sie besorgt, empfand er mit Entzücken ihr steigendes Vertrauen, ihre wachsende Hingebung an seinen Rath und seine Ansichten, während Helene nicht bemerkte, daß sie in dem Bestreben, sich einer sie drückenden Knechtschaft zu entziehen, nur den Herrn gewechselt habe. Entschiedener als der Graf es je gethan, drängte Camillo ihr seinen Willen zum Gesetze auf. Eifersüchtiger als Jener, bewachte er jede Regung ihrer Seele, und was sie dort gedrückt, verzieh sie hier der Liebe, die sie mehr und mehr zu theilen begann. Von der energisch feurigen Natur des Cavallere wie ein Kind geleitet, wie ein Weib gefesselt, blieb ihr nicht einmal die Freiheit, sich zu fragen, was sie für ihn empfinde, was er ihr geworden, was er über sie beschloffen? Tauchte auch hie und da ein Widerstreben gegen die Gewalt in ihr auf, welche er über sie gewonnen hatte, so wendete ihr Zorn sich nicht gegen den Geliebten, sondern nur gegen ihren Gatten, der sie dem fremden Willen kampflos hingegeben hatte.

Von jenen Planen für ihre Unabhängigkeit,
Wandlungen. II.

von ihren Ruhmesträumen war bald nicht mehr die Rede. Der Wille des Grafen und die Wünsche des Cavaliere trafen zu wohl zusammen, als daß der Letztere nicht seinen ganzen Einfluß hätte dazu benutzen sollen, die Entfernung Helenens aus dem Hause ihres Gatten zu verhindern. Täglich weiter fortgerissen von Camillo's, wie von der eigenen Liebe, hatte sie selbst alles Andere vergessen, einem Gefühle, einem Gedanken ausschließlich hingegeben — dem sinnverwirrenden Entzücken getheilter Leidenschaft, vor deren Allgewalt selbst ihr Schuldbewußtsein ganz verstummte. Sie sagte sich, daß sie jung und unerfahren, überredet worden sei, einen ungeliebten Mann zu heirathen, und daß ein Versprechen sie nicht binden könnte, welches sie ohne die nöthige Einsicht in die Verhältnisse, ohne Welt- und Menschenkenntniß, ja ohne die richtige Erkenntniß ihres eignen Wesens gegeben. Sie machte sich ein Bewußtsein daraus, die Scheidung verlangt zu haben, und da der Graf ihr diese fest verweigert, sah sie sich als berechtigt an, das Glück zu suchen und zu genießen, das sich ihr geboten hatte.

In der Theilnahme an den Arbeiten, in den Erfolgen des Cavaliere fanden die Liebe und der Kunstsinu Helenens gleichmäßiges Genügen, und niemals waren seine Schöpfungen bedeutender gewesen, als seit der Gräfin Schönheit, als seit ihre täglich neue Anmuth ihn zu immer neuen Entwürfen antrieben. Jetzt erst schien er die volle Höhe seiner Meisterschaft zu entfalten, die Gräfin den vollen Glanz ihrer Schönheit zu entwickeln, und jetzt erst glaubte sie Italien zu verstehen, da die warme Liebesfülle ihres Herzens sich widerspiegelte in der heißen, jubelnden Herrlichkeit der südlichen Natur. Hatte sie früher rastlos nach immer neuen Zerstreuungen ghascht, die Dede ihres Innern zu vergessen, so verlangte sie jetzt nur Ruhe und Zurückgezogenheit, um in ungetrübter Stille ihres Glückes sich bewusst zu werden. Auch der Cavaliere ward seltener gesehen in den Sälen der großen Welt, deren gefeierter Günstling er war, und schon nach wenig Wochen hatte die Gesellschaft sich in den Gedanken eingelebt, in der Gräfin St. Brejan die begeisterte Muse des großen Meisters zu sehen und zu ver-

ehren. Camillo erhob den Cultus ihrer Schönheit zur Mode unter den Italienern, und die Unnahbarkeit, in welche seine Eifersucht die Gräfin bannte, kam jener Huldigung zu Gute, die er, den Grafen in seinen Ansichten zu unterstützen, wie einen reichen Vorhang über sein Verhältniß zu Helene auszubreiten wußte.

Siebentes Kapitel.

Unter den Gästen, welche in jener Zeit das Haus des Grafen St. Brezan besuchten, hatte sich auch ein junger Russe befunden, der ein halb Jahr später, bei einer Operaufführung, in der Fremdenloge des Berliner Opernhauses saß.

„Seit wann sind Sie hier?“ fragte ihn ein älterer Mann, der den vordern Platz neben ihm eingenommen hatte.

„Seit vorgestern, Excellenz!“

„Und Sie kommen?“

„Von Neapel! Ich habe im vorigen Herbst Depeschen überbracht, darauf die Ordre erhalten dort zu bleiben, weil der dortige Attaché Urlaub

hatte, und will nun morgen mit dem Dampfer von Stettin zurück.“

„Sind viele Fremde in Neapel?“

„Ja! aber bis jetzt noch wenig Russen und im Grunde Nichts von Distinction. Die einzige Frau von Bedeutung ist überhaupt die Gräfin St. Brezan!“

Die Unterhaltung, auf deren letzte Worte ein anderer junger Mann, welcher sich neben den Sprechenden in der Loge befand, plötzlich aufmerksam geworden war, hatte durch den Beginn des neuen Actes ihr Ende erreicht. Als sich der Vorhang wieder senkte, nahm jedoch der ältere Herr das Thema wieder auf.

„Was ist die Gräfin St. Brezan für eine Geborene?“ fragte er.

„Ich habe den Namen vergessen, indeß sie ist eine Deutsche und eine prächtige Brünette! Die Italiener haben einen wahren Fanatismus für sie. Ihre Liaison mit dem bekannten Cavaliere Camillo, von dem Excellenz das große Bild im Zimmer der Kaiserin gesehen haben werden, und für den die Gräfin jetzt ausschließlich lebt, hat sie unter den Künstlern zum Idol gemacht!“

Die alte russische Excellenz that lächelnd noch eine Frage, der Petersburger Gesandtschaftsattaché antwortete ebenfalls lächelnd und die Schultern ziehend, indeß die letzte Rede und Gegenrede wurde sehr leise geführt, so daß der dritte Anwesende sie unmöglich verstanden haben konnte. Dennoch zuckte er zusammen und verließ die Loge.

„Kannten Sie den Herrn?“ fragte der Alte.

„Ich bin sehr fremd in Berlin, Excellenz! und kenne fast Niemand außer unserer Gesandtschaft!“ entgegnete der Attaché, während Erich von Helldenbruck die Corridors durchschritt und in die erleuchtete Frühlingsnacht hinaustrat.

Er hatte nichts ihm Neues erfahren, aber zum ersten Male war ein Urtheil gegen Helene in seiner Nähe ausgesprochen worden, und es dünkte ihm ein Trost, daß er, und nicht sein Vater Zeuge jener Worte gewesen war. So wenig dem Baron die ehelichen Verhältnisse seiner Tochter ein Geheimniß geblieben, hatte er ihrer gegen Niemand, selbst nicht gegen Erich, jemals mit einer Andeutung erwähnt. Es widerstand seiner Selbst-

achtung, ein solches Unrecht vor einem Mitgliede seiner Familie einzugeschehen, sobald er demselben nicht durch sein persönliches Einschreiten abzuwehren vermochte, und Helene war grade bei den Ansichten des Barons, jedem Eingriffe der väterlichen Herrschaft entzogen, so lange der Name und die Anerkennung ihres Gatten sie beschützten. Weit entfernt, sich selbst anzuklagen, daß er die Tochter gegen ihre Neigung einem ihm selbst nur oberflächlich bekannten Manne hingegeben habe, wendeten seine Unzufriedenheit und sein ganzer Zorn sich gegen St. Brezan, treu dem Grundsatz von der Aufrechterhaltung der Familie in den Augen der Welt, wie in dem eigenen Herzen. Während man sich der bevorzugten äußeren Verhältnisse der Gräfin in ihrem Vaterhause zu erinnern liebte, während man ihrer selbst und ihrer Eigenschaften zu gedenken nicht ermüdete, schwieg man, aus dem gemeinsamen Instincte des patriarchalischen Familienfinnes über ihre unglückliche Ehe und die aus ihr entsprungenen Verirrungen. Der ächte Familienfinn und der Monarchismus beschränken das Urtheil ihrer Anhänger, weil beide

sich verpflichtet glauben, die unbedingte Tadellosigkeit der Gegenstände ihrer Verehrung zu behaupten, und sie nehmen sich die Fähigkeit wirksamen Handelns, da sie durch ihre absichtliche Verblendung dem Unparteilichen nicht als urtheilssähig erscheinen können.

Erich selbst hatte bisher die Schwester mehr bedauert als beschuldigt. Er war kein Neuling mehr in den Verhältnissen der großen Welt, und hie und da selbst für den mehr oder minder begünstigten Verehrer verheiratheter Frauen angesehen worden. Oft genug hatte er mit gleichgültiger Leichtfertigkeit über solche Verhältnisse gesprochen, sie verdammend oder entschuldigend, je nachdem seine Theilnahme sich dabei angeregt gefunden. Jetzt, da er die eigene Schwester an öffentlichem Orte, von fremden Männern, eines solchen Liebeshandels anklagen hören, erschienen diese Zustände ihm plötzlich unter einem veränderten Gesichtspunkte, weil seine Stellung zu denselben eine andere geworden war.

Mit quälender Deutlichkeit traten ihm die Fälle entgegen, in denen seine Galanterien und

Ländeleien die Ruhe einer glücklichen Ehe oder eines Mädchens vorübergehend oder dauernd gestört. Er hatte sich kein eigentliches Unrecht vorzuwerfen, aber er hätte doch Manches ungeschehen machen mögen, und wie es Menschen seines Charakters leicht begegnet, die zur Selbstprüfung nicht geneigt, ihr durch einen Zufall unterworfen werden, gelangte er dahin, sich strafbarer zu finden als er wirklich war. Mit Rührung wendeten seine Blicke sich auf das greise Haupt seines Vaters zurück. Die friedensvolle Ehe seiner Eltern, die eigene und der Geschwister ungetrübte Jugend, der Abend, an dem der Vater ihn und Helene freigesprochen für das Leben, traten ihm mit herzbewegender Klarheit vor das Auge, um ihm die Verhältnisse im Hause seiner Schwester, deren Zeuge er in Neapel gewesen war, noch trauriger und unwürdiger erscheinen zu machen.

Er mußte die Gedanken abwenden von den Verirrungen Helenens, von dem eigenen Leichtsinn, und schnellkräftig in der Phantasie, ging er von bitterer Selbstanklage zu guten Vorsätzen, zu Vor-

stellungen einer Ehe über, wie er sie für sich ersehnte, um in ihr jenes patriarchalische Familienleben fortzusetzen, dessen Vorbild seine Eltern ihm gegeben. Er hatte ein solches nur noch in dem Hause einer Frau von Werdeck wiedergefunden, die, obschon begütert, mit ihrer einzigen Tochter in großer Zurückgezogenheit lebte, seit sie früh ihren Gatten verloren hatte. Sie war eine Freundin seiner Mutter gewesen und schon bei seinem ersten Aufenthalte in Berlin, hatte er in einem fast söhnlischen Verhältnisse zu ihr gestanden, das sich mehr und mehr befestigt, so daß es ihm zum Bedürfnisse geworden war, sich mit ihr auszusprechen, sobald irgend Etwas ihn innerlich lebhaft beschäftigte. Auch jetzt hatte er vorgehabt zu ihr zu gehen, nicht um ihr das Erlebte zu vertrauen, sondern um sich in ihrer Nähe zu beruhigen, als er ein junges Mädchen angstvoll an sich vorüber eilen sah, das von einem älteren Manne offenbar verfolgt ward.

Das helle Gaslicht, welches unter den Linden aus den Magazinen auf die Straße fiel, ließ den hohen schlanken Wuchs und die geschmackvoll an-

ständige Kleidung der jungen Person erkennen. Aber solcher sich täglich wiederholender Scenen nur zu sehr gewohnt, achtete Erich Anfangs nicht darauf, bis der Verfolger das Mädchen, welches ihm mehrmals ausgewichen war, wieder erreicht hatte, und demselben in einer Weise den Weg vertrat, welche es geradezu zwischen ihn und Erich stellte. Das Mädchen schrak zusammen, aber plötzlich entschlossen, sagte es, sich an Erich wendend: „Schaffen Sie den Menschen fort!“

Der Klang ihrer tiefen Stimme, der Zorn, mit dem sie sprach, hatten etwas Gebietenbes. Ihr Verfolger, dem es nicht erwünscht sein konnte, einen Austritt zu veranlassen, trat zurück, und das Mädchen ließ es ruhig geschehen, daß Erich ihm den Arm bot und es mit sich führte.

Auf seine Frage, ob sie schon lange von der Zudringlichkeit des Mannes zu leiden gehabt habe, antwortete sie ein trockenes Ja, und verfiel dann in ein Schweigen, welches Erich in dieser Lage nicht von seiner Begleiterin erwartet hatte, deren edle, majestätische Züge ihn überraschten, als sie einmal ihr Haupt voll gegen seine Seite wend-

dete. Daß er hier keines jener leichtfertigen Geschöpfe vor sich habe, welche um diese Zeit die Straßen zu durchschwärmen pflegen, war ihm außer allem Zweifel. Dennoch wußte er nicht, was er eigentlich aus seiner neuen Bekanntschaft machen solle.

Ihrer Erscheinung, ihrer Kleidung und Sprache nach, mußte er sie zu den gebildeten-Classen rechnen, und doch hatte ihr Betragen mehr und weniger Freiheit, als den Töchtern dieser Stände eigen zu sein pflegte. Die Sicherheit, mit der sie sich in den Straßen umfah, die Art ihres Gehens, überhaupt, machten es ihm wahrscheinlich, daß sie es gewohnt sei, sich auch zu solcher Stunde allein in denselben zu bewegen. Er dachte, es könne eine Handarbeiterin sein, die von ihrem Tagewerke zurückkehre, indesß er wußte mit solcher untergeordneten Stellung in der Welt nicht jenen befehlenden Ton zu vereinen, mit dem sie seinen Schutz gefordert, und in dem das volle Vertrauen weiblicher Würde gegen die männliche Ehrbarkeit sich ausgesprochen hatte. Sowohl die Art und Weise, in der sie seinen Arm losließ, sobald sie

sich aus dem Bereiche ihres Verfolgers glaubte, als die Ruhe, mit der sie, seinen Fragen ausweichend, neben ihm herschritt, hatten etwas Eigenthümliches. Während Erich aber noch darüber grübelte, wer und was sie sein könnte, blieb sie plötzlich stehen, als sie eine Strecke in der Charlottenstraße hinausgegangen waren.

„Wohnen Sie hier?“ fragte Erich.

„Nein! aber ich kann jetzt allein gehen, und ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner angenommen haben!“

Auf Erich's Vorstellung, daß sie ihm erlauben möge, sie nun bis zu ihrem Hause zu geleiten, antwortete sie ablehnend: „Ich bin es gewohnt, allein zu gehen!“ dankte ihm nochmals und entfernte sich mit solcher ruhigen Festigkeit, daß ihr Begleiter nur um so begieriger wurde, ihr zu folgen und zu erfahren wer sie sei.

In immer gleicher Entfernung hinter ihr hergehend, gelangte er endlich in einen der entlegeneren Stadttheile, und sah sie in ein Haus eintreten, das, nach seiner Bauart zu urtheilen, nur von Familien der arbeitenden Stände bewohnt sein konnte.

Eine Weile blieb er davor stehen, um die Ein- und Ausgehenden zu beobachten, aber es kam Niemand. Nur die plötzliche Erleuchtung eines Erkerstübchens gab ihm einen, wenn auch geringen Aufschluß über des Mädchens Wohnung und damit über ihren Stand.

In die Friedrichsstadt zurückgekehrt, war es zu spät geworden, Frau von Werdeck zu besuchen. Er ging also nach Hause, abwechselnd beschäftigt mit dem Erlebniß in der Oper und mit der jungen Schönen, bis er sich niederlegte und in seinen Träumen die Letztere die Oberhand gewann.

Als er am folgenden Morgen, seine Cigatte rauchend, im Fenster lag, und die lange Friedrichstraße hinabschaute, überraschte es ihn, daß er in jedem zur Arbeit gehenden Frauenzimmer seine Unbekannte zu entdecken glaubte. Er lachte innerlich über die Jugendlichkeit dieser Neugier und dieses Antheils, als sie mit einemale wirklich aus der ihm zunächst liegenden Querstraße hervortrat, und mit ihrer ruhigen, sichern Haltung wieder ihren Weg nach den Linden nahm.

Man braucht eine Physiognomie nur einmal gesehen zu haben, dachte er, um ihr immer wieder zu begegnen, und doch that es ihm, während er diese gleichgültige Bemerkung machte, leid, nicht angekleidet zu sein und ihr nicht folgen zu können. Selbst als er sich zur Arbeit niedergesetzt und sich in den Acten seiner Proberelation für das Assessorexamen vertieft hatte, fand er, daß seine Gedanken bei ihr weilten, und er erinnerte sich nun, daß ihm im Traume ihr Bild mit alten fernliegenden Jugendeindrücken in wunderlicher Weise zusammengelassen war.

Hatte er Anfangs gelacht über den Antheil, den sie ihm einflößte, so fing dieser ihn zu verdrießen an, weil er im Widerspruche mit seinen Plänen stand. Sein Vater wünschte ihn verheirathet zu sehen, er selbst hatte es sich oft gesagt, daß es Zeit für ihn sei, an die Ehe zu denken, weil er des Herumschweifens und der Abenteuer satt sei, die allen Reiz für ihn verloren hatten. Sich jetzt von einer so gleichgültigen Begegnung lebhaft beschäftigt zu fühlen, war ihm ärgerlich. Und um aller Neugier und

allen Antheil ein Ende zu machen, beschloß er, am Nachmittage in die Wohnung der Schönen zu gehen, sich nach ihr zu erkundigen, und dann die Sache ruhen zu lassen, wenn er der jugendlichen Grille, der thörichten Aufwallung, die in diesem Mädchen etwas Besonderes zu sehen gewähnt, ein enttäuschendes Genüge gethan haben werde.

Es mochte vier Uhr sein, als er von seiner Mittagsmahlzeit kommend, das Haus erreichte, in das er gestern das Mädchen hatte gehen sehen. Das Gebäude war vierstöckig und nur vier Fenster breit. In jeder Etage wohnten nach den Namen an den Thüren zwei Familien, aber Fluren und Treppen waren auffallend sauber gehalten, und die Wohnungen alle verschlossen. Im zweiten Stocke, in dem er an beiden Wohnungen geklingelt, und in vorsichtiger Weise Auskunft zu erhalten versucht, hatte man von einer Näherin im Hause Nichts zu wissen behauptet. In der dritten Etage war ihm nicht geöffnet worden, und mehr und mehr gewann das Haus ein klösterliches Ansehen für ihn, das ihn in Verwunderung setzte und seine Theilnahme erhöhte, weil es so

selten ist, daß man in den Häusern der Armuth Ruhe, Sauberkeit und Schicklichkeit begegnet.

Er hatte jetzt nur die Wahl, unverrichteter Sache umzukehren, und sich, wollte er durchaus seine Reugier befriedigen, in dem nächsten Polizeibüreau einen Ausweis zu verschaffen, oder direct zu dem Mädchen selbst zu gehen. Das Erstere konnte ihn als einen Roué erscheinen lassen, das Letztere höchstens das Mädchen beleidigen. Bei allem Interesse aber, das er an ihrem gestitteten Wesen genommen hatte, meinte er dennoch, ein Frauenzimmer, das in der Erkerstube eines entlegenen Revieres wohne und Abends spät allein durch die Straßen gehe, könne im Grunde eines solchen Begegnisses nicht ungewohnt sein und nicht eben schwer durch dasselbe beleidigt werden. Seine Meinung von dem Mädchen veränderte sich, durch die Art, in der er nach demselben forschte, und weil er es niedrig behandelte, schien es ihm plötzlich erniedrigt.

Als er anklopfen wollte, fühlte er ein Widerstreben. Er hätte es eine üble Ahnung nennen mögen, hätte er sich solcher Schwäche nicht ge-

schämt. Aber schon im Begriffe fortzugehen, sagte er sich, daß die Bewohnerin am Morgen bei ihm vorübergeschritten, daß sie also nicht zu Hause sein werde, und daß es daher ohne alle Bedeutung sei, ob er anklopfe oder nicht. Sei sie aber doch zu Hause, nun so sei es eben auch gut, und das ganze Vorhaben das gleichgültigste von der Welt. In dieser Ueberlegung pochte er schnell an, — fuhr aber doch zusammen als es „herein!“ rief, mit der Stimme, die er gestern so anziehend gefunden hatte.

Die junge Person öffnete die Thüre, trat erschreckt zurück, als sie ihn wahrte, und schien nicht gleich zu wissen, wie sie ihm begegnen solle. Plötzlich jedoch zuckte eine wunderbare Bewegung durch alle ihre Züge, und fast athemlos fragte sie ihn, was er wünsche? während sie zurücktrat, ihn in das Zimmer einzulassen.

Es war ein mäßig großer Raum. Auf einem Fußtritt in dem weit hervorspringenden Erker, der mit einer Gardine von buntem Kattune behängt war, standen ein Nähstisch und ein bequemer Strohstuhl. Ein Vogelbauer mit Cyheu

umranft, glänzte in der Abendsonne, hellgelb wie das Gefieder seines Bewohners. Ein Sopha, über dem eine Guitarre hing, einfache, höchst sauber gehaltene Möbel und eine Menge alter Bilderchen an den Wänden gaben der Stube einen Anstrich von Bohnlichkeit und fesselnder Zierlichkeit, mit dem das schwarze Wollkleid und der weiße Kragen der Besitzerin in vollstem Einklang standen.

Erich, von dem lieblichen Bilde angenehm berührt, fühlte sich außer Stande, sein Kommen durch irgend einen Vorwand zu erklären. Es dünkte ihn unmöglich, der klaren Stimme dieses Mädchens, ihren gewaltigen Augen gegenüber eine jener gewöhnlichen Unwahrheiten auszusprechen. Und kaum hatte er auch den Fuß über ihre Schwelle gesetzt, als sie ihn mit dem Ausrufe: „Wir haben uns schon gesehen!“ der Nothwendigkeit entzog, die Unterredung zu beginnen.

„Ja!“ antwortete Erich, „und wohl Sie mir gestern — —“

„Gestern? — O! nicht von gestern spreche ich!“ fiel sie ihm in's Wort, wendete sich nach

ihrem Nähtisch, nahm aus einem saubern Kästchen eine Brustnadel heraus, deren Kopf eine werthvolle Perle bildete, trat mit flammendem Erröthen vor ihn hin, und fragte, indem sie ihm die Nadel zeigte: „Kennen Sie die Nadel?“

„Regine!“ rief Erich im Tone der Ueberraschung und des Entzückens. Und ohne zu wissen, wie es geschah, hatte er sie in seine Arme gezogen, hing sie an seinem Halse, weinend und lachend, verschämt und zutraulich, voll Schrecken und voll Hingebung.

„Darum mußte ich immerfort an Dich denken!“ rief Erich endlich, als sie Beide ihrer Aufregung Herr geworden waren. „Es ließ mir Nacht und Tag nicht Ruhe. Hast Du mich denn erkannt, als Du mich gestern ansprachst?“

„Nein!“ sagte sie, „aber ich erkannte Sie wieder, sobald Sie zu mir sprachen!“

„Und Du sagtest es mir nicht?“

„Was mußten Sie von mir denken, hätte ich Sie in dem Augenblicke an unsere frühere Bekanntschaft erinnert! Sie konnten sie lange ver-

geffen haben! — Es war ja auch möglich, daß ich mich irrte!“ —

„Und Du hast mich nicht vergessen?“ fragte er, des Gegentheils gewiß.

Sie antwortete ihm nicht, aber sie saß an seiner Seite auf dem kleinen Sopha, und das volle Sonnenlicht, das durch den Erker drang, war nicht so freudestrahlend, als ihr schönes Angesicht, das ihm in vollem Liebesglanz entgegenleuchtete.

Sie hatte ihn nur einen Augenblick gesehen, sie hatte seinen Namen nie erfahren, und doch war er der Traum ihrer Nächte, der Gedanke ihrer Tage, sein Geschenk ihr kostbarster Besitz gewesen, seit aus der Phantastie des Kindes seine märchenhafte Erscheinung in das Herz der Jungfrau übergegangen war. Es fiel ihr nicht auf, daß er gekommen war, daß er sie Du nannte, wie an jenem ersten Abende, daß er ihre Hände in den seinen hielt und wieder ihre Stirne küßte, wie er einst gethan. Unzählig oft hatte sie in ihren einsamen, arbeitsvollen Tagen sich die Wonnen eines solchen Wiederfindens ausgemalt,

wie der Gläubige sich in hoffendem Vertrauen die Seligkeit des Paradieses vorstellt. Wie sollte es sie befremden, daß so vieler Liebe, so vielem Glauben, solch festem Hoffen endlich auch die ersehnte Erfüllung beschieden ward?

Sie erzählte von ihrer Ankunft in Berlin, von dem Leben an des Vaters Seite, von dem neuerdings erfolgten Tode desselben, von ihrem ersten Plane nach ihrer Vaterstadt zurückzukehren, den auszuführen die großen Kosten sie gehindert, „und,“ so schloß sie, „wie danke ich es jetzt dem Himmel, daß ich nicht die Mittel besaß, die Stadt zu verlassen, in der ich Sie wiederfinden mußte!“

Allmählich erfuhr Erich von ihr, daß sie seit ihr Vater gestorben sei, sich von ihrer Händearbeit nähre, daß sie reichlich erwerben könne, was sie für ihren Unterhalt bedürfe, daß sie ohne alle Bekanntschaften sei, weil des Vaters trübsinniges und misstrauisches Wesen jeden Umgang von sich abgewiesen und sie in klösterlicher Einsamkeit gehalten habe.

„Und nun lebst Du hier ganz allein?“ fragte Erich, „ist Dir das nicht drückend?“

„Ich bin ja fast alltäglich aus, vom frühen Morgen bis zum Abende, und es ist auch eine Gnade von Gott,“ sagte sie, „daß ich grade heute nur den halben Tag in Arbeit sein mußte.“

„Hast Du es gut in den Häusern, in die Du gehst?“ forschte er, weil es ihn schmerzte, sie fremden Launen oder gar übler Behandlung ausgesetzt zu denken. „Möchtest Du nicht lieber hier in Deiner Behausung arbeiten?“

„Nein!“ entgegnete sie, „der Mensch hat es doch nöthig mit anderen Menschen zu verkehren. Ich werde gut behandelt wohin ich komme. Die Damen sind meist freundlich, die Kinder hängen an mir und ich nehme meinen Theil an Allem, was dort vorgeht. Da habe ich was zu denken, bin ich dann allein zu Hause!“

„Und sonst hättest Du nichts Anderes!“

Sie lächelte. „Immer fort konnte ich doch an Sie nicht denken!“ rief sie mit einem Ausdruck verschämter Schelmerei, der an dieser majestätischen Schönheit so reizend erschien, daß Erich nicht müde werden konnte, es ihr nachzusprechen und sich daran zu berauschen.

Es war spät geworden, die Lampe hatte schon mehrere Stunden gebrannt, ehe es ihm einfiel, daß er gehen müsse. Sie hatten Speise und Trank vergessen. Als er aufstand und von ihr schied, fragte er nicht, ob oder wann er wieder kommen dürfe? Er fühlte, daß er Herr in diesem Raume sei. Und schwindelnd vor Aufregung und Freude eilte er die engen, dunkeln Treppen hinunter auf die Straße, um sie fortan alltäglich wieder zu betreten.

Alle seine guten Vorsätze, seine Heirathspläne schwanden in ein Nichts dahin vor der Liebe, die ihm hier so unerwartet und in einer ihm völlig neuen Schönheit begegnet war. Als fände er in einer Wüste sich plötzlich von dem Schatten eines exotischen Blumenbaumes verhüllt und abgetrennt von der Welt um ihn her, so sanft glitten seine Stunden in der süßen Einsamkeit mit Regine vorüber, für die seine Leidenschaft bald keine Grenze mehr kannte. Ein Tag, an dem er sie nicht sah, war seinem Leben verloren. Er konnte es bald nicht mehr ertragen, sie in fremden Häusern arbeitend zu denken, und ohne Wi-

berstreben allen seinen Wünschen fügsam, gab sie ihre bisherige Erwerbsthätigkeit auf, um ausschließlich für ihn zu leben.

Nur mit ihm allein beschäftigt, von dem Gedanken an ihn allein erfüllt, sah sie die spöttischen Blicke ihrer Nachbarn nicht, wenn alltäglich der schöne junge Mann sie besuchte. Sie hatte in sich Nichts zu überwinden, als er ihr vorschlug, eine Wohnung zu beziehen, die er für sich und die Geliebte einrichten lassen, sie fragte sich nicht, wohin er sie geführt? nicht, wie das enden solle? Sie sah ihn glücklich, sie war es selbst, und sie kannte das Leben, sie kannte die Menschen nicht. Woher sollten ihr Zweifel oder beunruhigende Vorstellungen kommen? So wenig man an den Tod denkt im Vollgefühl der Jugend, so wenig zweifelt man im Vollgefühl der Liebe.

Die gänzliche Abgeschlossenheit, in der sie erzogen war, ihre eigene reine und feste Natur hatten ihr eine Einfalt des Herzens und eine Unberührtheit der Seele erhalten, wie Griech sie an keinem Mädchen jener Stände wahrgenommen, in denen die Mütter es sich zur Aufgabe machen,

alle das Gemüth störenden Einflüsse von ihren Töchtern zu entfernen. Mit einer kalten Theilnahmlosigkeit hatte sie in den Monaten, nach ihres Vaters Tode, sich in sich selbst zurückgezogen und gläubig dem Augenblick entgegengelebt, in dem nach ihrer festen Ueberzeugung der Geliebte ihr erscheinen mußte. Nun er gekommen war, legte sie ihre Zukunft mit gleicher Zuversicht ganz in seine Hände.

Und wie Regine in ihrer Liebe nur die Gegenwart empfand, so versenkte sich Erich bewußt und unbewußt in den Zauber derselben. Alle Vergnügungen der Residenz waren Regine fremd, alle Quellen der Bildung ihr verschlossen geblieben. Von ihm erhielt sie den oft ersehnten Unterricht in jenen Wissenschaften, den die Kinder der Reichen in der ersten Jugend empfangen. Mit ihm zuerst besuchte sie die Promenaden und öffentliche Lustbarkeiten. An seiner Seite betrat sie an einem Abende, als die Schröder-Devrient die Rolle des Romeo spielte, zum ersten Male das Theater.

Schon die ersten Töne der Ouvertüre erschüt-

terten ihr ganzes Wesen. Bleich und zitternd faßte sie die Hand des Geliebten, als müßte sie einen Halt suchen, nicht unterzugehen in dem wogenden Meer der Töne, die sie umrauschten, und ihrer selber nicht länger Meister, hüllte sie ihr Gesicht in ihre Hände, die Thränen zu verbergen, die eine ungeahnte Macht ihren Augen entlockte. Als dann der Vorhang sich hob, als der Chor erschien, und endlich die Desvrient als Romeo hervortrat, das schwarze Barett auf den prächtigen, blonden Locken, den blitzenden Degen in der Rechten, um mit der siegenden Ulgewalt ihrer glorreichen Stimme den Racheschwur zu wagen, da erst trockneten Regina's Augen. Was sie jetzt empfand war zu groß für Thränen. Athemlos hörte sie die Arie:

Vor Romeo's Rächer-Armen,
Soll kein Gott, kein Gott Euch schützen,
Und von seines Schwertes Blitzen
Treffe Euch der Todesstrahl.

Wie einer Offenbarung hingegeben, folgte sie dem Verlaufe der Oper bis zu ihrem Ende, wo

Erich sie erinnern mußte, aufzustehen, so regungslos in sich versunken saß sie da.

Sie hatten den Heimweg zurückgelegt, sie waren in ihrer Wohnung angelangt, und immer noch schwieg Regine, wie unter einem Banne, aus dem selbst Erich's Fragen sie nicht emporzureißen vermochten. Mit einer Art von Angst gewahrte er den Eindruck, welchen die Oper und die Meisterschaft der ersten Künstlerin ihrer Zeit auf die Geliebte gemacht hatten. Ihre Seele war nicht abgestumpft durch die schädliche Gewöhnung an Kunstgenüsse, in einem Alter, in welchem wir nicht fähig sind sie zu verstehen, und in dem, weit entfernt unser Empfinden und unser Urtheil zu üben, sie uns nur jene Gleichgültigkeit anerzieht, die uns später achtungslos und ohne Hingebung vor den Schöpfungen der Kunst vorübergehen läßt.

Endlich fuhr Regine wie aus einem Traume empor, strich mit den Händen über ihr Haar und sagte gegen Erich gewendet: „Das wird mir keine Ruhe lassen von heute ab!“

„Was?“ fragte Erich verwundert.

„Die Sehnsucht, auch so dazustehen wie sie, und all die Liebe, all die Wonne, für die das arme Menschenherz zu eng ist, hinaus zu sängen in die Welt, daß sie Alle mir helfen sie zu tragen!“

Dabei hatte sie begeistert die Hände emporgehoben, die Arme ausgebreitet, und stand in einer Stellung vor ihm, um deren natürliche Großartigkeit jede Künstlerin sie beneiden konnte. Erich staunte sie an und vermochte sich dennoch nicht daran zu freuen.

„Was ficht Dich an, Liebste!“ fragte er, sie zu sich niederziehend, „Du, Du möchtest Schauspielerin werden?“

„Ja! ich möchte es!“ rief sie mit derselben Begeisterung.

Erich schüttelte zweifelnd das Haupt. „Du möchtest Deine Tage damit hinbringen, Rollen einzuüben, mit Deine Zelt entziehen, um am Abende Dich den frechen, neugierigen Blicken all der Männer hinzugeben? Diese geliebte Stirne, dieser Nacken, diese Arme — und er bedeckte sie mit seinen Händen — die mein eigen sind, die

wolltest Du entweihen lassen durch ein fremdes Auge?" — Er ließ sie los, stand auf, wendete sich von ihr ab und sagte mit schmerzlicher Klage: „Du liebst mich nicht, Regine!“

Es bedurfte nur dieses Wortes, sie in seine Arme zu führen und ihr die Erklärung zu entlocken, daß sie nicht gewußt, nicht überdacht, was sie gesprochen, daß sie erschreckte vor dem bloßen Gedanken solcher Schaustellung und daß sie Nichts begehre, Nichts verlange, als ihm zu gefallen und sein zu sein.

Indeß trotz der Wahrheit dieser Versicherungen schwand der Gedanke an die Oper nicht aus ihrer Seele, und schon nach wenig Tagen bat sie den Geliebten, sie in der Musik und namentlich im Gesange unterrichten zu lassen. Erich's Stirne verdüsterte sich bei der Forderung, die zu erfüllen er verweigerte. So oft sie auch bald scherzend, bald ernsthaft, auf dieselbe zurückkam, immer wieder trat ihr seine Mißbilligung bestimmt entgegen, bis sie sich endlich genöthigt sah, auf die Gewährung dieses Wunsches, des ersten, den sie gegen Erich ausgesprochen hatte, zu verzich-

ten, ohne ihn jedoch in sich unterdrücken zu können.

Eifersüchtiger, als er sich's eingestand, hatte Erich eine Abneigung gegen ihre Vorliebe für die Musik gefaßt. War es ihm früher ein Genuß gewesen, sie mit ihrer klangreichen Sopranstimme ihre kleinen deutschen und französischen Lieder zur Guitarre singen zu hören, so vermied er das jetzt geflissentlich, und suchte ihre Theilnahme mehr auf die Werke der Litteratur zu richten. Indes trotz der Freude, welche sie daran empfand, blieb ihre alte Sehnsucht unvermindert, und ward nur lebhafter durch die Hindernisse, welche sich ihr entgegenstellten. Sie forderte nicht mehr die Oper zu besuchen, sie sang nicht mehr in Erich's Gegenwart, aber sie entschädigte sich in den Stunden, die er fern von ihr verleben mußte, für den ihr auferlegten Zwang, und mit dem glücklichsten musikalischen Gedächtnisse begabt, wußte sie sich die schwersten Melodien anzueignen, die sie Gelegenheit zu hören fand.

Wochen und Monate flogen an ihnen in immer gleicher Lust, in immer gleicher Liebe vorüber.

Erich hatte sein Examen gemacht, ohne daran zu denken, daß er beabsichtigt habe, gleich nach demselben in die Heimath zurück zu kehren. In Berlin aber hätten die Familien, in denen er sonst gelebt, an seine Abreise glauben müssen, wären sie ihm nicht bisweilen an öffentlichen Orten mit einer Dame begegnet, deren Schönheit das Staunen der Männer erregte, welche ihm die reizende Geliebte beneideten.

So sehr er sich durch seine Liebe gleichgültig gegen die Gesellschaft glaubte, fand er doch ein großes Genügen daran, der Gegenstand ihrer Neugier zu sein. Durch seine Leidenschaft gezwungen, dem öffentlichen Urtheil trotz zu bieten, machte er sich ein Bewußtsein daraus, daß er es that, und daß er Herr geworden war über seine Scheu vor der öffentlichen Meinung. Unfähig eine wahre innere Freiheit zu gewinnen, stellte er sich die Nothwendigkeit, der er erlegen war, so lange als eine That der Selbstbestimmung vor, bis er sie endlich dafür hielt, und gemartert von der eigenen Abhängigkeit, besaß er grade Energie genug, sich dieselbe weg zu läugnen.

Am auffallendsten mußte sein Fortbleiben im Hause der Frau von Werdeck bemerkt werden, das er sonst fast täglich besucht hatte. Da man ihn stets als den künftigen Gatten ihrer Tochter angesehen, bereiferte sich jene Theilnahme, welche Lust daran findet, unangenehme Nachrichten möglichst schnell zu überbringen, Frau von Werdeck über die Verhältnisse des jungen Mannes in Kenntniß zu setzen. Betroffen über ein Ereigniß, welches sie weder mit Erich's Achtung vor den Gesetzen äußerer Schicklichkeit, noch mit seiner unverhohlenen Bewerbung um Sidonie zu vereinen wußte, hatte sie lange beabsichtigt, einmal ruhig mit ihm darüber zu sprechen, als ein Zufall diesen Plan vereitelte.

An einem Abende, als Erich nach langem Ausbleiben wieder einmal am Theetisch seiner Freundin erschien, waren ein Paar junge Damen zum Besuche gekommen, welche mit großer Lebhaftigkeit die Reize eines Maskenballes im Opernhause schilderten, so daß Fräulein von Werdeck sich von der Lust ergriffen fühlte, die gleiche Herrlichkeit zu genießen, und sich deshalb mit der

Frage an die Mutter wendete, ob sie sich nicht entschließen könne, sie einmal hinzuführen?

Frau von Werbeck sah lächelnd auf ihren Ueberrock von schwarzem Taffet und auf die weißen Bänder ihrer Haube herab, da sie seit dem Tode ihres Mannes sich aller farbigen Kleidung enthalten hatte, und fragte: „Hast Du Dir wohl vorgestellt, wie diese dunkle Tracht sich unter den Masken machen würde, oder meinst Du, daß ich sie in einem Domino verhüllen solle?“

Sidonie und die jungen Mädchen lachten, denn es hatte wirklich etwas Komisches, sich die ernste Frau in einer ihrem Wesen ganz entgegengesetzten Umgebung zu denken. Die Sehnsucht nach dem Feste war nun aber einmal angeregt, und schmeichelnd sagte die Tochter: „Ich verlange ja gar nicht liebe Mama, daß Du Dich hinbegiebst, laß mich nur mit der Tante gehen, die den nächsten Ball besucht!“

Ihre Freundinnen baten für sie, auch Erich rebete der Mutter zu, ihr das Vergnügen zu gestatten, so daß Jene halb besiegt, nur noch den Einwand machte, Sidonie müsse, wenn sie

es erlauben solle, einen männlichen Begleiter haben.

Unwillkürlich wendeten der Tochter Augen sich auf Heidenbruck, und sogleich machte er den Vorschlag, Frau von Berbeck möge ihn zum Cavalier derselben annehmen.

„Sie?“ fragte die Mutter, in einem Tone, der Erich unangenehm befremdete, und sich dann schnell bemeisternd, meinte sie: „Wenn Sidonie zu dem Balle gehen sollte, will ich Sie darum ersuchen!“ aber auch diese begütigenden Worte klangen scharf und kalt.

Er glaubte, daß sie eine Ablehnung enthielten, und mit jenem sonderbaren dämonischen Zuge, der in solchen Lagen oft grade die zurückhaltendsten Menschen treibt, eine unangenehme Berührung herauszufordern, fragte er, als Sidoniens Gäste sich entfernten, und sie selbst das Zimmer verließ ihnen das Geleit zu geben: „Warum wollen Sie mit Fräulein Sidonie nicht für den Abend anvertrauen, gnädige Frau?“

Sie sah ihn einen Augenblick an, schwieg, schien nicht mit sich einig zu werden, und sagte dann

gegen ihre Gewohnheit von einer leidenschaftlichen Aufwallung fortgerissen: „Weil man eine Maske an Ihrem Arme — nicht für meine Tochter halten würde!“

Eine dunkle Röthe überzog Erich's Gesicht, seine Freundin aber erbleichte vor ihren eigenen Worten, und als habe das Aussprechen des lang verhaltenen Großen ihr die alte Freiheit und die alte Zuneigung für ihn wiedergegeben, reichte sie ihm die Hand und fragte klagend: „Musste es dahin kommen? Musste ich Sie verlieren, lieber Freund?“

Er sah, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten, sein Zorn entschwand vor dem Klagelaut der Stimme, die bisher nur Worte der Güte für ihn gehabt hatte. Sein Herz schwoll auf, und zum ersten Male empfand er, daß er auch hier ein Glück besessen und daß er es für Regina hingegeben habe.

„Verdammen Sie mich nicht ungehört!“ sagte er.

„Ich Sie verdammen? Ich beklage Sie nur, denn Sie thun Sich Unrecht, Erich! in der öffentlichen Meinung und in dem eigenen Bewußtsein. Sie, grade Sie sind nicht geschaffen, Befriedigung in Zuständen zu finden, in denen — —“

Der Tochter Eintritt unterbrach sie, aber ihre Bewegung und des Freundes Befangenheit konnten derselben nicht verborgen bleiben. Unentschlossen, ob sie verweilen oder sich entfernen sollte, stand sie da, die hohe schlanke Gestalt, die tief zur Taille herabfallenden röthlich blonden Locken vom Licht der Lampe beleuchtet, und die hell blauen scharfen Augen fragend auf die Mutter gerichtet, von der sie, trotz ihrer ein und zwanzig Jahre, in vollständiger Abhängigkeit gehalten ward.

Eine überlenkende Bemerkung der Frau von Werdeck brachte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand, aber sie wollte in keinen rechten Fluß mehr kommen. Erich konnte das unberechtigte Gefühl nicht los werden, als ob nicht nur die Mutter, sondern auch Sidonie ihn mit dem Ausdruck des Mitleides betrachteten, als ob man ihn mit jener Vorsicht behandle, mit welcher man einen Verirrten auf den rechten Weg zu führen sucht. Seine Eitelkeit empörte sich dagegen eben so sehr, als sein Ehrgefühl von der Selbsterkenntniß litt, daß Frau von Werdeck ihm in den jetzigen Verhältnissen wirklich die Begleitung der

Tochter nicht gestatten könne, die ihm plötzlich als eine wünschenswerthe Gunst erschien.

Bestimmt erhob er sich endlich um sich zu verabschieden. Der liebevolle Händedruck der Mutter, Sibontens unbefangenes: „auf baldig Wiedersehen!“ thaten ihm so wohl, daß es ihm in's Herz schnitt, sich einer solchen Ermuthigung bedürftig gemacht zu haben, und zum ersten Male kam er verbüstert, kalt und schweigsam zu der ihn erwartenden Geliebten zurück.

Achtes Kapitel.

Erst eine geraume Zeit, nachdem Erich Regina wiedergefunden, hatte er erfahren, daß sie Friedrich kenne, und in einem geschwisterlichen Verhältnisse zu ihm gestanden habe. Schwer von dieser Mittheilung getroffen, unfähig seine Verbindung mit ihr ungeschehen zu machen, hatte er es vermieden, Friedrich's ferner gegen Regina zu erwähnen, die ohnehin sich kaum noch in einem Zusammenhang mit ihren alten Freunden befand. Aber mitten in dem Rausche seiner Leidenschaft, mitten in dem Genuße seines Glückes, hatte das ernste Bild des Freundes vor ihm geschwebt und Rechenschaft von ihm gefordert für den Mißbrauch

der Gewalt, die des Mädchens Unerfahrenheit und Liebe ihm über dasselbe eingeräumt.

Er kannte die Strenge von Friedrich's sittlichen Begriffen, er hatte ihn stets unnachlässig gefunden gegen jene Ueberschreitungen derselben, die man sich gewöhnt hat mit Nachsicht zu behandeln, weil man ihnen bei unserer verkehrten Civilisation keine Schranken zu setzen vermag. Der Gedanke, ein Mädchen, welches seinem Freunde theuer war, verführt zu haben, machte es ihm drückend, ihm zu schreiben. Vergebens suchte er sich vor dem eigenen Bewußtsein mit der wunderbaren Liebe und Hingebung Reginen's zu entschuldigen. Vergebens sagte er sich, daß nicht leicht ein Mann dem verlockenden Zauber dieses eigenthümlichen Begegnens widerstanden haben würde. Was ihn rechtfertigte in den Augen eines Weltmannes, diente nur dazu, ihn vor Friedrich noch strafbarer erscheinen zu lassen, und es war ihm eine Erleichterung, daß Regina, ganz versunken in die Gegenwart, ihrer Vergangenheit und ihres Jugendfreundes bald gar nicht mehr gedachte.

Friedrich, mit sich selbst beschäftigt, hatte es wohl bemerkt, daß die Briefe Erich's seltener und flüchtiger wurden, aber auch er fühlte in diesem Augenblicke keine Neigung zu schriftlichem Verkehr, und so konnte es um so leichter geschehen, daß ihre gegenseitigen Mittheilungen endlich völlig unterblieben, da sie Beide durch die Heidenbrucksche Familie doch in einem oberflächigen Zusammenhange erhalten wurden.

In dem Leben jedes strebsamen Menschen kommen Zeiten vor, in denen seine geistige Entwicklung aus ihrem gleichmäßigen Gange herausgerissen und zu gewaltsamen Fortschritten gebrängt wird, die meist durch äußere Ereignisse, durch das Herantreten fremder Naturen hervorgerufen werden. Mit dem ersten Besuche der Erbauungstunden bei der Gräfin hatte eine solche Epoche für Friedrich angehoben, und der Zwiespalt, in welchen Cornelle zu ihrem Vater gerathen war, hatte dazu beigetragen, die Krisis entschiedener und schärfer auszuprägen.

Der Baron nämlich, durchdrungen von dem Grundsätze, daß wer den Zweck will, auch die

Mittel wollen müsse, hatte sich offen gegen den Doctor über die bedenkliche Richtung ausgesprochen, welche Cornelle genommen, und mit Erstaunen bemerkt, daß Jener ihrem Thun und Treiben mit großer Achtsamkeit gefolgt war. Auch der Doctor schien über Cornelle besorgt zu sein, ohne wie der Baron, an die Möglichkeit zu glauben, daß man sie durch Gründe der Vernunft von ihrem Irrthum überzeugen könne.

„Religiöse Ueberspannungen“, sagte er, „wollen ihren ungestörten Verlauf haben wie die Kinderkrankheiten, bei denen die gesunde Natur das Beste thut, wenn nicht Zwischenfälle ihre Thätigkeit verhindern. Und so fest ich an die innere Kraft Ihrer Tochter glaube, so fürchte ich, daß sie, durch ein anderes mitwirkendes Element gehindert, nicht frei ist, ihre Kraft zu brauchen!“

„Was meinen Sie damit?“ fragte der Baron.

„Fräulein Cornelle hegte schon bei den Lebzeiten ihrer Mutter eine große Theilnahme für Herrn von Blossen, und der Spiritualismus des Kreises, in dem sie sich bewegen, hat, nach allem, was ich davon weiß, ein gutes Theil übersinnli-

cher Sinnlichkeit in sich, die ganz dazu geeignet ist, ein Mädchen von drei und zwanzig Jahren aufzuregen und an irgend einen ihrer Glaubensbrüder zu fesseln. *Fräulein Cornelia liebt den Herren von Plessen!“

Der Vater schwieg. Er wußte, daß der Doctor niemals eine Behauptung aufstellte, für die ihm die Beweise fehlten, aber man konnte an der heftigen Bewegung, mit welcher der Fuß des Barons leise und schnell den Boden trat, seine Stimmung erkennen.

Es liegt etwas Schmerzliches darin, einen Mann von den Folgen seiner Irrthümer leiden zu sehen, wenn wir wissen, daß er im guten Glauben an die Wahrheit seiner Ansichten gehandelt hat. Der Doctor fühlte Mitleid mit dem Vater, und kam dem Kummer desselben durch die Bemerkung entgegen: „Es wird Ihnen in diesem Falle Nichts zu thun bleiben, als nach dem Beispiel Ihres Göthe zu verfahren!“

„Das heißt?“ fragte der Baron.

„Sie müssen die Irrende ihre Strafe gehen lassen, aber wie der Abbé im Wilhelm Meister

es seinen Lehrlingen thut, ihr alle gefährlichen Seitenwege versperren, so daß sie mit dem Gefühl der Freiheit sich gezwungen sieht, das rechte Ziel zu finden.“

Dem selbstständigen Menschen ist ein Aufruf an seine Thätigkeit die beste Stütze gegen sein Leid. Die Aussicht, vorsorgend für Cornelia einzutreten, hob den Vater über sich und sein Empfinden hinaus, und mit der gewohnten Ruhe sagte er: „Es bringt sich mir täglich klarer die jedem Menschen schmerzliche Erfahrung auf, daß ich älter werde, daß das Alter und die Jugend sich nicht mehr verstehen, und daß die Scheidewand zwischen der Vergangenheit und Gegenwart in unseren schnelllebenden Tagen größer ist, als in früheren Zeiten. Ich hatte gehofft, mir in meinen Kindern gleichgesinnte Freunde zu erziehen, ihnen mit der Erfahrung meines Lebens zu nützen, und ich muß finden, daß die Saat jener Ueberzeugungen, die ich von ihrer Kindheit an in ihre Herzen zu streuen mich bemühte, nicht die erwarteten Früchte trägt. Woran liegt das, Doctor?“

„Mein verehrter Freund!“ entgegnete dieser,

„muß ich Ihnen, dem erfahrenen Landwirth sagen, daß dieselbe Saat auf verschiedenen Boden gestreut, von einem verschiedenen Klima groß gezogen, auch eine von der Saat verschiedene Frucht erzeugen muß?“

„Daraus folgt?“ fragte der Baron.

„Daraus folgt, daß man jedes Gewächs in seiner Eigenthümlichkeit und nach seinen äußeren Bedingungen sich entfalten lassen muß, will man überhaupt eine Frucht davon erzielen!“

Es entstand eine Pause. Der Baron kannte den Grundsatz wohl. Er hatte ihn in der Behandlung von Pflanzen und Thieren mit dem glücklichsten Erfolge geübt, ihn auf den Menschen anzuwenden, dem Menschen gleiche Rücksicht und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, sträubte sich seine Herrschsucht. Denn wunderbar genug, erkennen wir leichter die innere Berechtigung der Wesen an, welche wir die willenlosen, die mit blindem Instinct begabten nennen, als die Selbstberechtigung des Menschen, dessen Vernunft und freien Willen wir als seine wesentlichsten Vorzüge rühmen.

„Es ist hart,“ sagte er nach langem Schwel-

gen, „daß man so machtlos ist, das Schicksal seiner Kinder zu bestimmen!“ Und wieder entstand eine Pause, bis er sich ermannte und den Doctor bat: „Verlieren Sie Cornelia nicht aus dem Auge!“

„Sie ist mir zu werth, als daß ich es könnte!“ sagte dieser, und so natürlich auch die Antwort war, fiel sie dem Baron auf, ohne daß er sich erklären konnte, was ihn an derselben überraschte. Sein Verhältniß zum Doctor war jedoch von jenem Tage an ein engeres geworden, und unfähig sich ganz abzuschließen gegen die neue Zeit, schien er ihre Ansichten am leichtesten im Doctor zu respectiren, und seinen Widerspruch am geduldigsten zu tragen.

So kam es, daß der Doctor und mit ihm Friedrich, wieder häufiger das Heldenbrudersche Haus besuchten, und da Cornelia, Plessen und Friedrich eben so beschäftigt und eingenommen für ihre religiösen Ansichten, als der Baron und der Doctor bestrebt waren, diese Ansichten zu bekämpfen, mußte das Velsammensein der Freunde meist Gespräche zu Wege bringen, welche

mehr oder weniger das religiöse Gebiet berührten. Dabei stellte sich deutlicher als in den Erbauungstunden, die Meinungsverschiedenheit zwischen Cornelia, Plessen und Friedrich heraus, weil dort alle sich durch Gebete in extatische Zustände zu versetzen strebten, welche absichtlich das Irdische von sich wiesen, während der Baron und der Doctor sie hier immer in dem Hinblick auf die Wirklichkeit zu erhalten wußten; und Friedrich's Studien ihn von selbst in diese zurückführten.

Je weiter er nämlich in der Kenntniß der Werke Fourier's und St. Simon's vordrang, um so mehr leuchtete es ihm ein, daß Beide nicht von dem Bestreben ausgegangen waren, neue religiöse Secten zu begründen. In der Absicht, die materielle und damit auch die geistige Lage der Menschen zu verbessern, waren sie dahin gekommen, die bisherigen religiösen Anschauungen als ein Hinderniß für ihre Zwecke zu erkennen, und sie deshalb verlassend, hatten sie versucht, sie durch andere, ihren Zwecken entsprechendere religiöse Vorstellungen zu ersetzen. — St. Simon's Aus-

spruch: „Die Religionen sind eine Umwandlung der wissenschaftlichen Anschauungen der Menschheit in Empfindung, und somit eine angewandte Wissenschaft, die zum Verbindungsmittel zwischen dem Gelehrten und dem Volke, zur Grundlage der sittlichen Belehrung dient,“ hatte einen großen Eindruck auf Friedrich gemacht. Er war seiner Idee von der Fortentwicklung der religiösen Begriffe entgegengekommen, während diese Ansicht sich doch in schroffem Gegensatz zu der Unumstößlichkeit und Alleingültigkeit der christlichen Offenbarung befand, gegen die Friedrich sich eigentlich nicht aufzulehnen wagte.

Eines Abends, als er sich darüber gegen die Anwesenden ausgesprochen hatte, sagte der Doctor: „Wenn Sie Sich nur von dem Gedanken einer Offenbarung losmachen wollten! Das Christenthum ist eben so wenig eine Offenbarung, als die Dampfmaschine. Sie sind beide lang vorbereitete Resultate vielgestalteter Erfahrungen, das Christenthum im Felde der Religion, die Dampfmaschine im Felde der Mechanik; und weil sie das sind, haben sie eine organische Bedeutung, eine tief eingreifende Wirksamkeit, und die Fähig-

keit, durch neue Erfahrungen weiter ausgebildet zu werden. Eine Offenbarung muß uns etwas vollkommen Neues geben. Was aber ist denn neu gewesen an dem Christenthum, als die eben so eigenthümliche, als kluge Vermischung des vorhandenen Wissens, Glaubens und Aberglaubens?"

„Neu,“ sagte Plessen, „waren die Lehren der Entfagung und der Selbstentäußerung, in einer Welt, welche die Selbstsucht und den Sinnengenuss bis auf das Neueste getrieben hatte. Neu und einzig war die Idee der Liebe in einer Welt von Tyrannei, die Idee der Brüderlichkeit, der allgemeinen Gleichheit in einer Zeit der furchtbarsten Sklaverei und Unterdrückung; und göttliche Offenbarung muß man die Verkündigung einer Wahrheit nennen, die nicht nur in jenem Augenblicke dem schmerzlich gefühlten Mangel der Menschheit begegnete, sondern für alle Ewigkeit die gleiche Kraft besitzt.“

„Dieser ewig gleichen Kraft des Christenthums scheint das Suchen der St. Simonisten und Fourieristen nach einer neuen religiösen Befriedigung zu widersprechen!“ meinte der Baron.

„Neu,“ sagte Cornelia, „war vor Allem die Idee der Kinderschaft, welche uns Gott verbindet, und die es uns möglich macht, uns als Kinder in Gehorsam und in Glauben unserm Vater hinzugeben.“

Als sie aber die Worte vom kindlichen Gehorsam ausgesprochen hatte, färbte eine glühende Röthe ihre Wangen. Sie scheute es dem Auge ihres Vaters zu begegnen, so daß ihre Blicke sich auf den Doctor richteten. Er fühlte Mitleid mit ihrer Fassunglosigkeit, und um die Aufmerksamkeit so schnell als möglich von ihr abzulenken, rief er: „Wenn ich nur Nichts vom Glauben hören müßte! — Descartes hat einmal gesagt: „Der Mensch muß Nichts glauben, was die Vernunft nicht für wahr erkennt, und was nicht von der Erfahrung bestätigt wird.“ Und Descartes hat Recht. Kein vernünftiger Mensch schließt einen Contract ab, oder geht einen Pact ein, ohne sich die positivsten Beweise dafür geben zu lassen, daß er nicht dabei zu kurz kommt. Niemand läßt sich sobald auf's Glauben ein, wenn es das Mein und Dein von hundert Thalern gilt. Da aber, wo es sich um das ganze Leben und Sein des Menschen handelt, da be-

gnügt man sich ohne Prüfung mit einem Glauben, für dessen Wahrheit es unmöglich ist, sich jemals einen thatsächlichen Beweis zu schaffen.“

„Die Fähigkeit des Glaubens ist eine Gnade!“ bedeutete Pleffen.

„Nennen Sie es eine organische Eigenschaft,“ sagte der Doctor, „und ich werde Ihnen einräumen, daß sie mir fehlt, ohne mich darüber zu beklagen.“

Friedrich hatte nachdenkend der Unterhaltung zugehört. Jetzt, da Pleffen dem Doctor aus religiöser Nichtachtung nur mit einem Schweigen antwortete, bemerkte er: „Es ist allerdings ein nicht fortzuleugnendes Factum, daß das Christenthum auf mannigfache Weise vorbereitet war, daß sowohl im Platon, wie in den Lehren der Essäer, zu denen Jesus gehörte, ein Theil seiner Elemente sich in mehr oder weniger vollendeter Form ausgesprochen findet. Aber was nimmt das dem Christenthume von seiner eigentlichen Bedeutung?“

„Von seiner eigentlichen Bedeutung Nichts!“ rief der Doctor. „Es nimmt ihm nur den goldenen Heiligenschein der Offenbarung und der ihm eigenthümlichen Transcendenz, ohne den St. Joseph

ein jüdischer Zimmermann, sein Sohn, der Heiland, ein verständiger Empörer gegen Kirche und Staat, und das Christenthum Nichts weiter ist, als der Ausdruck einer bestimmten menschlichen Entwicklungsstufe, als welchen ich es auch in gebührendem Grade anerkenne.“

„Zerlegen Sie den menschlichen Organismus, den Sie ja gern als Bild gebrauchen, in seine chemischen Bestandtheile,“ wendete Blesfen ein, „so bleiben Ihnen jene Stoffe zurück, die sich in den verschiedensten Zusammenstellungen durch die ganze Welt verbreitet finden; und doch soll es Ihnen schwer werden mit allem Wissen und Erkennen, den Menschen wieder zusammenzufügen, dessen Organe zu zerlegen Ihnen leicht war. Es bleibt ein letztes Wunderbares übrig, eine Kraft, die Sie nicht wägen und nicht messen können, die Sie aber zugeben müssen, weil Sie sie thätig sehen. Diese Kraft ist nicht mit dem Gedanken zu erfassen, sie will empfunden sein; und weil man sie empfindet, muß man an dieselbe glauben!“

„Diese Voraussetzung, welche noch deistlich genug ist, zugegeben,“ meinte der Doctor, „so folgt

daraus noch nicht, daß man, um diese übermenschliche Kraft zu empfinden oder zu denken, sie in menschlicher Gestalt darstellen und sie mit menschlichen Eigenschaften und Fehlern ausstatten müsse, wie es das Christenthum nach dem Beispiel seiner heidnischen und jüdischen Vorläufer gethan hat. Es ist beschränkt und doch natürlich, weil der Mensch in seinem Wesen eben beschränkt ist, daß er sich nicht wohl etwas Höheres als sich selbst zu denken vermag; aber die Alten, namentlich Platon, hatten einen viel reinern, unpersönlichen Gottbegriff, als den des christlichen Gottvaters!“

„Ich möchte wohl die Alten lesen,“ sagte Cornelia, „um mir eine Einsicht in ihre religiösen Vorstellungen zu verschaffen.“

„Thun Sie das,“ meinte Herr von Pleffen, „und die Erscheinung des Christenthums wird Ihnen um so glorreicher daraus entgegentreten. Wir können gleich morgen mit dem Platon den Anfang machen, ich bin zu jeder Zeit zu Ihren Diensten!“

„Es wird Dich überraschen,“ äußerte der Ba-

ron, „wenn Du Dich überhaupt der vorchristlichen Epoche zuwendest, wie vollständig in den griechischen und römischen Denkern der Gottbegriff als einig höchstes Wesen ausgebildet war. Auch die Lehren von einer allwaltenden Vorsehung, von Lohn und Strafe nach dem Tode, sind vollkommen unter ihnen entwickelt. Selbst die Neigung zu jenen Spitzfindigkeiten und Grübeln über theologische Gegenstände, die ihren Höhenpunkt beim Auftauchen der antikatholischen Reformationen erreichten, trifft man in gleicher Stärke sowohl bei den Juden, als bei den Römern und Griechen wieder.“

„Am Auffallendsten werden Sie es finden,“ fügte der Doctor hinzu, „daß nicht einmal die Mythologie des Christenthums eine neue ist.“

„Die Mythologie des Christenthums?“ wiederholte Herr von Pleffen, „was wollen Sie damit sagen?“

„Wie wollen Sie die Geschichte des Heilandes, der Madonna und ihres beiderseitigen Zusammenhanges mit St. Joseph und Gottvater, die Geschichte von der Auferstehung und zweiten

Erdenwandlung Jesu, und von seiner Himmelfahrt anders bezeichnen, als mit dem Namen der christlichen Mythologie?"

„Ich bedachte freilich nicht,“ meinte Plessen, „daß man — —“

„Als Jude geboren,“ fiel ihm der Doctor in's Wort, der richtig die Einwendung seines Gegners berechnet hatte, „daß man, als Jude geboren, mit ungeblendetem Auge jenen unerklärlichen Wundern gegenüber steht, und nicht begreifen kann, wie es möglich ist, Dinge, die sich im unauflöslichsten Widerspruche mit der sechstausendjährigen Erfahrung der Menschheit befinden, für etwas Anderes als für mythologische Allegorien zu halten, die sie bei den Egyptern auch gewesen sind!“

„Bei den Egyptern?“ fragte Cornelle.

„Ja, liebes Fräulein! Die Mythologie des Christenthums stammt aus dem Isisdienste. Rhea gebat nach demselben den Osiris, den allwaltenden guten Geist, der sogar auch unter dem Zeichen des Auges dargestellt und verehrt wird, und bei dessen Geburt eine Stimme ertönte, welche

durch die Welt rief: Der Herr des Alls tritt hervor an's Licht! Nach Osiris brachte Rhea den Typhon zur Welt, der unzeitig aus ihrer Hüfte entsprang, und endlich die Isis. Typhon ist das böse, von Unwissenheit und Falschheit aufgeblasene Princip, das die heilige Lehre zerstört, dem Guten entgentritt und es vernichtet. Isis aber, die Alliebende, das Ewigweibliche; der Urquell der Gnade, sammelt und erhält durch diese ihre Gnade die vernichtete Lehre immer wieder, und baut das Gute stets auf's Neue auf. Da haben Sie den Gottvater, den Teufel und die Jungfrau. Selbst der Mensch gewordene Gottessohn ist in dem Horus, dem Bastardsohn der Götter, vorgebildet, während die Lehre von der Menschwerdung und dem Erdenwallen der Gottheit zur Erziehung der Menschheit, den allerältesten religiösen Vorstellungen angehört."

Gläubigen Naturen kann nichts Schlimmeres begegnen, als wenn man Thatsachen wider sie in's Feld führt. Gegen Gründe der Vernunft kann der Glaube sein Recht behaupten, sie nicht einzusehen, nicht anzuerkennen. Gegen historische Thats

sachen aber läßt sich nicht streiten, und bei aller Ueberspannung Corneliens war ein Wahrheitsgefühl in ihr rege geblieben, das sich nicht unterdrücken ließ, so oft sie es auch, auf Plessen's Anrath, als gefährliche Zweifelsucht in sich zu unterdrücken gestrebt hatte. Von Jugend auf gewöhnt, den Doctor und seine Duldsamkeit zu verehren, fiel ihr eine ihm sonst fremde Härte auf, sobald seine Behauptungen sich gegen Plessen richteten. Sie zürnte ihm deshalb und war doch unfähig, wie ihr geistlicher Freund es that, seine Einwendungen mit dem nichtachtenden Hochmuth des Glaubens von sich abzuweisen.

Der feinen Beobachtung Plessen's entgingen weder der Eindruck quälenden Erstaunens, welchen diese Unterredung in Cornelia hervorgerufen hatte, noch die veränderte Stimmung des Barons gegen ihn selbst; und seine nervöse Reizbarkeit bewältigte ihn dergestalt, daß er, unfähig zu antworten, in eine schweigende Niedergeschlagenheit versank, von welcher Cornelia sich eben so gepeinigt fühlte, als ihr Freund.

Sie hätte viel darum gegeben, in diesem

Augenblicke die Gesellschaft verlassen und Plessen allein sprechen zu können, aber Niemand dachte daran, aufzubrechen. Man war zu dem Ausgangspunkte der Unterredung zurückgekehrt, und Friedrich und der Doctor hatten sich in eine Discussion über die socialen Zwecke und die ausführbaren Seiten des St. Simonismus und Fourierismus vertieft, als der Lieutenant nach Hause kam, und sich neben der mit Näharbeit beschäftigten Cousine nieder setzte.

„Wovon sprachen sie?“ fragte er dieselbe leise.

„Von allerlei speculativen Dingen,“ entgegnete Auguste in gleichem Tone, „durch die die Menschen auch nicht besser werden. Ich denke, wenn Jeder auf der Welt das Seine thäte, und sich nicht um fremde Angelegenheiten mehr bekümmerte als um die eigenen, da könnte man ein gut Theil Nachdenken und Frömmigkeit ersparen!“

Ohne den Ausfall gegen Cornelia zu beachten, sagte der Lieutenant: „Und doch sorgst Du Dich stets nur um mich!“

Sie antwortete mit einem liebestrahrenden Blicke und mit dem unterdrückten Ausruf: „Das

ist ja so natürlich!“ als grade ein Diener erschien, dem Baron die Briefe zu überbringen, welche mit der Abendpost gekommen waren.

Er machte sie auf, sah sie durch und bemerkte dann: „Da sendet mir Erich einen Brief von Larssen, dem der Ortswechsel doch in jedem Betracht vortheilhaft gewesen zu sein scheint. Er spricht mit Ernst von unternommenen philologischen Forschungen, von einem Versuch sich in der Journalistik zu bethätigen, und es bewährt sich wieder einmal, daß jeder Mensch im Grunde leicht zu einem ihm und Anderen förderlichen Dasein gelangen kann, wenn er nur auf den ihm gemäßen Lebensweg gebracht wird.“

Der Doctor und der Lieutenant sahen sich mit verständnißvollem Blicke an, und wie vorhin Cornelle betroffen worden war durch ihren Ausspruch über den kindlichen Gehorsam, so fühlte jetzt der Baron, daß er mit seinem Urtheil grade jenen Wünschen Georg's entgegenkam, denen er sich immer abgeneigt bewiesen hatte.

„Onkel!“ rief Richard, der sich wie ein Mann zu fühlen begann, da das Ende seines achtzehn-

ten Jahres und mit ihm die Zeit seiner Selbstständigkeit sich nahte — „Onkel! da kommt Du ja ganz auf den Grundsatz, den Brand uns vorhin als eine Lehre Fourier's gepredigt hat: „Jeder nach seiner Fähigkeit und jede Fähigkeit nach ihren Werken.“ Hieß es nicht so? Und das ist im Grunde ganz dasselbe, was Georg immer behauptet, wenn er unter die Hinterwälder gehen möchte!“

Der Baron würde eine solche Bemerkung zurückzuweisen versucht haben, hätte Georg selbst sie gemacht. Von Richard ließ er sie sich gefallen. Er fühlte für ihn die Zuneigung, welche das beginnende Greisenalter immer mächtiger an die Jugend fesselt, während doch im Grunde des Jünglings ganze Entwicklung dem Baron schmerzlich die Mißgriffe darthun mußte, die er in der Erziehung seiner eigenen Kinder begangen hatte.

Richard war das Muster eines geistig und leiblich gesunden Jünglings. Freimüthig bis zur Rücksichtslosigkeit, auf sich selbst gestellt und selbstvertrauend, unabhängig und doch voll Unterordnung, wo er Liebe und Wohlwollen für sich vor-

aussprechen durfte. Daher kam es, daß der Doctor sowohl, als Friedrich und Georg ihn höher hielten, als es sonst einem so jungen Menschen zu Theil zu werden pflegt, während er selbst eine fast leidenschaftliche Hingebung für den Lieutenant hegte, und nur Plessen und Auguste sich gegen ihn und mit ihm nicht zu stellen wußten.

Auch jetzt, als Richard der Neigung des Lieutenants für Amerika gedachte, sagte Auguste, sei es, um dem Onkel zu gefallen, der Nichts von solchen Plänen hören wollte, oder aus eigenem Mißbehagen an denselben: „Wie herzlos ist das!“

„Was ist herzlos?“ fragte Richard.

„Daß Du nichts Besseres für Georg verlangst, als solch ein jämmerliches Loos!“

„Jämmerlich?“ entgegnete der Jüngling, „Du grade mußt es ja ganz prächtig finden! Da ist von speculativen Dingen nie die Rede, da brauchst Du Dich nur um Deine eignen Angelegenheiten zu kümmern, und kannst kochen, nähen und commandiren den ganzen langen Tag!“

Auguste ward bleich vor Aerger, sie nannte ihn unerträglich, auch der Onkel schüttelte miß-

billigend den Kopf, und der Lieutenant sagte, da man sich grade erhob, leise zu ihm: „Du hast gehorcht!“

„Nein! ich höre nur scharf!“ entgegnete Richard, „und Du weißt es nicht, wie ich diese Auguste hasse!“

„Das ist ungerecht! Auguste ist die Güte selbst!“

„Ja! für Dich — — grade darum aber hasse ich sie!“ fließ der Jüngling heraus, und hing sich an des Lieutenants Schulter, der sich um diese Worte, als um einen Ausdruck jugendlicher Eifersucht, nicht weiter kümmerte.

Neuntes Kapitel.

Plessen kehrte schwermüthig in seine Wohnung heim. Er öffnete das Fenster und schaute lange in die Nacht hinaus.

Der Winter war wieder vorüber, die scharfen Ostwinde, welche den Nerven des Kränkenden stets eine gewisse Spannkraft gaben, hatten einem feuchten Westwinde Platz gemacht, der nach den kalten Tagen verhältnißmäßig warm erschien, und das Aufthauen des Eises beförderte. Die Wolken hingen schwer in der Luft, nur hie und da glimmerte ein Stern mit mattem Strahl hervor. Leise und gleichmäßig tropfend fiel das Wasser des schmelzenden Schnees von den Dächern nie-

der, bis sich dann und wann größere Schneemassen loslösten und mit dumpfem Schlage auf die Straßen und Gehöfte herunter fielen. Die Laternen, vom Winde bewegt, schaukelten sich knarrend an ihren Ketten und glänzten trüb aus den Lachen wieder, die sich zwischen dem Eise zu bilden anfangen, die Straßen waren öde und leer, die einzelnen Windstöße zogen leise pfeifend durch die Stille.

Plessen hatte sich schon den ganzen Tag unter dem üblen Einfluß dieser Witterung befunden. Er fühlte auch jetzt ihre nachtheilige Wirkung auf sich, und blieb doch, eben weil er so ermatet war, mit schlaffer Gleichgültigkeit im Fenster liegen. Aber es war nicht die äußere Atmosphäre allein, die ihn bedrückte. Seine eigene Lage und die Verhältnisse seiner Umgebung fingen an ihn zu beunruhigen.

Er konnte es sich nicht mehr verbergen, daß er sich in Zuständen bewegte, welche seinen Ansichten entgegen waren, daß er auf einen Weg geleitet worden war, den er nicht selbst bestimmt hatte. Seine Natur war in ihrer seelischen Anlage eine

durchaus weibliche. Gefühlvoll, schwärmerisch, weichherzig und doch begierig zu herrschen, rastlos thätig im Kleinen und voll Scheu vor großen Unternehmungen, die eine lange Ausdauer und eine starke Energie verlangen, hatte er in der glaubensfeligen Frömmigkeit und in der Armenpflege, wie er sie in früherer Zeit geübt, ein volles Genügen gefunden. Diese Zufriedenheit war noch erhöht worden, seit er die Baronin und Cornelia kennen gelernt, und, wie es solchen Männernaturen meist zu geschehen pflegt, grade durch seine Hilfsbedürftigkeit und Schwäche eine große Herrschaft über die kräftige Cornelia gewonnen hatte.

Aber es war ihm gegangen wie dem Zauberlehrling, welcher die heraufbeschworenen Kräfte nicht zu bannen weiß und darum endlich ihrer Uebermacht erliegen muß. Er hatte Cornelian in seine Richtung hineinverlockt, an seiner Hand war sie die ersten Schritte auf dem neuen Wege gegangen, jetzt hielt sie diese Hand fest in der ihren, und riß ihn mit sich fort auf Pfade, die er niemals zu betreten gedacht hatte. Die Hoff-

nungen, welche er als fromme Wünsche ausgesprochen, die Gedanken, die er über eine Wiedergeburt der ursprünglichen christlichen Kirche gehegt, hatten ihm zu einer inneren Erhebung gebient, ohne daß er sich selbst die Fähigkeit zutraute, sie zu verwirklichen. Cornelia aber vermochte es bei ihren Anlagen nicht zu begreifen, wie man etwas wünschen oder als Recht erkennen, und nicht mit aller Kraft nach der Ausführung seiner Wünsche und Ueberzeugungen streben könne. Sie war die That von seinen Gedanken, und mit einem unheimlichen Gefühle empfand er, daß er lange aufgehört habe, Herr seines eigenen, geschweige denn Herr über Corneliens Willen zu sein.

Es hatte ihm Nichts geholfen, daß er besorgt auf das Treiben des Predigers und der Gräfin hingewiesen, daß er Cornelia beschworen, nicht weiter zu gehen und die neue Gemeinde nicht zum Gegenstande einer Aufmerksamkeit zu machen, welche ihre Anhänger in Zwiespalt mit der öffentlichen Meinung bringen und die Erbauung einzelner Freunde zu einem Gegensatz gegen die

herrschende Kirche erheben konnte. Cornelle hatte in diesem Zaudern und Warnen nur eine Folge seiner Kränklichkeit gesehen, die ihn vor gewaltsamen Anstrengungen zurückschrecken ließ, und mit der Liebe, die sie für ihn fühlte, hatte sie, ihn fortzutragen über jeden Zweifel, fast immer die Thaten ausgeführt, die er ihr als bedenklich vorgestellt. So hatten seine Schwäche und ihre Energie sich gegenseitig fortgerissen, und Plessen war seit lange dahin gekommen, die überreizte Inbrunst der Andachtsübungen zu tabeln, denen er sich nicht zu entziehen vermochte und die ihn durch die Exaltation der Freunde immer wieder fanatisirten, wenn er sich ihnen überließ.

So war es ihm in gewissem Sinne willkommen gewesen, als der Baron sich gegen Cornelien's Zusammenhang mit der neuen Gemeinde erklärte. Er hatte sogar versucht, die Freundin zur Fügsamkeit in den Willen des Vaters zu überreden, und sich und sie auf diese Weise von dem Prediger und der Gräfin allmählich zu entfernen gehofft, aber seine Vermittlung, seine Versöhnlichkeit waren mit Entrüstung zurückgewiesen worden.

Weil Pleffen ihr gegenüber nicht den Muth befaß, sich offen gegen das Treiben des Predigers zu erklären, hatte Cornelle in seinen Ermahnungen zum Gehorsam nur eine Besorgniß für ihr häusliches Verhältniß gesehen, und zum Beweise, daß es ihr nicht an der nöthigen Kraft gebreche, dem väterlichen Willen Widerstand zu leisten, sich nur noch fester mit den Freunden verbunden, von denen Pleffen sie zu trennen wünschte.

Oft schon hatte er daran gedacht, sich durch einen raschen Entschluß zu befreien, den Ort zu verlassen, und sich ohne weitere Erklärung, von der Gemeinde durch diese Thatsache loszusagen. Aber er wollte sich nicht von Cornelle trennen, sie nicht ganz den Einflüssen Preis geben, die er für verderblich hielt.

Die ganze Reihenfolge dieser Erfahrungen und Gedanken kam ihm heute mehr als jemals traurig vor, und doch gab es nur einen Ausweg, sich diesem Labyrinth zu entziehen, eine Ehe mit Cornelle, auf die zu bringen ihm bisher der Muth gefehlt. Er hatte Scheu getragen vor der Gewalt, welche sie über ihn ausübte, und

vor dem Widerstande des Vaters, auf den er rechnen mußte.

Er wußte sich keinen Rath und war so müde vom Denken, so aufgeregte von den sich rastlos kreuzenden Vorstellungen, daß sein Kopf ihm brannte, die Ader in seinen Schläfen fieberhaft klopften, und er sich endlich, zusammenschauernd unter der feuchtkalten Nachtlust, vom Fenster entfernte. Er schloß die Vorhänge, legte sich nieder, konnte jedoch nicht schlafen.

Es giebt keine tiefere Abspannung als die, welche wir nach einer in unentschlossenem Brüten durchwachten Nacht empfinden. Blossen kam sich am Morgen wie zerbrochen vor, und doch wußte er, daß diese inneren Kämpfe damit ihr Ende nicht erreicht hatten. Er wollte sein gewohntes Morgengebet verrichten, und auch dazu fehlten ihm Schwung und Kraft.

„Einen Entschluß!“ rief er, die Hände faltend, „nur einen Entschluß!“ und so inbrünstig war dieser Ruf, daß sich an ihm die Möglichkeit des Betens entzündete. Das machte ihn ruhiger. Er schüttete sein Herz aus vor dem Gotte, auf

dessen Beistand er vertraute. Er flehte ihn an, ihm ein Zeichen zu senden.

Da klopfte es an seine Thüre, er rief herein und Cornelle stand vor ihm.

„Das also ist Dein Wille!“ rief er feierlich, nachdem er einen Augenblick schweigend und betroffen vor ihr stehen geblieben war. Dann trat er ihr entgegen und bot ihr die Hand, ohne weiter Etwas zu sagen.

Cornelle konnte sich sein Betragen nicht erklären. Sie glaubte ihn durch ihr Erscheinen betroffen, denn sie war nie zuvor in seiner Wohnung gewesen.

„Warum sind Sie so bestürzt?“ fragte sie ihn. „Sie machen es wie die Weltmenschen, die sich über das Natürlichste immer am Meisten verwundern. Ich habe schon zwei Besuche bei unseren Kranken gemacht, und da ich bei Ihnen vorüberging, kam ich herauf, denn ich muß Sie sprechen!“

Während dieser Worte hatte sich Plessen von dem Einbruche erholt, den eine nach seiner Meinung so sichtbare Einwirkung Gottes auf ihn gemacht hatte, und nachdem er die Freundin zum

Sitzen genöthigt, sagte er: „Ich habe in dieser Nacht mich viel mit Ihnen beschäftigt, theure Cornelia!“

„Auch ich habe Ihrer gedacht!“ fiel sie ihm in's Wort, „und deshalb komme ich zu Ihnen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, als überlege sie noch Etwas, dann fuhr sie fort: „Der gestrige Abend hat einen Entschluß in mir zur Reife gebracht, mit dem ich mich schon lange herum getragen habe. Es kann Ihnen nicht unbemerkt geblieben sein, daß mein Vater mit dem Doctor ein förmliches Bündniß geschlossen hat, mich von der Unwahrheit des Heiligsten zu überzeugen. Wie unwirksam diese Unternehmung auf mich ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. — Aber sie peinigen mich mit ihren Erklärungen, ich bleibe in einem beständig gereizten Zustande und habe Stunden, in denen ich mich förmlich erbittert gegen meinen Vater fühle. Das darf nicht in mir aufkommen. Diese Nacht habe ich mich fest entschlossen, das Vaterhaus zu verlassen!“

„Und das sagen Sie mir, Geliebteste!“ rief

Plessen sehr bewegt, „mir, und grade in diesem Augenblick?“

„Wem sollte ich mich sonst vertrauen?“ entgegnete sie mit ruhiger Sicherheit. „Sie stehen mir am Nächsten und haben eine ausgebreitete Bekanntschaft. Schaffen Sie mir in einer Familie von unserer Gesinnung außerhalb der Vaterstadt die Möglichkeit, ungestört mir selbst zu leben!“

Plessen traute sich selber nicht, so wunderbar kamen die Worte seiner Freundin seinen Absichten entgegen. Er glaubte die höhere Fügung nie in solcher Deutlichkeit erlebt zu haben, und näher an Cornelle heranrückend, sagte er: „Auch ich habe grade gestern Abend und heute früh daran gedacht, mich von hier zu entfernen — aber nicht allein! Gehen Sie mit mir, Cornelle!“

Sie sah ihn nachdenklich an und fragte dann mit milbem Tone, in dem die Bangigkeit vor einer Trennung hörbar durchklang: „Wohin wollen Sie gehen?“

„Ich habe seit langer Zeit die Neigung gehabt, mich nach Gnadenfrei zu wenden und dort in schlichteren Verhältnissen, als die Gesellschaft

ste bietet, in der wir uns bewegen, Ruhe bei einfacher Thätigkeit, und in der Ruhe Freiheit des Geistes zu suchen. Ich fühle mich sehr müde, es ist mir als würde ich nicht mehr lange leben — und am Abend sehnt man sich nach Stille, um friedensvoll sich vorzubereiten für den sanften, erlösenden Schlaf der Nacht!“

Corneliens Fassung schmolz dahin vor dem Gedanken, den Freund zu verlieren. Sie reichte ihm die Hand und bat: „Sprechen Sie nicht so! ich kann's nicht hören.“

Er sah ihr in's Auge, sie weinte. Da flog eine leichte Röthe über sein bleiches Gesicht und mit allem Zauber seiner weichen Stimme sagte er: „Ich habe lange in mir nach einem Entschlusserungen und konnte ihn nicht finden, bis ich mich im Gebet zu ihm gewendet habe, von dem allein die Wahrheit kommt. Und, als ich ihn heute früh anflehte, mir den Weg meiner Zukunft vorzuzeichnen — da sind Sie eingetreten, die meine Gedanken suchten und mieden, und die der Herr mir so sichtbar zugeführt hat.“

Er hielt inne. Corneliens Hände ruhten in

den seinen, ihre Augen hingen an ihm. Er war ihr so nahe, daß sie den warmen Hauch seiner Lippen empfand, und leise flüsternd sagte er: „ein Loos, wie die Weltkinder es nennen, habe ich Ihnen nicht zu bieten. Ich bin einsam und krank und der Weg vor mir wird nicht lange sein. Aber Sie sind mir das Licht der Tage und der Stern der Nacht! Ich bedarf Ihrer, Cornelia! Gott selbst hat Sie mir in meinen Pfad geführt. Werden Sie mein Weib!“

Sie war nicht betroffen durch seinen Antrag, sie bedurfte auch keiner Ueberlegung. „Ja! das will ich!“ sagte sie. „Ich will Ihr Weib werden!“ Aber diese Antwort war so ruhig und bestimmt, daß sie ihn anfröstelte, daß er es nicht wagte, Cornelia an seine Brust zu schließen, wozu es ihn doch drängte.

Sie saßen einander schweigend gegenüber. Cornelia, wie Jemand, der reiflich die Ausdehnung der Verpflichtungen erwägt, welche er übernommen hat, Pleffen unter dem Mißempfinden getuschelter Erwartung. Endlich wendete sie sich zu ihm, legte ihren Arm um seinen Hals, zog

ihn an sich, wie man ein Kind an seinen Busen drückt und sprach: „Hier sollen Sie ruhen! hier Frieden finden. Und wenn der Kampf des Lebens naht, so will ich mich mit Gottes Hülfe zwischen den Kampf und Dich stellen — und Deine Tage sollen Ruhe sein und Frieden, damit sie mir erhalten bleiben lange Zeit!“

Sie küßte ihn auf Stirne und Mund, indes selbst ihre Zärtlichkeit hatte etwas Mütterliches, das ihm eben so peinlich war, als die beschützende Versicherung ihrer Liebe, die sie ihm gegeben hatte. Die gottgesandte, gottergebene Braut verletzte sein Selbstgefühl, beleidigte ihn als Mann. Sie war ihm nicht Weib genug in diesem Augenblick. Seine Scheu vor einem dauernden Zusammensein, vor einer Ehe mit ihr wurde in der Stunde der Verlobung mächtiger als je zuvor, und erst als sie gemeinsam das Haus verließen und auf der Straße sich im Freien neben einander bewegten, fühlte er sich weniger bedrängt und mehr sich selbst zurückgegeben.

Dicht vor ihrer Thüre kamen ihnen der Doctor und Friedrich entgegen, aber die Verlobten

bogen schnell in eine Seitengasse ein, weil sie nicht aufgelegt waren, mit Jenen zusammen zu treffen. Der Doctor bemerkte es, und mit einer ihm ganz fremden Heftigkeit rief er: „Es ist ein wahres Unglück, daß der Mensch das Mädchen so in den Händen hat!“

Dann, nachdem sie ein Ende weiter gegangen waren, trennte er sich plötzlich unter einem Vorgeben von seinem Begleiter, wendete um und begab sich in das Haus, welches Pleffen bewohnte. Er wollte wissen, ob noch andere Mitglieder jener Secte in demselben lebten, ob Cornelia diesen einen Besuch gemacht haben könne, oder ob sie bei Pleffen gewesen sei. Das Nachforschen ward ihm durch eine Familie erleichtert, deren Arzt er einst gewesen war. Es konnte ihm kein Zweifel bleiben, daß Cornelia sich über die Ansichten ihres Vaters, über die allgemeine Sitte fortgesetzt, daß ihr Besuch Herrn von Pleffen geglücken. Das verdroß und freute ihn zugleich. Er hatte von ihrer Kindheit an den selbstständigen Charakter in ihr geliebt, und oft daran gedacht, was aus einer solchen Frauennatur bei vernünftiger Leitung

werden könne. Indes seine Scheu, in den Entwicklungsgang eines Menschen einzugreifen, hatte ihn gehindert, sich mehr und angelegentlicher mit ihr zu beschäftigen. Jetzt warf er sich diese Scheu als ein großes Unrecht vor. Er hatte Gründe, der religiösen Richtung des Kreises zu misstrauen, in dem Cornelia sich bewegte. Er wußte, daß mit einer Warnung in diesem Falle jetzt nichts mehr ausgerichtet werden konnte. Er sagte sich, daß allein sein Schweigen und Zögern ihn der Mittel zur Wirksamkeit beraubt habe, und daß also — — Cornelia ihm verloren sei.

Er hielt inne bei diesem Gedanken; denn er war ihm neu.

„Cornelia mir verloren!“ wiederholte er sich.
 „Mir verloren? Also hätte ich nach ihr verlangt?“ —

Er bedurfte für sich keiner Antwort auf diese Frage, aber er machte die Bemerkung, daß auch in seinem Geiste, daß auch in dem Herzen eines sich selbst beobachtenden Mannes, Geheimnisvolles, Verborgenes wachsen und gedeihen könne, ohne daß er's fühle.

Ja! er liebte Cornelia, er hatte sie immer ge-

liebt, aber er gestand es sich zum ersten Male, sie sei das einzige Mädchen gewesen, das er gewählt haben würde, hätte er daran gedacht, sich zu vermählen. Die Entdeckung dieses Gefühls machte ihn weiter nicht betroffen. Gefast wie immer nahm er es als eine Thatsache, als eine Wahrheit in sein Leben auf, mit der er auf die eine oder die andere Weise fertig werden müsse, und bald nannte er sich kleinmüthig, daß er einen Augenblick der Vorstellung Raum gegeben, Cornelle sei ihm verloren, ehe er noch versucht habe, sie zu gewinnen.

Seine Gedanken verweilten mit großer Innigkeit bei ihr. Er kam sich verantwortlich für sie vor, und nie, seit den Tagen seiner ersten Jugend, hatte er sein Herz so weich und sanft bewegt gefühlt, als jetzt, da er die Sorge für ein Weib in seine Seele aufgenommen hatte, das er mit der ernstern Liebe des reifen Mannes zu beschützen und zu gewinnen wünschte.

Zehntes Kapitel.

Friedrich's Dasein floß, während so viele neue Gestaltungen sich in dem Leben seiner nächsten Umgangsgenossen bildeten, in ruhiger Gleichmäßigkeit dahin.

Er hatte seine Jugendliebe nicht vergessen, aber die Erinnerung an Helene rein und ungetrübt zu wahren, hatte er seit lange es vermieden, nach dem Ergehen der Gräfin St. Brezan zu fragen, denn was er von Georg darüber vernommen hatte, war Gift gewesen für die Ruhe und den Frieden seines Herzens. Er beklagte sie und sich, und dünkte sich doch beneidenswerth in seiner Entsagung, wenn er sich mit der Sehnsucht nach

Glück verglich, von der die Gräfin umhergetrieben, weder Ruhe noch Befriedigung zu finden vermochte. Oftmals war es ihm gewesen, als müsse er ihr schreiben, und versuchen mit der Erinnerung an ihre Jugendliebe den bösen Zauber zu brechen, von dem sie sich befangen lassen. Allein er hatte dann immer gefühlt, daß zwischen ihrer Welt und seiner die todtten Schriftzeichen keine verbindende Brücke bilden könnten, und sich beschieden, sein Leben so rein und einfach zu erhalten wie bisher, um Helenen, wenn sie seiner noch gedächte, wenigstens den Trost zu bereiten, daß sie sich in dem Gegenstande ihrer ersten Liebe nicht betrogen, daß sie keinen unwürdigen geliebt habe.

Auch seine Verbindung mit der Gemeinde der Heiligen war nicht von langer Dauer gewesen. Der schlichte Sinn, den er aus seinem Vaterhause mitgebracht, hatte sich in die überreizten Seelenzustände nicht zu schicken gewußt, in denen die Freunde sich bewegten. Die häufigen brünstigen Gebete, die maßlosen Verzückungen, welche jenen ersten Anfängen gefolgt waren, deren Zeuge er

gewesen, hatten seiner gemessenen Natur widerstanden. Er konnte sie bald nicht mehr als Wahrheit in sich erkennen, sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch die Anderen sie nur durch eine Ueberspannung ihres natürlichen Empfindens in sich erzeugten, die sie fortbauernb steigern mußten, wollten sie sich in der Höhe der Begeisterung erhalten, an die sie sich gewöhnt hatten. Es entging ihm nicht, daß Pleffen's Kraft daran erlahmte, daß er matter und abgespannter zu werden begann, als er ihn je zuvor gekannt hatte, und oft wollte es Friedrich bedünken, als ob andere Empfindungen, als die einer gemeinsamen brüderlichen Erhebung zum Gebete, die leidenschaftlichen Extasen des Predigers und der Gräfin begünstigten. Es kamen sogar Stunden, in denen Pleffen ähnliche Gedanken zu hegen und sich mit sichtlichem Wohlnehmen Friedrich's theologischen und historischen Forschungen zuzuwenden schien, bis die Angst, solch Forschen könne ihn im Glauben stören, ihn wieder freiwillig darauf verzichten machte.

Aber grade diese Zughastigkeit des streng gläubig-

gen Edelmannes wirkte ermuthigend auf Friedrich ein. Es dünkte ihn, je männlicher er geworden war, um so unwürdiger, vor einem gefürchteten Gegenstande das Auge zu schließen und sich blind zu machen aus Scheu vor einem grellen Lichte. Seine Einsicht hatte begonnen über sein Gefühl zu herrschen, er konnte keine Befriedigung mehr finden in einem Glauben, der die Prüfung des Verstandes nicht ertrug, und sein religiöses Bedürfniß zwang ihn zu weiterem Forschen, durch das er sich aber noch immer die Möglichkeit des Glaubens zu erhalten hoffte.

Seine Beschäftigung mit den französischen Socialisten trieb ihn daneben in neue Bereiche des Denkens, und trug allmählich dazu bei, ihn den Ansichten der Gemeinde noch mehr zu entfremden. Denn kannte er einerseits die Bedeutung der Standesunterschiede und der Glücksgaben im wirklichen Leben durch seine Erfahrung zu genau, um jene Lehren von einer allgemeinen Gleichheit der Stände und von der Verachtung weltlichen Guts, wie der Prediger und die Gräfin sie verkündeten, haltbar zu glauben, so lehrten ihn

anderseits seine Studien, daß innerhalb der alten Verhältnisse der Gesellschaft und des Besizes eine befriedigende Ordnung und Lösung der Uebelstände schwer zu hoffen sei; und grade in dieser Hinsicht war sein Verhältniß zur Gemeinde ihm förderlich geworden.

Der weite Blick, welchen die Armenpflege ihm in die Zustände und Bedürfnisse der arbeitenden Klassen eröffnet, hatte ihn erst die richtige Benutzung seiner eigenen Erlebnisse gelehrt. Was er in seiner Jugend an sich selbst von Noth und Entbehrung erfahren, hatte ihn zu ausschließlich hingegenommen. Es war durch manche persönliche Einzelheiten bedingt worden, die, wie der Charakter seines Vaters, eine nicht gewöhnliche Ausnahme machten, und sich deshalb schwer als allgemeiner Maßstab brauchen ließen. Jetzt erst, nach mehrjährigem Walten und Lehren in und an den Armenanstalten, war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß es fast immer unmöglich sei, vorhandener Noth zu steuern, verarmten Familien dauernd emporzuhelfen, und daß es also allein darauf ankomme, das Versinken in Noth und

Glend zu verhindern. Ueber die Art, in welcher das durchgehend geschehen könne, fand er jedoch nirgend einen befriedigenden Aufschluß.

Der Doctor hatte ihm gerathen, als er die Zweifel und Bedenken kennen lernte, in denen Friedrich sich bewegte, die theologischen Studien für eine Weile ganz aufzugeben, staatsökonomische Werke zu lesen und sich jetzt einmal ausschließlich mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen. Dadurch ward Friedrich auf die englische Literatur, auf die Erlernung der englischen Sprache hingewiesen, und Richard sein und des Lieutenant's Lehrer, denn auch Georg verfolgte ähnliche Zwecke.

Seit der Entfernung Larssen's hatte sich eine große Veränderung mit dem Lieutenant zugetragen. Er hatte sein auffahrendes Wesen unterdrückt, war besonnener geworden, aus Scheu sich in Verlegenheiten zu verwickeln, aus denen die Machtvollkommenheit seines Vaters ihn wieder ohne sein eigenes Begehren retten konnte, und auf diesen, gegen äußere Einwirkungen so trotzigen Charakter hatten die Vollenbung seines vier und

zwanzigsten Lebensjahres und die damit erlangte Großjährigkeit eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Die bloße Vorstellung, jetzt eine größere Freiheit gewonnen zu haben, hatte ihn mäßiger und geduldiger gemacht. Er schien den Gedanken aufgegeben zu haben, durch Hülfe seines Vaters oder seines Bruders eine Aenderung seiner Lage zu bewirken, und obschon seine Abneigung gegen den Dienst nicht verringert, sondern noch gestiegen war, erfüllte er seine militairischen Pflichten mit pünktlicher Strenge.

Von dem Umgange mit seinen Kameraden hatte er sich nach jenem Maskenballe fast gänzlich losgesagt. Er war viel zu Hause, woran sein Verhältniß zu Auguste mehr Antheil hatte, als er sich selbst gestand. Obgleich er sie eigentlich nicht liebte, hatte er sich an ihre Nähe gewöhnt, und die Vertraulichkeit naher Verwandten, durch Augustens unverhohlene Leidenschaft für ihn, eine Zärtlichkeit gewonnen, in der Georg sich gehen ließ, ohne zu berechnen welche Hoffnungen das Mädchen darauf bauen könne. Sein Verkehr mit Männern beschränkte sich fast ausschließ-

lich auf Friedrich und den Doctor, für deren verschiedene Forschungen und Bestrebungen er immer größere Theilnahme gewann. Weil er oft darüber geklagt, daß seine Berufsthätigkeit eine ganz mechanische sei, hatte der Doctor ihm den Vorschlag gemacht, sich in den Militairschulen als Lehrer der Soldaten und Unteroffiziere verwenden zu lassen, wozu ihm einst auch Erich, wenn schon aus anderen Gründen als der Doctor, zugeredet hatte.

Dieses Lehramt sagte dem Lieutenant zu, und ward ihm für seine eigene Bildung nützlich, weil es ihm daran liegen mußte, seinen Schülern keine Blöße zu zeigen und ihre Achtung zu gewinnen. Da er es suchte, kam er bei dem Unterrichten dem Soldaten persönlich näher. Er lernte durch ihn die Theile des Volkes kennen, mit denen Friedrich bei seiner Thätigkeit für die Gemeinde, der Doctor in seinem ärztlichen Berufe vertraut geworden waren, und wie diesen Beiden leuchtete es ihm ein, daß eine Umgestaltung der socialen Zustände nöthig, daß eine solche nur dann zu bewirken sei, wenn mit der Bildung des Volkes die stumpf-

sinnig brütende Unzufriedenheit desselben, sich in ein vernünftiges Streben nach besseren Zuständen verwandelt haben würde.

Darin stimmten die Freunde überein, nur über die Art, in welcher eine geistige Erhebung der Massen zu bewerkstelligen sei, konnten sie sich nicht verständigen. Friedrich hielt immer noch den Glauben fest, durch die Grundlehren des Christenthums, überhaupt durch religiöse Erziehung zu wirken. Georg, der die Vortheile der Organisation und Disciplin im Dienste schätzen lernen, ersehnte eine neue organisirende Gesetzgebung, und der Doctor wollte weder von Religion noch von befohlener allgemeiner Organisation Etwas wissen, sondern wünschte lediglich die Schranken fortzuräumen, welche dem Einzelnen die Erlangung der nöthigen Bildung und Einsicht erschwerten, und die Freiheit seines Handelns hinderten. Friedrich und Georg neigten sich auf solche Weise zu den theokratisch organisirenden Systemen der französischen Socialisten, die der Doctor als neue Fesseln des freien Willens verwarf, und von deren beschränkenden Gesetzen er sie auf die Frei-

heit Nordamerikas verwies, die er allein einem reifen männlichen Geiste für angemessen erklärte.

Schon seit längerer Zeit waren in Deutschland ab und zu einzelne Broschüren erschienen, in denen mit einer bis dahin ungekannten Einfachheit und Klarheit über die deutschen politischen Zustände und über Staatsverfassungen gesprochen wurde. Der Verfasser hatte sich nicht genannt, aber man war bald genug dahin gekommen, ihn in der Person des Doctors zu entdecken. Die Schriften waren schnell beseitigt, der Doctor zur Untersuchung gezogen worden, und grade in diesem Augenblicke schwebte eine solche über seinem Haupte, für deren Ausgang seine Freunde Besorgniß hegten. Man nahm in der Stadt für und wider ihn Partei, die Beamten, besonders das Militair, machten eine Ehrensache daraus, ihre Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung durch blindes Verdammen der Schriften zu betheiligen, und den Doctor aller Orten zu vermeiden, ja selbst zu verlezen, seit der freisinnige Theil der Einwohner ihn auch als Politiker mehr und mehr zu hochachten begann.

Auguste, welche nach wie vor alle Menschen und alle Dinge nur nach dem Zusammenhange schätzte, in dem sie mit dem Geliebten standen, war immer eifersüchtig auf die Freundschaft gewesen, welche dieser für den Doctor fühlte. Sie hatte obenein die Besorgniß gehegt, daß dieselbe ihn in seinen Dienstverhältnissen benachtheiligen könne, auf deren günstige Gestaltung sie ihre Zukunftspläne baute. Aber ihre Warnungen hatten das Gegentheil von demjenigen bewirkt, was sie zu erreichen gewünscht. Je eifriger sie gewesen war, dem Lieutenant alle ihr zugetragenen mißbilligenden Urtheile seiner Kameraden über seinen Umgang mit dem Doctor zu berichten, um so entschiedener hatte er ihn öffentlich darzuthun gestrebt. Selbst ihre Versuche durch den Baron auf Georg einzuwirken waren gescheitert, denn der Vater schrieb die vortheilhafte Veränderung im Wesen seines Sohnes, welche Auguste als ein Werk ihrer Liebe betrachtete, dem Doctor zu, dessen er sich auch für Corneliens Bekehrung noch benöthigt fühlte.

So mit ihren Wünschen, Hoffnungen und

Befürchtungen auf sich selbst gewiesen, stand Auguste an einem Sonntage auf dem Balcon des Hauses, die Rückkehr des Lieutenants von der Parade zu erwarten, als sie ihn früher denn gewöhnlich, die Straße herauf kommen sah. Aber sein bloßer Anblick machte sie erschrecken.

Ohne die Vorübergehenden zu beachten, von denen einige ihn grüßten, ohne aufzuschauen, ging er todtensbläß, die Augen in die Ferne gerichtet, mit einer Schnelligkeit vorwärts, die sie auf den Gedanken brachte, er sei unwohl geworden und eile das Vaterhaus zu erreichen. In angstvoller Hast lief sie die Treppe hinunter und ihm bis an die Thüre entgegen.

„Was ist Dir?“ fragte sie den Eilenden.

Er antwortete ihr nicht, schien sie kaum zu bemerken, schritt durch den Flur und ging die Treppe hinauf nach dem Zimmer seines Vaters.

„Der Vater ist nicht zu Hause!“ rief sie ihm nach.

„Ich werde ihn erwarten!“ antwortete Georg und setzte sich nieder. Augustens Angst stieg von Minute zu Minute. So hatte sie den Geliebten

nie gesehen. Es lag etwas Starres, Verfeinertes in seinem Wesen, das furchtbarer war, als die Ausbrüche der heftigsten Leidenschaft. „Was ist denn geschehen?“ wiederholte sie und legte ihren Arm um den Nacken des Sitzenden.

„Was geschehen ist?“ sprach er ihr tonlos nach, „eine Kleinigkeit! — — Ich bin entehrt.“

Er sprang bei diesen Worten auf, warf den Degen von sich, der klirrend zu Boden fiel, riß die Schärpe ab, und schleuderte sie hohnlachend mit einem Fußstoß in die Ecke, während er düster im Zimmer umherging.

Auguste näherte sich ihm, er beachtete es nicht. Sie wollte sich an seinen Arm hängen, er stieß sie mit Ungeduld zurück. „Ich bitte Dich, laß mich! ich habe an mir selbst genug!“ rief er aus.

Sie mußte sich, sie wußte ihm nicht zu helfen. Rathlos hob sie die fortgeschleuderte Schärpe und den Degen von der Erde auf, legte sie neben den Federhut des Lieutenants und glättete die zerbrückten Handschuhe mit jener mechanischen Gewohnheit der Ordnung, die dem Menschen übrig

bleibt, wenn alle seine Vorstellungen sich verwirren.

In diesem Augenblick trat der Baron in's Zimmer, und sogleich wendete der Lieutenant sich zu ihm:

„Hast Du Zeit, mich zu hören, Vater?“ fragte er.

„Ja!“ antwortete Jener, und erschrocken, wie vorhin Auguste, vor dem Ausdruck seines Sohnes, fügte er hinzu: „Was hast Du gethan?“

„Nichts!“ entgegnete er. „Aber setz Dich, ich bitte! ich will mich auch setzen, die Sache ist sehr einfach!“ Dabei hörte man, wie seine Brust nach Athem rang, weil der Zorn ihn zu ersticken drohte.

„Ich habe eine neue Dienstbefahrung gemacht!“ hob er an, hielt inne, schöpfte nochmals Athem und fuhr dann fort:

„Die Parade war vorüber, der Stab und die Offiziere wollten sich bereits entfernen, da wurden wir zu bleiben commandirt.“ — Er unterbrach seine Rede, stand auf, wollte wieder auf und niedergehen, zwang sich aber zur Ruhe und

blieb stehen, die Hand auf die Lehne des Stuhles gestützt.

„Als wir Alle beisammen waren, rief der Commandirende meinen Namen. — Ich trat hervor, arglos, sorglos. Wie sollt ich anders?“ — „Herr Lieutenant von Heidenbruck,“ sagte er, „Sie wissen, daß der rechte Geist in der Armee die Hauptsache ist und daß unmilitairische Gesinnung nicht geduldet werden darf. Man hat es seit lange mit Unzufriedenheit gesehen, daß Sie es mit Ihrem Umgang nicht genau nehmen, wie der Offizier es muß. Sie verkehren mit Menschen, deren Gesinnung mehr als verdächtig ist, und durch die Ihre eigene Gesinnung zweifelhaft wird. Sie werden also Ihres Lehramtes an der Schule hiermit überhoben, und ich gebe Ihnen auf, Ihren Verkehr mit Menschen von verdächtiger Gesinnung abzubrechen.“

Georg hielt inne, da seine Gesichtsmuskeln und Hände zitterten unter der Anstrengung, mit der er sich gezwungen hatte, das Ereigniß ruhig zu berichten. Der Baron selbst war bleich geworden. Auguste weinte.

„Und weiter?“ fragte der Vater gespannt und besorgt zugleich.

„Nun!“ rief der Sohn mit auslobernder Hefigkeit. „Das ganze Corps starrte mich an! — tabelnd, mitleidend! — sie starrten mich an! — Und er zögerte mit der Ordre des Auseinandergehens. Er blieb mit Wollust in dem Kreise, sich an der Erniedrigung eines Menschen zu weiden.“

Georg riß seinen Rock auf, schlug ihn über die auf den Rücken gehaltenen Hände, ging einmal das Zimmer entlang und kehrte dann wieder zu dem Vater zurück.

„Ich stand da,“ sagte er mit demselben Zorne, „in meines Nichts durchbohrendem Gefühl. Ich stand da und wurde angegriffen in dem Heiligsten des Menschen, in dem Rechte meines freien Willens, in meinem Privatleben. Ich stand da und mußte schweigen, denn noch band mich jener Dienst, der die Menschen zu Maschinen machen muß, um sie für seine Zwecke zu verwenden — aber — —“

Der Baron ließ ihn nicht enden. „Der Vorfall ist sehr unangenehm!“ sagte er. „Ich billige

das Verhalten des Generals in diesem Falle nicht! Er mußte Dir solche Ausstellung privatim machen und es wird Dir Nichts übrig bleiben, als — —“

„Als noch heute meine Entlassung einzureichen!“ fiel ihm der Lieutenant in's Wort. — „Das eben wollte ich, Vater! und das hatte ich Dir zu sagen.“

Der Baron sah ihn verwundert an. „Deine Entlassung einreichen? den Dienst verlassen?“ sprach er. „Wirßt Du denn niemals ruhig werden, lieber Sohn? Was hat der Dienst, was hat der Beruf eines Mannes zu schaffen mit der Tactlosigkeit eines Vorgesetzten?“ — Er schüttelte leise mißbilligend das Haupt und sagte nach einer kurzen Pause: „Ich rathe Dir um Deine Beförderung einzukommen. Damit gehst Du dem General aus dem Wege, zu welchem Dein Verhältniß in Zukunft allerdings peinlich sein würde, und vermeidest zugleich den Doctor, ohne ihn zu verletzen. Es ist ein mißlich Ding für einen Offizier, die Ansichten unseres Freundes gelten zu lassen. Wir hätten das bedenken sol-

len — ich mache Dich nicht allein dafür verantwortlich.“

Er sprach diese letzten Worte mit einer Bewegung, wie der Sohn sie niemals an dem Vater gehört hatte. Es war etwas Gebrochenes in dem Wesen des Barons. Er war nicht mehr der kräftige, willensstarke Mann, vor dessen Starrheit Georg stets seinen Muth sinken gefühlt hatte. Er war ein Greis geworden, seit er das unbedingte Vertrauen zu sich selbst verloren. Der Sohn bemerkte es mit schmerzlichem Erstaunen, er hätte grade deshalb nachgeben mögen, aber er konnte es nicht.

„Ich muß den Dienst verlassen, Vater!“ sagte er fest.

„Ohne meine Zustimmung, Georg?“

„Wo meine Ehre in das Spiel kommt, darf ich nur der eigenen Zustimmung folgen, muß ich mir selbst genügen.“ Der Baron schwieg. Man konnte ihm ansehen, wie schwer diese Worte ihn getroffen hatten.

„Es wird das erste Mal sein,“ sprach er nach einer Weile, „daß ein Heidenbrud in solcher

Weise den Dienst seines Königs verläßt! Ueberlege was Du Dir, was Du uns Allen damit anthust!"

„Ich habe keine Wahl!“

Der Baron zuckte die Schultern. Sie schwiegen Beide. Endlich sagte der Vater: „Thue, was Du vor Dir vertreten kannst. Du bist ja mündig.“ Aber der Ton, mit dem er diese Worte sagte, schnitt dem Sohn tiefer in's Herz, als der härteste Tadel.

Er ging auf den Vater zu, legte den einen Arm um seinen Hals, ergriff mit der Rechten des Vaters Hand, und sprach: „Ich wollte, ich könnte Dir's ersparen, lieber Vater!“

„Das glaube ich Dir!“ antwortete derselbe, „ich habe aber kein Glück mit meinen Kindern!“

Damit ging er hinaus. Gebrg sah ihm schweigend nach, trat dann an das Fenster und blieb, die Stirne gegen die Scheiben gedrückt, gedankenvoll und traurig stehen.

Als er sich endlich umwendete, saß Auguste noch regungslos auf derselben Stelle.

„Was brütest Du so?“ sagte er heftig.

Augustens Thränen antworteten ihm statt ihrer Worte.

„Es ist eine unerträgliche Gewohnheit dieses Weinen!“ fuhr er auf. „Ihr Weiber seid nur im Glücke etwas werth! — Wenn man Trost brauchte, muß man Euch trösten! Weine nicht! — Worüber weinst Du eigentlich?“

„Ueber unser Schicksal,“ antwortete sie, „und über Deine Härte!“

Er gab ihr die Hand, sie fiel ihm um den Hals. Es war ihm unangenehm, aber er hatte nicht den Muth, ihre Zärtlichkeit, die er lange in egoistischem Leichtsinne hervorgerufen und genossen hatte, von sich abzuweisen, obschon er sein Verhältniß zu ihr in diesem Augenblicke schwer bereute.

Er dachte an den Brief, in dem er seine Entlassung fordern wollte, an seine Zukunft, an des Vaters letzte Worte. Die Liebe eines Mädchenherzens kam ihm gering daneben vor, er hatte kein Mitgefühl dafür. Eine Liebe aber, welche der Mann nicht theilt, belästigt ihn immer. Nur mit sich

selbst beschäftigt, nur bestrebt, sich vor irgend einer Erörterung sicher zu stellen und von Auguste fortzukommen, küßte er sie schnell, wie man einem Bettler ein Almosen hinwirft, den man loszuwerden wünscht, und ging hinaus.

Weil die Mehrzahl der Frauen keine Gelegenheit hat, den männlichen Charakter kennen zu lernen, wird es ihnen so leicht, sich in absichtliche Täuschungen zu wiegen, sobald diese ihren Wünschen entsprechen. Weit davon entfernt sich einzugestehen, daß Georg sie nicht liebe, was sie im Grunde ihres Herzens wohl empfand, legte Auguste sich sein Verhalten gegen sie nach ihren eigenen Plänen aus. Sie fühlte, er habe in dieser Stunde mit keinem Gedanken an sie, an eine Verbindung mit ihr gedacht, aber sie nannte es ehrenhaft und seiner würdig, daß er das Leben eines Weibes nicht an sich fesseln wolle, so lange seine eigene Zukunft nicht gesichert sei, und diese festgestellt zu sehen, blieb jetzt ihr nächstes Ziel.

So wenig sie Richard liebte oder vertraute, konnte sie es, als er in diesem Augenblicke ein-

trat, doch nicht unterdrücken, ihm den Vorfall zu erzählen, und ihm ihre Sorge um den Vetter auszusprechen. Indeß weit davon entfernt, ihre Besorgnisse zu theilen, leuchteten seine Augen, als vernehme er die erwünschteste Botschaft.

„Das ist ein wahres Glück!“ rief er, eilte zur Thüre hinaus und auf des Leutenants Stube.

Georg schrieb sein Entlassungsgeſuch, als Richard mit den Worten: „Glück auf, und vorwärts!“ in seinem Zimmer erschien.

„Du weißt also schon?“ —

„Daß Du frei bist? — ja!“

„Was sagst Du dazu?“

„Ich mußte über Auguste lachen, die umhertrippelt wie ein Huhn, das Enten ausgebrüet hat und sie auf's Wasser gehen sieht.“

„Sei kein Thor, Richard!“ unterbrach ihn der Leutenant, „laß das Scherzen, mir steht der Sinn nicht dazu und Auguste thut mir leid.“

„Mir auch!“ entgegnete der junge Engländer, „aber ich freue mich doch, daß ich sie und nicht Dich zu beklagen habe.“

Der Lieutenant sah ernsthaft vor sich nieder, dann meinte er: „Ich habe mir diesen Augenblick so oft vorgestellt, ihn auf eine oder die andere Weise als unausbleiblich berechnen können, habe beständig an die Gestaltung meiner Zukunft gedacht, für den Fall, daß ich den Dienst verlassen würde, und nun es geschehen ist, empfinde ich doch eine Leere in meinem Innern, habe ich doch ein Gefühl von Fremdheit in der Welt. Es ist wunderbar, wie der Mensch mit seinem Berufe ver wächst, auch wenn er ihn nicht liebt.“

Richard schwieg ein Weile. Er kämpfte mit einer Verlegenheit, die ihm das Blut in die Wangen trieb. Endlich schien er sie mit Gewalt zu überwinden und sagte: „Auch ich habe sehr oft an diesen Fall und an Deine Zukunft gedacht, aber ich habe Dir meine Pläne für Dich nie sagen mögen. Ich bin so viel jünger als Du und ich fürchtete, Du würdest mich selbstsüchtig glauben“ — — Er unterbrach sich, reichte dem Lieutenant die Hand und rief: „Ich meine es aber gut!“ Seine Verlegenheit war dabei wieder gewachsen, so daß Georg, der ihn in derselben

kaum wieder erkannte, ihn bat, sich zu erklären.

„Ich gehe in acht Wochen von hier fort, das weißt Du, und für's Erste in mein Geschäft nach London. Gehe mit mir!“ sagte der Jüngling schnell.

Der Lieutenant war überrascht. Richard hatte jedoch nun Muth gefaßt und fuhr ruhiger fort: „Ich habe mir das oftmals überlegt, wenn mir die nahe Trennung von Dir schwer auf das Herz fiel. Lerne mit mir zusammen das Geschäft, werde Kaufmann wie ich, und wenn ich einmal das Haus in London übernehme, so behalte Du die Commandite in Lissabon!“ Froh, seinen Vorschlag gemacht zu haben, blickte er den Lieutenant an, seine Meinung zu erfahren.

Georg war gerührt. „Guter Junge! Daß Du so für mich sorgtest,“ rief er. „An diese Laufbahn habe ich freilich nie gedacht!“ — — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „meine Verhältnisse verbieten sie mir übrigens von selbst, denn wenn ich die Carrière aufgebe, die mein Vater mir bestimmt hat, muß ich meinem Gefühle

zu genügen, mich baldmöglichst unabhängig von ihm machen.“

Da flammten Richard's Augen hell auf und mit leise bewegter Stimme sagte er: „Zeige mir, daß Du mich als Deinen Freund ansehest. Ich bin reich. Nimm von mir die Mittel zu Deinem Unterhalte an, bis Du eine Stelle in unserm Geschäfte ausfüllst, deren Erwerb Deine Bedürfnisse deckt. In acht Wochen bin ich Herr über ein Vermögen, das den Besitz Deines Vaters doppelt übertrifft — und ich habe keine Geschwister! Sei Du mein Bruder, Georg!“

Damit warf er sich dem Freunde an die Brust, es zu verbergen, wie bewegt er war.

Der Lieutenant drückte ihn fest an's Herz und drückte ihm noch fester die Hand: „Du bist ein Mann geworden und ein ganzer Mensch!“ rief er. „Welche Wohlthat bist Du mir nach des Vaters Klagen, nach Augustens ohnmächtigen Thränen!“

„Steh!“ fiel Richard ihm lebhaft ein, „Du entrinnst dann Allem, was Dich drückt. Du kannst reisen, wohin Du magst, nach Amerika, nach

Indien — es nützt uns Beiden, wenn Du es thust — und ich behalte Dich doch noch eine Weile! Gehe mit mir, Georg! — Aber ohne Auguste!“ fügte er plötzlich lachend hinzu, als der Diener eintrat, zu melden, daß gnädige Fräulein lasse die Herren zur Tafel bitten.

Elftes Kapitel.

Gegen Corneliens Ansicht hatte Pleffen den Wunsch ausgesprochen, ihre Verlobung noch geheim zu halten, bis sie über die Art einig geworden wären, in der sie ihre Zukunft begründen könnten, und da er jetzt sicher war, sie werde ihm folgen, drang er darauf, den Ort zu verlassen, ohne die Zustimmung seiner Braut dafür gewinnen zu können.

Mit aller Sehnsucht eines Ruhebedürftigen, schilderte er ihr oftmals den Frieden der Herrnhuthergemeinden, malte er ihr ein Dasein aus, das in enger Beschränkung sein Genügen finden, und in der gegenseitigen Erhebung und Zufriedenheit

sein Endziel haben sollte. Cornelia hörte ihm dann zu, aber niemals ohne sich davon bedrückt zu fühlen.

„Du bist krank!“ sagte sie ihm, als er sich einst in Träumen von einem solchen Leben versenkte, „Du bist krank, Liebster! sonst könntest Du diese Gedanken nicht hegen. Laß uns nicht davon sprechen, bis Du wohler bist!“

Er verlangte, sie solle sich über diese Aeußerung erklären, sie weigerte sich Anfangs, dann sagte sie, da er bei seiner Forderung verharrte: „Es ist ein Punkt, in dem wir Beide uns seit unserer Verlobung nicht mehr verstehen. Wenn ich sonst an die Ehe dachte, hoffte ich in derselben ein Bündniß zu finden, das die Kräfte von zwei gleich strebsamen Menschen durch ihre gemeinschaftliche Richtung steigern und verdoppeln sollte. Ich hoffte thätiger, wirksamer zu werden in der Ehe, ich sah in ihr eine erhöhte, vollendetere Fortsetzung unseres bisherigen Lebens und Schaffens. — Du siehst in ihr einen Abschluß, ein stilles Ruhen. Für solchen Abschluß aber fühle ich mich noch nicht gemacht. Ich möchte mein Da-

sein erweitern, Du willst das Deine begrenzen. Ich möchte schaffen, Du willst rasten — und daß ich es Dir gestehe, die Vorstellung in der Brüdergemeinde zu leben, ist mir vollkommen fremd.“

„Dennoch warst Du es und die Gräfin,“ wandte ihr Plessen ein, „die in nicht ferner Zeit die größte Vorliebe für Zinzendorf ausgesprochen haben.“

„Ja, für Zinzendorf! aber nicht für die frostige Trockenheit der jetzigen Brüdergemeinden.“

„Sie ist nur abgeklärter, nüchterner geworden,“ entgegnete Plessen, „als sie es zu des Grafen Zeiten war, und darum tüchtiger.“

„Traust Du ihr eine fortzeugende Kraft zu?“ fragte Cornelia.

„Unbedenklich!“ rief ihr Bräutigam, „denn sie erzieht innerhalb der Gemeinde rechtschaffene gottgefällige Menschen, arbeitsame Bürger. Sie verhindert Armuth und Unwissenheit in der Bruderschaft, und sie hat daneben Kraft genug, alljährlich Männer und Frauen aus ihrer Mitte fortzuschicken, weit hinaus in alle Welt, den Heiden das Evangelium, den Wilden die Segnun-

gen der Civilisation zu bringen. Sie leistet in bescheidener Stille, was die Socialisten erstreben. Sie würde es in immer höherem Grade leisten können, je mehr gebildete, mit dem Wissen unserer Zeit genährte Menschen sich ihr unterordnend anschließen. — Und Du kannst zweifeln, ob sie eine fortzeugende Kraft besitze?“

Cornelie schwieg, dann sagte sie nach einer Pause: „Ich habe oft daran gedacht, wie wunderbar, wie ursprünglich segensreich der Beruf eines Missionairs ist.“

„Auch mich hat diese Vorstellung häufig beschäftigt, und — —“

„Wenn Dich in der Gemeinde das Loos trafe, zur Befehrung hinauszuziehen,“ fiel ihm Cornelie in's Wort, „würdest Du gehen?“

„Ich würde gehen und glauben, daß Gott die Kraft, welche mir dazu fehlt, durch seine Gnade in mir schaffen wird. Es hat sogar Stunden gegeben, in denen ich mir vorstellte, mit Dir hinauszuziehen. Mit Dir vereint zu lehren und zu wirken, seinen Namen zu verkündigen im heiligen Dunkel der Urwälder, auf den Höhen und an den schnellkraus-

schenden Flüssen eines Landes, dessen Lüfte den Namen des Alleinigen noch nicht von Menschenlippen segnen hörten —“

Cornelie ließ ihn nicht enden. Mit leuchtenden Augen schloß sie ihn in ihre Arme. „Ja! ja! das bist Du! das ist der Mann, den ich liebte, das ist der Mann, der mich zur Liebe, zur Entfagung erzogen!“ rief sie aus, kniete dann vor dem Sitzenden nieder und bedeckte seine Hände mit ihren Küssen. Blessen hinderte sie nicht daran. Er streichelte sanft ihr Haar, während er liebevoll lächelnd zu ihr herablickte. Da er fast immer von ihrer Ueberlegenheit zu leiden hatte, that es ihm wohl, als sie sich in Liebe vor ihm demüthigte.

„Sieh!“ sprach sie, „wie unter der Macht eines großen Gedankens Dein ganzes Wesen sich belebt. Halte ihn fest diesen Gedanken und Du wirst genesen. Du wirst die Kraft finden, ihn auszuführen, und dasß ich Dir nicht fehlen werde, weißt Du!“

Vollkommen hingerissen von dieser neuen Vorstellung, begann sie dieselbe nach allen Seiten zu durchdenken und mit so strahlenden Farben aus-

zumalen, daß Plessen davor erschrad. Er mußte sie erinnern, daß er einer Niederlassung in der Colonie nur als eines Wunsches, einer Möglichkeit erwähnt habe, auf deren Erfüllung nur nach Vollziehung ihrer Ehe zu rechnen sei. Die Einwilligung ihres Vaters zu derselben zu erlangen, müßte also ihr nächstes Streben bleiben.

Die Gräfin und der Prediger waren die Einzigen, welche von der heimlichen Verlobung ihrer Freunde unterrichtet wurden. Sie begrüßten das Ereigniß mit Freuden und mit Segen. Es war die erste Heirath, welche innerhalb der Gemeinde geschlossen werden sollte, und in der improvisirten Andacht, zu der die vier Freunde sich vereinten, sprach der Prediger es aus, daß nur durch die Verbindung der Heiligen, nur aus der reinsten Gemeinschaft der Gatten, der reine Mensch, der neue Heiland geboren werden könne, dessen die Welt bedürfe.

• So lange in Euren Herzen dem Geliebten gegenüber noch ein anderer Gedanke als der an Gott erwacht, ein anderes Empfinden rege ist, als das des inbrünstigen Dankes gegen den All-

weisen, der Mann und Weib geschaffen und sie zu Werkzeugen seiner Zwecke bestimmt hat, so lange ist der böse Geist der Lust mächtig in Euch, so lange lebt Ihr unter dem Fluche der Erbsünde, der sich fortpflanzt, auf Kind und Kindeskind,“ sagte er. „Darum trachtet darnach, Herr zu werden über den Menschen in Euch, damit Gott mächtig sein könne über Euch, und wenn die Liebe Euch zu einander zieht, so sei es, um Euch als willenlose Werkzeuge hinzugeben an die Rathschlüsse des allwissenden und allmächtigen Gottes.“

Er umarmte darauf Blessen und die beiden Frauen; denn die brüderlichen Umarmungen waren seit lange Sitte geworden in der Gemeinde, deren Zahl sich bedeutend vermehrt hatte. Aber heute zum ersten Male fühlten die beiden Verlobten sich gleichmäßig verletzt durch die leidenschaftliche Inbrunst, in der die Gräfin und der Prediger die Verlobten und danach einander an das Herz schlossen.

Cornelie beschwerte sich darüber gegen ihren Bräutigam, sobald sie sich allein mit ihm befand, und Blessen gestand ihr, daß er schon seit länger

rer Zeit die eigentliche Zuberficht zu jenen Freunden nicht mehr habe, ja daß er glaube, auch ihr Vertrauen nicht mehr wie früher zu beſitzen.

„Andere unſerem Empfinden fremde Perſonen,“ ſagte er, „ſind ihnen nahe getreten. Die Phantaſie hat in dem engeren neuen Kreiſe mehr und mehr die Stelle des Gemüthes, eine finnliche Symbolik und Myſtik haben den Platz des kindlich einfachen Glaubens eingenommen. Man hat Zuſammenkünfte gehalten, von denen wir nicht unterrichtet waren, und es ſind Dinge in denſelben vorgegangen, es haben Kaſteigungen, Bußübungen ſtattgefunden, die mit der ſchlichten Lehre des Chriſtenthums nichts mehr zu ſchaffen hatten.“

„Woher kommt Dir dieſe Vermuthung?“ fragte Cornelia zweifelnd und doch betroffen.

„Durch einzelne, unwillkürliche Aeüßerungen der Eingeweihten.“

„Und Du forſchteſt nicht? Du fragteſt nicht? Du konnteſt mit ihnen verkehren auf dem Fuße allen Vertrauens, obſchon Du ſolch ſchweren Verdacht gegen ſie hegteſt?“

„Ich wollte meiner Sache ſicher werden.“

„Aber Du schwiegest auch gegen mich,“ fiel ihm Cornelle in's Wort, „das ist — —“

Sie vollendete den Ausspruch nicht, Beide verstummten, es entstand eine lange Pause. Endlich sagte Plessen: „Ich mochte Dich nicht beunruhigen, ich hoffte Dich unbeirrt an dem unheimlichen Gebahren vorüber zu führen!“

„Bin ich ein Kind?“ fragte Cornelle mit dem beleidigten Selbstgefühl der Kraft, die es unerträglich findet sich bevormundet zu sehen. Indes sie drängte diese Aufwallung eben so schnell zurück und sprach, indem sie sich zur Ruhe zwang: „Ihr habt in unserer Gemeinschaft nicht nur die Gleichberechtigung der Frauen, sondern sogar die Priesterschaft derselben anerkannt und zugegeben, daß sie als die Entwicklerin der kommenden Geschlechter in einem höhern Zusammenhange mit der Gottheit stehen als der Mann. Aber was Ihr theoretisch als Wahrheit einsehen gelernt, das straft Ihr in der Praxis Lüge. Ihr vertraut unsern Eingebungen, und wollt uns leiten. Ihr glaubt an unsern unmittelbaren Zusammenhang mit dem Höchsten, und wollt uns abhängig ma-

den von Eurer Einsicht, als ob uns die Fähigkeit des Urtheilens versagt wäre von dem Schöpfer!“

„Cornelie!“ wendete ihr Plessen ein, „es giebt Berührungen mit der Außenwelt, vor denen jeder Mann das Weib zu bewahren wünscht, das er liebt, das seinen Namen tragen und die Mutter seiner Kinder werden soll, und — —“

Ihre Hestigkeit ließ ihn nicht enden. „O! wolle mir nur mit diesen Phrasen Nichts beweisen!“ rief sie aus. „Schlimm genug, daß in Deutschland das Weib sogar den eigenen Namen in der Ehe einbüßt, daß er ihr nicht bleibt, wie den Frauen freier Nationen. So gern ich Deinen Namen führen werde, so weh' wird es mir thun, den Namen aufzugeben, der mir angeboren ist. Hat denn der Mann allein das Recht seinen Namen als einen Besitz zu ehren, dem sein Charakter Werth und Geltung giebt? Was ich bin, bin ich als Cornelle von Heidenbrud geworden. Das ich Dir bin, das liebtest Du unter diesem Namen. Wie kannst Du besondere Rücksichten nehmen wollen für ein Weib, bloß weil es Deinen Namen tragen soll? —“

„Du bist gereizt und thust mir Unrecht!“ meinte Plessen begütigend.

„Du, nur Du thust Dir Unrecht!“ rief sie, „Unrecht auch in meinen Augen, durch die Maßlosigkeit Deines männlichen Egoismus. Du willst mich vor Conflicten mit der Außenwelt bewahren, nur weil ich die Mutter Deiner Kinder werden soll. Als ob das Weib, das sie mit ihrem Herzblut nährt, mit ihren Sorgen, ihren Schmerzen groß zieht, nicht mindestens gleichen Antheil an ihnen hätte, als der Mann, als ob — —“

„Ich bitte Dich,“ rief Plessen, jetzt seiner Seite in Zorn ausbrechend, „nur Nichts von Frauenemanzipation! Ich verabscheue die Richtung, die immer Alles auf die Spitze stellt, die jeden Gedanken verwirklichen will, ohne zu überlegen, daß der Gedanke frei ist wie die Unendlichkeit, daß die That gebunden und beengt ist durch alle Schranken des Bestehenden. Jene Richtung führt nur zur Zerstörung.“

„Und die Deine zu einer Halbheit, die uns Beide elend machen wird!“ fuhr Cornelia her-

aus, erschrak dann aber vor dem eigenen Worte und versank in Schweigen.

Blessen war eben so schmerzlich betroffen. Keiner vermochte das erste Wort zu finden. Es war still im Gemache und die hereinbrechende Dunkelheit machte die Verstimmung nur noch lastender.

Wäre Blessen aufgestanden und heftig umhergegangen, wie Georg es in solchen Fällen that, hätte er sich wie Erich, eine Cigarre angezündet, den Nismuth zu überwinden, oder würde er sich entfernt haben, sich zu sammeln und Cornelian Zeit zur Fassung zu geben, es wäre dies Alles eine Erleichterung für sie gewesen. Aber wie sie ihn jetzt vor sich sitzen sah, gedrückt von ihrem harten Worte, schnitt es ihr tief in das Herz, und doch konnte sie es nicht zurücknehmen, denn sie hatte ihre Ueberzeugung damit ausgesprochen.

Sie sagte sich, daß Blessen krank sei, daß Gemüthsbewegungen ihm immer schaden, und als er plötzlich leise zu husten begann, bemüht die krampfhafte Beschwerde zu unterdrücken, die ihm die Brust zusammenschnürte, da hielt sich Cornelle nicht länger. Sie legte ihren Arm

um seinen Nacken und fragte, ob er ihr vergeben könne?

„Wie soll ich Dir vergeben, daß ich Deinen Erwartungen nicht genüge?“ entgegnete er. „Es schmerzt mich, das ist wahr! Zu verzeihen habe ich Dir Nichts!“

„Vergieb mir meinen Hochmuth, meine Selbstsucht!“ bat sie ihn.

„Das ist nicht des Menschen Amt, Cornelia!“ entgegnete er sanft. „Bete zum Herrn, daß er ein mildes Herz in Dir erwecke, wie ich ihm jetzt gedankt habe für diese Prüfung meiner Demuth. Er weiß, wozu er uns zusammenführte, er weiß, weshalb er uns in Liebe für einander kommen ließ. Wir sollen uns gegenseitig erziehen zur Demuth und Geduld. — Danach laß uns denn streben.“ Er hatte dabei mehrmals gehustet und saß nun ruhig mit gefalteten Händen neben ihr, während seine Auffassung von ihrer künftigen Ehe, und von dem Willen Gottes über sie, ihr Herz empörte.

„Ein Strafgericht, eine Zuchtruthe des Herrn, das glaubte ich Dir nicht zu sein!“ sagte sie leise

und wollte sich entfernen, weil sie fühlte, daß sie ihrer Thränen nicht mehr Herr sei.

Blessen erschrak vor dem Klage-ton ihrer Stimme. Sein Mißmuth, sein Zorn waren vergessen, seine Neigung in voller Wärme erwacht. Hingerissen von ihrem Schmerze eilte er ihr nach, sie zurückzuhalten und an sein Herz zu ziehen, aber sie wehrte ihn mit sanfter Gewalt von sich ab.

„Laß mich,“ sprach sie, „es giebt Worte, die man nicht zurücknehmen, die man nicht vergessen kann! und wir haben sie gesprochen.“

Da faßte es ihn mit schwerer Angst, daß er sie verlieren könne, und mit einer Leidenschaft, wie Cornelia sie nie an ihm erfahren, rief er, sie umschlingend und an sich drückend: „O! verlaß mich nicht! verlaß mich nicht! Cornelia! Fühlst Du es nicht, daß es nur die Scheu war, Dich, mein Alles! angetastet zu sehen von einer Welt, die nicht im Stande ist, auch nur den Schatten Deines Berthes zu erfassen? Sei mein! gieb mir das Recht Dich zu beschützen. Laß uns noch in dieser Stunde zu Deinem Vater gehen, ihm unsere Liebe zu be-

kennen, und die Aussicht nahen, sicheren Besizes wird mich erlösen, wird mir die Zuversicht, den Frieden geben, den ich nicht mehr finden kann, als nur mit Dir."

Er zog sie neben sich zum Sitzen nieder, sie umfing ihn mit ihren Armen und ließ sein Haupt an ihrer Schulter ruhen, aber sie küßte ihn nicht und kein Strahl von Freude war in ihren Zügen, als sie in Nachdenken versunken, mit leiser Hand über sein Haar strich. So blieben sie bei einander, bis Pleßten sie aufforderte, mit ihm zu ihrem Vater zu gehen. Indeß die Stunde, welche sie dazu wählten, war keine günstige.

Der Baron, im Gefühle seiner noch ungebrochenen, männlichen Kraft, hegte eine Art von Geringschätzung gegen jede Schwäche, eine gewisse Abneigung gegen kränkeltnde Personen, besonders aber war ihm der Ausdruck nervösen Leidens, wie er sich in Pleßten in diesem Augenblicke mehr als jemals aussprach, an Männern gradezu verhasst. Eines seiner Kinder, deren starker Gesundheit er sich stets als einer Stammeseigenthümlichkeit berühmte, mit einem Kranken zu vermählen,

galt ihm für eben so unzulässig, als eine Mißheirath, weil es dem Blute seines Geschlechtes zu nahe trat wie eine solche. Hätte Plessen's Richtung und seine Mittellosigkeit ihm nicht ohnehin im Wege gestanden, seine bleichen Wangen, sein mattes Auge hätten in dieser Stunde hingereicht, die Kälte zu erklären, mit welcher der Baron seine Werbung um Cornelle aufnahm, den eifigen Ton hervorzurufen, mit dem er Plessen sagte: „Sie glauben sich also wirklich in der Lage, meiner Tochter, kränklich wie Sie sind, eine standesmäßige Zukunft zu bereiten, Herr von Plessen!“

„Ich hoffe, mit Gottes Beistand es in kürzester Zeit zu können, Herr Baron!“

„Sie hoffen es!“ sagte der Baron, indem er die Worte scharf betonte. „Hoffnungen und Gottvertrauen mögen freilich genügen, das eigene Leben leicht zu machen, ein fremdes Dasein zu tragen, reichen sie jedoch nicht aus!“

„Herr Baron!“ fuhr Plessen auf, in dem trotz aller christlichen Demuth die gekränkte Manneswürde sich empörte: „was berechtigt Sie zu diesem Spotte?“

„Die Erfahrung, Herr von Plessen, wie schwer sich aus den reichsten Hoffnungen auch nur eine kümmerliche Wirklichkeit gewinnen läßt. Die Erfahrung, wie anspruchlos die sogenannte Liebe, wie reich an Bedürfnissen die Ehe ist. Als Mann von Ehre müssen Sie Bedenken tragen, einem Mädchen statt des gesicherten Glückes im Vaterhause, Ihre noch ganz ungewisse Zukunft anzubieten. Denken Sie also nicht mehr daran!“

„Vater!“ rief Cornelia, noch ehe der Baron die letzten Worte geredet, und ehe Plessen eine Entgegnung machen konnte, „Vater! stoße ihn nicht zurück, beleidige ihn nicht, er hat mein Wort!“

Der Baron sah sie mit düsterm Blicke an. „Dein Wort!“ wiederholte er. „So überlasse es dem Manne, dem Du ohne meine Zustimmung Dein Wort gegeben hast, dem Edelmann, der es hinter dem Rücken Deines Vaters von Dir forderte, und der seine Anrechte auf diese Unredlichkeit zu bauen scheint, sich selber zu vertreten!“

Es hatte während dessen schon einmal an die Thüre geklopft, jetzt geschah es zum zweiten Male.

Der Baron rief: „herein“. Der Diener brachte ein Billet. Es war von der Hand der Gräfin an Cornelia gerichtet. Die Worte „sehr eilig“ waren nach Frauenweise auf der Adresse mehrfach unterstrichen. Cornelia sah es, ohne es jedoch zu beachten, und steckte das Schreiben in die Tasche.

„Frau Gräfin forberten Bescheid!“ bemerkte der Diener, als er das gewährte.

„Ich werde Antwort senden! Später, in einer Stunde!“ entgegnete Cornelia abweisend, mit jener fast zornigen Ungeduld, die wir empfinden, wenn in solchen Augenblicken irgend ein Anspruch an uns erhoben wird. Der Diener wollte sich mit diesem Bescheide entfernen, aber der Baron bedeutete ihm, er möge den Boten warten heißen. Dann wendete er sich, als jener das Zimmer verlassen hatte, zu Cornelia und Pleffen:

„Sie schienen mir eine Entgegnung machen zu wollen,“ sagte er, „mich dünkt jedoch wir sind zu Ende. Ich wenigstens habe mein letztes Wort gesagt. Herr von Pleffen aber kann mir nur durch Handlungen und Erfolge beweisen, daß ich Unrecht that, es auszusprechen!“

Und ehe Plessen noch eine Antwort geben konnte, hatte der Vater sich abgewendet und das Zimmer verlassen.

„Nun?“ fragte Cornelle, da ihr Bräutigam nicht sprach: „Nun?“ wiederholte sie lebhafter als er die Schultern zuckte. „Und was nun?“

„Wir müssen schweigen und warten, während wir versuchen unserm Ziele näher zu kommen. Wir müssen dulden, was der Rathschluß des Höchsten uns an Schmerz zu tragen auferlegt.“

„Ich will nicht dulden!“ rief sie heftig.

„Cornelle, das ist Frevel!“ warnte Plessen.

„Ich will nicht dulden!“ rief sie noch einmal.

„Ich mag und will mich nicht dem Ungerechten fügen, ich will meine Liebe nicht verbergen. Ich will warten mit Dir bis zur Erfüllung unserer Wünsche, aber warten als Deine erklärte Braut, berechtigt die Neigung auszusprechen, die ich für Dich fühle, indes ich will nicht heucheln, will mich nicht verstellen. Du bist ein Mann, wie konntest Du zu solchem Vorschlag schweigen, meinem Vater gegenüber, der Nachgiebigkeit verachtet?“

„Er ist Dein Vater, ich hatte ihn zu ehren,“ antwortete Blesfen ihr sehr ernst. „Und,“ fügte er hinzu, „ich traute auf den Beistand dessen, der uns zur rechten Zeit nie fehlt. Du aber hattest doppelt Unrecht, denn es ist unweiblich zu trozen, wie Du's thust!“

„Und unmännlich, widerstandslos zu bulden!“ rief sie.

„Das Christenthum verlangt's von uns!“ belehrte Blesfen.

„So mag ich kein Christ sein, wenn ich die Menschenwürde in mir tödten soll!“ fuhr sie leidenschaftlich empor. Aber kaum hatte sie die Worte gesprochen, als eine Todtenblässe ihre Wangen überzog und sie sich mit dem Ausruf: „Mein Gott im Himmel, was habe ich gethan!“ an die Brust ihres Bräutigams warf.

Auch Blesfen war bleich geworden. Er zog sie nicht an sich, da sie sich an ihn lehnte, er sprach nicht zu ihr, als sie sich von seiner Brust aufrichtete. Jene Worte waren wie ein Blitzstrahl zwischen ihnen niedergefahren, und wie betäubt vermochten Beide den Boden nicht wieder zu

kennen, auf dem sie standen, Vergangenheit und Zukunft nicht zu fassen.

Je länger sie schwiegen, je tiefer mußte die Vernichtung in ihren Seelen um sich greifen, das fühlte Blessen, und doch war er unfähig, des eben Geschehenen mit Worten zu gedenken. Ihm graute davor, aber seine Gedanken waren auf den einen Punkt gebannt, er konnte nichts Anderes finden.

Endlich fiel ihm in seiner Herzensangst der Brief der Gräfin ein.

„Was will die Gräfin?“ fragte er matt. Cornelle verstand, was diese abweichende Frage ihr bedeute.

Mit instinctiver Folgsamkeit zog sie den Brief aus der Tasche und las ihn leise. Indes kaum war dies geschehen, als sie zusammenbebte.

„Auch das noch!“ rief sie, und Blessen den Brief hinreichend, fügte sie hinzu: „Lies! wir sind verloren.“

Die Zeilen waren in fliegender Eile geschrieben. Sie lauteten: „Ist Blessen bei Dir, so bitte ihn augenblicklich, alle seine Papiere in Sicherheit zu bringen. Ist er nicht da, so eile zu ihm und laß nöthigen Falles seine Schränke öffnen,

um Alles zu entfernen, was sich auf die Gemeinde bezieht. Meine und des Predigers sämtliche Papiere sind uns genommen. Die Zeiten der Verfolgung beginnen wieder für die Gerechten. Die Freiheit des theuersten Mannes ist bedroht! Komm augenblicklich zu mir!"

Zwölftes Kapitel.

Schon nach wenig Stunden verbreitete sich die Nachricht im Publicum, daß Versiegelungen in den Häusern mehrerer angesehenen Personen stattgefunden hätten, welche, wie man es nannte, zu den Frommen gehörten, und gleichzeitig erzählte man, daß die Behörden zu dieser Maßregel durch eine Denunciation veranlaßt worden wären, die mit unwiderleglichen Documenten gegen den Verein aufgetreten war. Man sprach davon, daß die Mitglieder desselben von den Oberen, ohne das Vorwissen Jener, in verschiedene Classen getheilt, daß in dem engeren Kreise der Eingeweihten unter dem Deckmantel religiöser Bußen und Kasteiun-

gen unerlaubte Mysterien gefeiert worden wären. Da nur eine große Anzahl Männer und Frauen aller Stände, namentlich aber des Adels, in mehr oder weniger naher Beziehung zu jener religiösen Gemeinschaft gestanden hatten, so sahen sich plötzlich viele Familien in ihren Mitgliedern von einem entehrenden Verdachte, von einer gerichtlichen Untersuchung ihrer Verhältnisse in trauriger Weise bedroht.

Ein Druck, als ob eine ansteckende Krankheit in dem Orte ausgebrochen sei, legte sich lastend über die Geister, eine ängstliche Spannung machte sich in allen geselligen Verhältnissen geltend.

Die guten Christen sahen mit Schmerz auf ein Vergerniß, das unter der Regide der Religion gegeben worden war, und litten von dem Spotte derjenigen, die stets ungläubig auf das kirchliche Christenthum und mißtrauisch auf das Sectenwesen innerhalb desselben geblickt hatten. Man vermied den Personen zu begegnen, die näher oder ferner mit den Sectirern bekannt gewesen waren, weil man, bei der schnell begonnenen Untersuchung, deren Verhöre sich weit ausdehnten,

nicht als Zeuge vernommen werden mochte, und sorgenvoll und niedergeschlagen gingen die Verwandten aller derjenigen umher, die von der Untersuchung betroffen worden waren.

Cornellie befand sich unter den Ersten, welche der Richter, dem die Untersuchungssache anheim fiel, vor die Schranken fordern ließ. Als man die Vorladung dem Baron überbracht und der Gerichtsbote sich entfernt hatte, laß er das Schriftstück mehrmals langsam durch. Es fiel ihm schwer, den Inhalt desselben zu denken. Dann blieb er lange regungslos in dem Lehnstuhle vor seinem Schreibtisch sitzen, den Blick auf das Bildniß seiner verstorbenen Frau gerichtet.

Er hätte viel darum gegeben, sie jetzt an seiner Seite zu haben, die Seele entladen zu können vor dem einzigen Wesen, das den Jammer, den Jorn, die Empörung seines Vaterherzens in gleichem Maße theilen mußte. Er hätte viel darum gegeben, hätte er die Tochter an die Brust der Mutter legen können. Er ward irre an sich selber, er war sich selbst nicht mehr genug zum Tragen der eigenen Last.

Endlich erhob er sich und begab sich zu Cornelle. „Hier ist eine Vorladung für Dich zum gerichtlichen Verhöre!“ sagte er.

Cornelle, dem Vater von allen seinen Kindern am ähnlichsten in ihren Charakteranlagen, empfing das Schreiben mit derselben Ruhe, mit der er es ihr gab. Der Baron hatte es stets ausgesprochen, daß über erfüllte Thatfachen Nichts mehr zu sagen sei. Jetzt handelten die Tochter und der Vater beide nach diesem Grundsatz, und doch empfand der Letztere dies todte Schweigen fast noch lastender als sie.

„Cornelle!“ fragte er endlich, „weißt Du von den Mysterien, um derenwillen man Euch anklagt?“

„Nein! mein Vater!“

„Davon war ich überzeugt!“ sagte der Baron und gab ihr die Hand.

Es war ihr eine Freisprechung von dem beleidigenden Verdachte, der auf ihr ruhte, und sie war dieses Trostes sehr benöthigt. Der Gedanke, vor einem Gerichtshofe zu erscheinen, angeklagt wegen Vergehungen, durch deren bloße Erwähnung sie sich wie entweiht vorkam, stößte ihr Ent-

setzen ein. Sie hätte ihrem Vater ihr Herz ausschütten und wie ein Kind und wie ein Weib schußlehend zu seinen Füßen sinken mögen, hätte ihr die Scheu, ihm schwach zu scheinen, ihm, der so hohen Werth auf Seelenstärke legte, nicht den Mund verschlossen.

Aber als er das Zimmer verlassen hatte, als sie allein zurückblieb in dem stillen Raume, da brach das Gefühl ihrer geistigen Einsamkeit mit furchtbarem Schmerze über sie herein, und sie selbst, ihr geistiger Hochmuth, hatte sie zu dieser Vereinsamung verdammt. Sie hatte Alles von sich gewiesen, des Vaters Rath und Vorstellungen, Friedrich's verständige Warnungen, dessen richtiges Urtheil, dessen gesundes Empfinden ihn schon lange von der Gemeinde getrennt, des Doctors scharfe und sie oft durch ihre Schärfe überzeugende Kritik, sie hatte das Alles von sich gewiesen, im Vertrauen auf die eigene Unschwärzheit, in der Ueberzeugung, daß ihr Glaube der alleinig rechte, daß sie und ihre Freunde die Auserwählten Gottes wären. Sie selber hatte zuerst die Gemeinde mit dem Namen der Heiligen bezeichnet, sie hatte

erwartet, von ihr und ihren Freunden solle die Wiedergeburt der Menschheit ausgehen. Nun stand sie da, getäuscht von denen, denen sie mit blinder Hingebung vertraut, angeklagt um Verirrungen, schlimmer als die so tief verdammten Sünden der Welt.

Der Glorienschein der Selbstvergötterung war von ihrem Haupte gefallen, der Tadel, der Spott der Menschen trafen sie bis in das Herz. Je höher sie seit Jahren ihre Kraft gespannt, sich auf dem schwindelnden Pfade zu erhalten, auf dem sie und ihre Freunde sich bewegten, um so plötzlicher brach sie zusammen. Sie glich dem Schlafwandelnden, der in seiner krankhaften Ueberreizung das Wunderbare leistet, und ohnmächtig dasteht, sobald man ihn erweckt. Ihre ganze Seele lechzte nach Beistand, aber wie konnte, wie durfte sie, die stets die Gleichberechtigung, die göttliche Priesterschaft, die höhere Begabung des Weibes proclamirt, jetzt die Schwäche der geängsteten Frauenseele verrathen? Wie Trost und Stütze verlangen, sie, die vom Manne Anbetung des Weibes begehrt?

Wohin sie sich auch wendete, sie fand die Ruhe nicht, die sie ersuchte, die Liebe nicht, deren sie bedurfte. Plessen war unzufrieden mit ihr, weil sie seinem Verlangen, sich von der Gräfin fern zu halten, nicht entsprach. Die Gräfin hatte nur einen Gedanken, nur ein Ziel, die Rettung des Predigers. Ihre Leidenschaft für ihn war seit der Stunde seiner Verhaftung Niemand mehr verborgen geblieben; an dieser entzündete und erhielt sich ihre Thatkraft. Mit rastlosem Eifer sammelte sie aus den Correspondenzen ihrer und seiner Freunde, aus seinen Schriften und aus seinen nachgeschriebenen Predigten alle die Stellen, die für ihn sprechen konnten. Sie hatte Unterredungen mit den Angeklagten, mit den Zeugen. Sie wußte den Muth der Zaghaften zu beleben, den Glauben der Treuen zu fanatisiren, und kein Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihres Bundes, kein Zweifel an dem Prediger, an sich selber, kam jemals in ihr auf. Liebe und Leidenschaft machten sie davor sicher. Ein Weib, bei dem der Glaube und die Liebe zusammentreffen in einem und demselben Punkte, ist unüberwindlich. Ausdauernd auch

bei den längsten Verhören, wußte sie den täglich wachsenden Anklagen und Beweisen immer aufs Neue zu begegnen. Friedrich war ihr dabei von großem Nutzen.

Er war durch seine einfachen Aussagen einer derjenigen gewesen, welcher den Ursprung der geistigen Irrthümer der Gemeinde am klarsten nachgewiesen und damit ein milderes Licht über den Charakter der Gräfin und des Predigers verbreitet hatte. Er gestand, selbst von dergleichen Schwärmereien befangen und nur durch ein Zusammenwirken mannigfacher Ursachen von denselben zurückgebracht worden zu sein. Dadurch hatte er Theilnahme für seine früheren Glaubensgenossen zu erregen gewußt, während er seine eigene Rechtfertigung erlangte und seine völlige Unbekanntschaft mit den der Gemeinde zur Last gelegten Fehlritten unwiderleglich darthat.

Auch Blessen, wenn schon gereizter gegen den Prediger und die Gräfin, weil er sich als Freund von ihnen schwer verrathen glaubte, war in gleicher Weise verfahren, und Cornelien's Verhör stand nun bevor.

Der Baron hatte es erlangt, ihm beizuhören

zu dürfen. In voller Uniform, die Brust mit allen seinen Orden bedeckt, trat er zur festgesetzten Stunde in Cornelien's Zimmer, nahm ihren Arm und führte sie die Treppe hinab zum Wagen. Wortlos legten sie den Weg bis zum Gerichtshofe zurück, und fest und ernst gefaßt traten die beiden edeln Gestalten in den Saal und vor den Richter hin.

Hatte Cornelia bisher in banger Verzagttheit mit sich selbst gerungen, so rief dieser Augenblick sie auf, sich mit ihrer ganzen Kraft zu waffnen. Es galt hier mehr als sie allein. So hoch ihr Vater sein stolzes Haupt erhob, sie sah den Druck, der auf ihm lastete, sie fühlte sich schuldig gegen ihn, ihm angehörend, ihm verantwortlich, wie sie es lange nicht mehr gethan. Das machte sie bemüht ihm zu genügen.

Kuhig, als ob nicht alle ihre Pulsen klopfen, daß sie das Blut in ihren Adern schlagen fühlte, sprach sie sich über das Entstehen der Gemeinde, über ihre Theilnahme an demselben aus. Mit strenger Kürze beantwortete sie alle ihr vorgelegten Fragen. Nur der Wechsel ihrer Farbe,

nur ein leises Zucken der Lippen verriethen, wie sehr sie unter der Verletzung ihres weiblichen Empfindens litt. So hatte das Verhör bereits mehrere Stunden gewährt, als der Inquirent sich auf die persönlichen Beziehungen der einzelnen Gläubigen zu einander wendete.

„In welchem Verhältniß stand Herr von Plessen zu dem Kreise, den Sie für den engeren Kreis der Ausgewählten hielten?“ fragte er.

„In einem Verhältniß der Freundschaft, der Verehrung, des gemeinsamen Glaubens und Wirkens zu uns Allen. Zu mir aber noch in einem näheren Verhältnisse, denn wir sind verlobt!“ antwortete Cornelia fest.

Der Baron fuhr zusammen, obschon tief verwundet durch das ganze Verhör, hatte er sich bis zu diesem Momente eines Gefühls befriedigter Vaterliebe nicht erwehren können. So ruhig selbstbewußt wie seine Tochter jetzt vor dem Richter da stand, hatte er sie zu sehen erwartet. Dazu hatte er sie erzogen, so hatte er sie gestählt für die Prüfungen des Lebens. Wie sie sich ihm angehörend fühlte mit ihrem ganzen Wesen,

so empfand er sie als sein Eigenthum, sich als ihren Bildner, ihren Meister. Da traf ihn plötzlich ihre eigenmächtige Erklärung des Verlöbnißes mit Blessen wie bewußter Troß. Wie ein Hohn erklang ihm die Frage des Richters: „Welche Ansichten hegte Ihr Bräutigam über Ihr Verhältniß zur Gemeinde? Hat er es gebilligt?“

„Nein!“ antwortete Cornelle, „er billigte es seit einiger Zeit nicht mehr. Er wünschte mich und sich von unseren Freunden zu entfernen, und wir beabsichtigten, und nach unserer Verbindung in einer Brüdergemeinde niederzulassen, wenn Herr von Blessen sich nicht auf eine Missionsreise zu gehen entschloß, bei der ich ihn begleitet haben würde.“

In dem Zorne über den Troß gegen seine väterliche Gewalt, überraschten den Baron diese letzten Worte Corneliens plötzlich wie ein Lichtstrahl. Wie man in der Stunde der Noth als Rettung ergreift, als Gewinn erkennt, was man früher geringschätzend verworfen, so erfaßte er jetzt mit einem Male den Gedanken, seine Tochter mit Blessen zu verbinden, um sie von einem Orte

zu entfernen, an dem Alles sie an ihren Irrthum erinnern mußte, und an dem er die Erklärung ihrer Verlobung nicht widerrufen konnte, ohne seiner Autorität und ihrer Wahrhaftigkeit gleichzeitig zu nahe zu treten.

Das Verhör währte lange. Als es spät am Nachmittage beendigt ward, und Cornelia ihre Schuldlosigkeit für den Richter vollständig klar erwiesen hatte, als sie wieder im Wagen an ihres Vaters Seite saß, da flog ein heftiges Zittern durch alle ihre Glieder. Sie seufzte tief auf, und barg ihr Gesicht in ihre Hände, als scheue sie das Licht des Tages zu sehen, an dem man Eide von ihr gefordert, die Reinheit ihres Wesens zu besthätigen.

Erschöpft, gedemüthigt, irre geworden an sich selber, langte sie in ihrer Wohnung an. Das ihr so vertraute Zimmer, die Gegenstände, mit denen sie sich täglich beschäftigt hatte, traten ihr fremd entgegen. Die Bilder der Gräfin und des Predigers sahen kalt lächelnd zu ihr herab und schienen sie zu fragen: „wie konntest Du von uns, von Menschen mit menschlichen Leidenschaften weiterlösende Gedanken und Thaten fordern? Wie konntest

Du Dir selbst vertrauen, Dir, die unser Werkzeug war?"

Die Hände matt gefaltet, die Augen müde geschlossen, saß sie regungslos da. Sie fühlte sich heimathlos und haltlos in der sie umgebenden Welt, und wie sie sich früher dem Glauben überlassen hatte, so leidenschaftlich ergab sie sich jetzt dem Zweifel. Mit grausamer Wollust wendete sie sich gegen Alles, was sie geliebt, gewollt, verehrt, gegen Alles, worin sie Trost gefunden. Ihr ganzes bisheriges Leben dünkte sie eine Lüge, jede Eigenschaft ihres Herzens und ihres Geistes leerer Schein, hochmüthige Täuschung, und mit schwindelndem Grausen sah sie sich am Rande eines Abgrundes, aus dessen Tiefe ihr unheimlich die Selbstvernichtung winkte.

Eine solche Stimmung konnte nicht ohne Wirkung auf ihr körperliches Befinden bleiben. Ihre Kräfte brachen unter dieser Aufregung. Das Leben war ihr werthlos geworden, sie glaubte Nichts mehr zu wünschen, zu erstreben, und doch ward mitten in dieser Erschlaffung oft eine Sehnsucht nach Erlösung, ein Angststuf nach einem Erretter in ihr wach,

ohne daß sie selbst es sich zu sagen wußte, was sie ersehne und verlange.

Plessen, der nach jener Unterredung mit dem Barone, das Haus desselben nicht mehr betreten, hatte Cornellen, seit sie Beide die Gräfin nicht mehr besuchten, nur in einzelnen Momenten gesehen, weil sie in ihrer krankhaften Abspannung ihre Wohnung und dann nur selten, nur im Wagen verließ. Aber so oft er sie erblickt, war er erschrocken über die Veränderung in ihrer Stimmung und in ihrem Aeußern. Vergebens bot er in seinen Briefen alle Zärtlichkeit auf, sie zur Sorge für ihre Gesundheit zu bewegen, vergebens alle Trostgründe der Religion, ihren Muth zu beleben, sie blieben fruchtlos.

„Der Trost von außen kommt mir nicht,“ hatte sie ihm auf seine Vorstellungen geantwortet. „Der Hinweis auf die Güte Gottes nützt mir nicht. Was hilft es mir, daß die Menschen gut sind, daß sie mich beklagen und daß Gott allbarmherzig ist? Es ist so elend, nur von Mitleid, nur von Barmherzigkeit zu leben, nur durch Vergebung und Gnade zu bestehen. Gib mir den Glauben

an mich, an meine eigene Güte, an meine Möglichkeit zurück, und ich werde des Trostes dann nicht mehr bedürfen.“

Des Vaters Sorgen, Georg's Bemühungen, sie zu zerstreuen, Augustens ängstliche Pflege, Nichts machte Eindruck auf sie. Sie war entschieden krank, aber keine Bitten, keine Vorstellungen konnten sie bewegen, den Doctor kommen zu lassen und ihn zu Rath zu ziehen. Fast bis zur Stumpfheit gleichgültig gegen Alles was sie umgab und was mit ihr geschah, brachte nur der Gedanke, den Doctor zu sehen, vor ihm die Irthümer bekennen zu müssen, in die sie verfallen war, vor ihm gedemüthigt, vernichtet dazustehen, sie zur Verzweiflung, und das einzige Verlangen, das sie seit jener Stunde des Verhöres ausgesprochen hatte, war die Forderung gewesen, ihr die Begegnung des Doctors zu ersparen.

So standen die Sachen, als der Tag herankam, an dem Georg das Vaterhaus verlassen sollte, um Richard zu folgen, der schon vor einigen Monaten nach England abgegangen war. Cornelle hatte sich an dem Morgen besonders

matt gefühlt und auf ihrem Zimmer allein zu Mittag gespeist, als Georg sich zu ihr begab. Bei seinem Eintritt erwachte sie aus leisem Halbschlaf, richtete sich aber schnell auf dem Sopha empor, und hieß ihn sich an ihrer Seite niederlassen.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte er liebevoll besorgt.

„Ganz schmerzfrei!“ antwortete sie wie immer.

„Ich bin wirklich ganz gesund!“

Ungläubig sah Georg in ihre erloschenen Augen. Er nahm ihre Hand, sie brannte in trockner Fieberhitze. Da hielt er sich nicht länger. Er schlang seinen Arm um ihren Nacken, und sagte mit einem Tone von Verlegenheit und Liebe, der etwas Rührendes hatte in dem Munde dieses Mannes: „Ihr habt mir immer den Vorwurf gemacht, ich wisse mit mir Nichts anzufangen, jetzt sagen sie's von Dir!“

„Was sagen sie von mir?“

„Du wüßtest nicht, was Du wolltest.“

Cornelle lächelte schmerzlich. „Behaupte von einem Menschen, der mit unheilbar gebrochenen Gliedern darnieder liegt, er wolle nicht gehen!“

„Wenn man uns zwingt gegen unsern Willen zu handeln, dann heißt es freilich immer, wir hätten keinen Willen, oder wir wüßten nicht, was wir verlangen!“ meinte Georg.

„Gottlob! daß Du Dein Ziel gefunden hast!“ antwortete sie, ohne auf die eigene Lage einzugehen.

„Es ist damit ein eigen Ding!“ rief Georg. „Was ich nicht wollte, das wußte ich klarer als was ich wollte; wohin ich nicht wollte, das erkannte ich deutlicher als mein Ziel. Ich meine, wenn's dem Menschen irgend wo recht unbehaglich ist, so muß er da nicht bleiben, sondern vor allen Dingen sich losreißen und sich mitten in ein anderes Leben hineinstellen, wie man untertaucht in einem Strome, wenn die Schwüle gar zu drückend ist. Wird man dann von dem fremden Elemente fortgezogen, so wehrt man sich von selber gegen den Untergang, und kämpfend und schwimmend findet man die erschlafften Kräfte wieder, oder man geht eben unter! und das ist immer noch besser, als sich todt zu schmachten!“ Er hielt inne, wie von den eigenen Worten überrascht, und sagte

dann kurz abgebrochen: „Mach' daß Du fort kommst! hier ist Deines Bleibens nicht länger!“

Es war das erste Mal, daß Georg sich rathgebend in eine Angelegenheit seiner Geschwister mischte. Cornelle sah, welche Ueberwindung es ihn kostete. Seine scheue Zärtlichkeit rührte sie tief, seine Worte trafen sie. Sie wiegte langsam nachdenkend das Haupt, dann sprach sie nach einer Pause: „Wäre ich ein Mann! — aber jetzt? — was soll ich thun?“

„Du mußt heirathen, Cornelle!“ fuhr Georg heraus.

„Heirathen?“, wiederholte sie, als habe der Gedanke ihr ganz fern gelegen.

„Sprich ein Wort! Sage dem Vater, daß Du es willst. Er ist voll Sorge, voll Zärtlichkeit für Dich, und Blessen soll im Augenblicke bei Dir sein, wenn Du's verlangst! Der Vater willigt in Deine Heirath — ich sollte Dir das sagen!“

Cornelle hatte mehrmals schnell die Farbe gewechselt, aber sie antwortete ihm nicht. Endlich sprach sie mit einem Lächeln auf den Lippen, indem sie

des Bruders Hand ergriff und drückte: „Also das war alle Deine Weisheit, treues Herz! heirathen soll ich?“

„Ja!“ rief er, „der Doctor sagt das auch!“

Cornelie fuhr zusammen. Sie ließ des Bruders Hände erschrocken los. Er wußte nicht, was er davon denken sollte. Seine Bestürzung zu verbergen, sprach er, da er vergebens auf eine Antwort der Schwester gewartet hatte: „Du hast zu lange in Abstractionen, zu lange nur für Andere gelebt. Du mußt jetzt für Dich selber leben. Man will ja mehr sein, als nur das Kind seines Vaters, nur der Freund seiner Freunde, der Wohlthäter der Hilfsbedürftigen. — Vor Allem mußt Du's wollen, da Du liebst!“

Er hatte damit seine ganze Unterredungskunst erschöpft, und sah ihr freundlich in's Gesicht. Aber auch jetzt erhielt er keine Antwort. Cornelie blickte schweigend und ernsthaft vor sich nieder. Es war Georg unheimlich neben ihr. Plötzlich erhob sie sich.

„Er rath' mir dazu! Er?“ sagte sie im Selbst-

gespräch, athmete tief auf, brückte Georg die Hand und verließ mit den Worten: „So sei es denn!“ den Bruder und das Zimmer, hoch aufgerichtet und festen Schrittes, als habe sie gewaltsam alle Erschlaffung und Krankheit von sich abgeworfen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Prozeß gegen die Gemeinde der Heiligen bildete einen stehenden Artikel in den Zeitungsblättern jener Tage, und Erich fand es bald eben so lästig, mit Fremden als mit befreundeten Personen zusammen zu treffen, weil er sich nirgend vor Erörterungen sicher fühlte, die ihn pekunigten. Er hatte Regine von den Vorgängen, von der Verwicklung Corneliens in dieselben erzählt. Sie hatte um feinetwillen Theil daran genommen, aber ihr mittelbares Interesse an seiner Schwester, und ihre Unfähigkeit, sich in die Selbstdirection einer solchen Gemeinschaft zu versetzen, machten, daß ihm ihre Theilnahme nicht ausreichend erschien.

„Es ist sonderbar,“ sagte er eines Tages, „daß Du bei aller Liebe, die Du für mich fühlst, meinen Schmerz um meine Schwester nicht verstehen kannst!“

„Ich verstand ihn wohl,“ antwortete sie, „als Du sie schuldig glaubtest. Aber Du selbst, die Richter, Dein Vater und vor Allem ihr Bräutigam, Ihr seid ja alle von ihrer Unschuld vollkommen überzeugt!“

„Was hilft das!“ rief er ungeduldig.

Regine sah ihn befremdet an. „Was das hilft? Mehr als vollkommen schuldlos kann doch der Mensch nicht sein!“ sagte sie ruhig.

„Ja!“ rief er, gereizt durch ihre Ruhe, die er Kälte schalt, „ja! man kann mehr sein, ein Mädchen muß mehr sein, als eben nur schuldlos! Es muß unangetastet sein. Fühlst Du denn nicht, daß mit solcher Untersuchung der Ruf eines Weibes für immer vernichtet ist? Siehst Du nicht, daß ihre Heirath nur ein Rettungsanker ist, an das mein Vater sie fetten muß, um sie vor dem Untergange zu bewahren? Weißt Du was es heißt, zu sehen, daß ein Mann, den man im

Grunde zu gering für seine Schwester achtet, sie unter Verhältnissen zur Frau nimmt, in denen man es als Gnade ansehen muß, daß er es schließlich thut?"

Es giebt Tage, an denen ein böser Dämon uns verhindert, die Stimmung unserer liebsten Menschen richtig zu erkennen und uns ihr anzupassen, denn auch das innigste Beisammenleben zu einander gehöriger Personen, ist nur durch ein stetes Ausgleichen der verschiedenen Naturen möglich, die wie chemische Stoffe unter veränderten Verhältnissen eine veränderte Wirkung auf einander üben. Ein solcher Dämon waltete heute über Regine.

„Aber Deine Schwester liebt den Mann und er liebt sie!“ wendete sie ein, statt Erich ruhig seine Erregung aussprechen zu lassen.

„Was hat ihre Liebe damit zu thun. Was hilft diese Liebe ihr von dem Urtheil der Welt?“

„Wie kannst Du das fragen, Erich? Ich begreife Dich heute nicht!“

„Natürlich!“ fuhr er auf. „Was kannst Du auch wissen von der Ehre einer Familie, von der Schmach eines solchen zerstörten Rufes!“

Er hatte sich mit dieser Heftigkeit genug gethan, seine Brust befreit und ging nun nach seiner Gewohnheit in dem Zimmer auf und nieder, ohne weiter auf Regine zu achten. So entschwand mehr als eine Viertelstunde. Plötzlich begann die Stille ihm beängstigend aufzufallen. „Warum sprichst Du nicht zu mir, Regine?“ fragte er.

„Was könnte ich Dir sagen?“ antwortete sie mit dem sanftesten Klange ihrer Stimme. Der Ton rührte ihn. Er hatte schon lange das Bewußtsein der Roheit gehabt, die er begangen, und war bereit sie zu büßen, die Geliebte zu versöhnen. Langsam trat er zu ihr heran.

„Als ob ich nicht wüßte, wie die Blicke der Menschen lasten können!“ rief Regine, als er vor ihr stand und hob ihre thränenvollen Augen zu ihm in die Höhe.

Diese Worte reizten ihn auf's Neue.

„Deine Reue kommt zu spät!“ sagte er grausam, indem er sich von ihr entfernte.

„Ich habe Nichts zu bereuen Erich, und ich bereue Nichts!“

„Aber Du rechnest mir das Opfer an, das Du mir brachtest!“ rief er, „das thut die Liebe nicht!“

„Thut ich das je?“

„Du thust es jetzt! und grade heute hätte ich einer selbstlosen Liebe bedurft, indeß“ — — —

Er hielt inne, nahm ein Buch und setzte sich nieder zu lesen. Regine konnte an seiner Unruhe sehen, wie wenig er bei dem Werke war. Er schlug die Blätter hin und her, fing auf verschiedenen Stellen zu lesen an, kämte dabei mit seinem kleinen Taschenkamme Haar und Bart, bis er ungeduldig mit den Worten: „Ich muß ausgehen und sehen, ob ich mich nicht im Freien los werden kann!“ von seinem Sitze aufstand.

„Soll ich Dich nicht begleiten?“ fragte sie.

„Nein! ich will allein gehen, und das Wetter ist auch zu schlecht, Du könntest Dich erkälten!“

„Wann darf ich Dich zurück erwarten, Erich?“

„Ich weiß es nicht! — Fragst Du mich aber heute viel!“ — rief er mit gezwungenem Lächeln, bot ihr flüchtig die Hand und ging mit einem eben so flüchtigen Lebewohl davon.

Regine sah ihm schweigend nach, dann schlug sie die Hände schmerzlich zusammen und hielt sie fest vor das Gesicht gepreßt, als wolle sie die Augen verschließen vor jeder äußeren Störung, um sich zu besinnen, wie eine solche Veränderung zwischen ihnen entstehen, wie diese Scene hatte stattfinden können. Und doch war sie nicht die erste ihrer Art gewesen.

Je unwandelbarer sie sich in ihrer Liebe, je fester sie sich Erich eigen fühlte, um so unbegreiflicher mußte es sie dünken, daß seine Zärtlichkeit für sie erkaltete, daß sie ihm nicht wie sonst, die Außenwelt ersetzte, aber sie konnte es sich nicht verbergen, daß dem also war.

Seit Georg den Abschied genommen hatte, um Kaufmann zu werden, seit Cornelle zur Untersuchung gezogen worden war, hatte Erich seine Ruhe an Regines Seite nicht wieder zu finden vermocht. Die Neugier und die Theilnahme, die sich bei diesen ungewöhnlichen Ereignissen auf seine Familie hesteten, die Gerüchte, welche in der großen Welt über Helenens Liebesabenteuer im Schwunge waren, hatten ihn mehr und mehr mit

drückender Schwere belastet. Er konnte seines Vaters nicht gedenken, der Stunde nicht gedenken, in welcher er und Helene den Segen des Barons für ihren Lebensweg empfangen, ohne mit brennender Reue zu empfinden, daß auch er das Gelöbniß nicht gehalten habe, das er in des Vaters Hand geschworen hatte. Er fühlte sich schuldig gegen ihn, schuldig gegen Regine, gegen seine eigene Zukunft, aber mit dem Naturbedürfniß der Selbstbefreiung strebte er, die Schuld von sich zu wälzen — und er fand dazu Regine gegenüber leichtes Spiel.

Hatte er sonst in glücklichen Zeiten ihr scherzend vorgehalten, daß sie ihm ihre Liebe ungesucht gewährt, daß sie sie ihm fast wie eine Nothwendigkeit aufgedrungen habe, so war er allmählich dahin gekommen, ihr ernstlich einen Vorwurf daraus zu machen, oder mindestens ihre Unerfahrenheit und seine Leidenschaft in Stunden des Mißmuths als ein schweres Unglück für sie Beide zu beklagen. Ein Mißmuth aber, dem wir Raum gestatten, kehrt oftmals wieder, wächst rasch empor, schlägt unzerstörbar Wurzel in unserm

Innern, und wo man sich gewöhnt, sich unglücklich zu glauben, da wendet das Glück sich unwiederbringlich von den Herzen ab.

Dieser Zustand seiner Seele konnte dem Auge der sorglichen Freundschaft nicht entgehen. Frau von Werdeck, viel zu erfahren, um jemals einen Versuch gegen Erich's Verhältniß zu Regine zu machen, hatte nie aufgehört, es mit Kummer zu betrachten, nie die Hoffnung aufgegeben, er selber werde einer Verbindung überdrüssig werden, die ihm vielfach im Wege stand, und ihm nach ihrer Meinung Nichts, als die Befriedigung einer sinnlichen Leidenschaft zu bieten hatte. Die Frauen, welche sich die gebildeten nennen, vergessen aber nur zu leicht, daß Bildung des Herzens, klarer Verstand, Reinheit und Größe der Empfindung, nicht das Erbgut einer Kaste sind, daß sie nicht in den Schulen, nicht in den Familien gelehrt zu werden brauchen, und daß sie in dem Weibe mehr werth sein können, als das schulgerechte Wissen, als die Formen und Traditionen auch der sorglichsten Erziehung.

Mit feinem Tacte fühlte Frau von Werdeck, daß

Erich sich von der eigenen Wohnung zu entfernen, daß er die lang gemiedene Gesellschaft seiner früheren Umgangsgenossen aufzusuchen wünsche, daß er sich ihnen aber fremd geworden glaubte. Und ohne je ein Wort des Rathes oder des Beistandes für ihn auszusprechen, wußte sie ihm zu Hülfe zu kommen.

Der Mensch, als ein Theil der sogenannten Gesellschaft, ist ein Product, das sich selbst zu Markte bringt. Er hat seinen Preis wie alle anderen Dinge, seinen steigenden und fallenden Werth. Was wir viel verlangt sehn, wird uns begehrenswerth. Und kaum sah man das alte Verhältniß engsten Verkehrs zwischen der allgemein verehrten Frau und ihrem jungen Freunde sich herstellen, als alle seine früheren Verbindungen sich schnell wieder anknüpften. Schon nach wenigen Wochen hatte Erich das aufgegebene und halb verlorene Terrain zurückerobert, sah er sich wieder als den Günstling der Mütter, als den gesuchtesten Verehrer ihrer Töchter.

Eine neue Lebenslust, wie nach einer Krankheit, welche den Gebrauch unserer Fähigkeiten

lähmte, war damit über ihn gekommen. Es war ihm, als finde er sich nach bangem schwerem Traume wieder. Niemals war er heiterer, liebenswürdiger gewesen, als in diesem Augenblicke. Er hatte Freude an seiner Wohlgestalt, Freude an seiner geselligen Gewandtheit, an seiner Bildung, an seinem Wissen und eine fast übermüthige Lust in dem Gefühle, alle Vorzüge seiner Person und seiner Stellung wieder ungeschmälert geltend machen zu können, obschon er es so lange aufgegeben hatte, sie zu benutzen. Denn aufgeben hatte er sich müssen um Reginen's Willen, aufgeben mußte er sich nach seiner Meinung neben ihr. Was half es ihm, daß er ihren Geist gebildet, was half es, daß sie sich mit dem ganzen Ernste ihrer Natur bemüht hatte, sich Kenntnisse zu erwerben, um ihn zu verstehen, ihm zu genügen? Ihre dankbare Liebe, ihre tiefe stille Verehrung für ihn, boten ihm nicht den Reiz immer neu befriedigender Eitelkeit, und er hatte sich gewöhnt ihn zu begehren. Der Beifall der Gesellschaft war der Spiegel, dessen er bedurfte, wollte er wissen, was er war, wollte er sich seiner Vorzüge erfreuen.

Seine Erfolge hatten ihn für einige Zeit auch in Reginen's Nähe heiterer gemacht. Er hatte Lust daran gehabt, sie ihr zu schildern. Ihre demüthige Freude, daß sie ihn, den Vielbegehrten, doch allein besäße, war ihm wohlthuend gewesen. Mehr und mehr aber war ihm die Gesellschaft wieder unentbehrlich, die Einsamkeit mit der Geliebten ermüdend geworden, und schon seit vielen Wochen hatte er keinen Abend mehr bei ihr verlebt.

Anfangs hatte sie sich darüber sanft beklagt, dann war ihr Stolz erwacht und sie hatte sich gelobt zu schweigen. Indesß der Stolz hält nicht Stand vor den Qualen der Eifersucht, weil sie das Selbstgefühl vernichtet, in dem er wurzelt. Die täglichen Besuche bei Frau von Berbeck, das Lob, welches Erich ihrer Tochter sonst gespendet, und das er jetzt nicht vor Regine auszusprechen wagte, hatten ihren Argwohn rege gemacht. Ihre Einsamkeit hatte ihr Zeit gelassen ihn zu nähren, und die Heiterkeit oder der Mißmuth, mit denen Erich spät in seine Wohnung zu ihr heimzukehren pflegte, waren für sie gleich entmuthigend und unheilverkündigend gewesen.

Ihr verzagtes Schweigen, ihre leidenschaftlichen Klagen wurden ihm zur Qual. Er scheute sich mit ihr allein zu sein, und die Ruhe, die heitere Unterhaltung, deren er im Hause seiner Freundin sicher war, machten ihm dasselbe nur noch werthter. Auch an diesem Abende hatte er kaum den Weg in's Freie eingeschlagen, als er seine Schritte bald wieder nach dem Thor zurück lenkte, das hin zu Frau von Werdeck führte.

Verstimmt ging er durch die menschenbelebten Straßen. Reginen's und Sidoniens Bilder drängten sich ihm wechselnd vor die Seele. Er klagte sich an, die Liebe der Erstern nicht genug zu würdigen und zu schonen, er tadelte sich, die ~~sch~~lich wachsende Neigung der Letztern zu nähren. Aber das erste Unrecht begann ihn allmählich leichter zu dünken als das zweite.

„Thor, der ich war!“ sagte er sich, „an die Befriedigung einer Leidenschaft ein Stück meines Lebens, meinen Ruf zu setzen! Thor, der ich war, Regine zu mir zu nehmen! mir ein ideales Loos dadurch bereiten zu wollen! Mein falscher Idealismus, meine blinde Hingebung sind von jeher

mein Verderben gewesen. Was hatte ein Mädchen wie Regine von mir zu fordern? Welcher Zufall war es, der mich in der Jugend zu ihr führte, welcher Leichtsinns, der sie mir später in die Arme warf, ohne daß ich es gesucht hatte? Es waren zweideutige Verhältnisse, in denen ich sie beide Male fand."

Ob schon er allein war, fühlte er die Röthe der Scham auf seinen Wangen brennen, als er sich mit solchen Waffen gegen die Unglückliche gewendet hatte.

"Sie wird mich noch zur Selbstverachtung bringen!" rief er aus, "sie wird mich und sich verderben, das unglückselige Weib!"

Er hatte während dessen das Haus der Frau von Werdeck erreicht, und zog mechanisch die Glocke. Ihr heller Schall schreckte ihn empor. Er fuhr mit der Hand über seine Stirne, athmete tief auf, als wolle er sich befreien, und ließ sich melden.

Bierzehntes Kapitel.

Die Mutter war ausgegangen und Sibonie allein in dem Zimmer, dessen helle und doch sanfte Beleuchtung, dessen ganze Einrichtung, so genau er sie kannte, ihm heute einen besonders wohlthuenden Eindruck machten. Mutter und Tochter besaßen Beide jenen gebildeten Geschmack, der den unnützen Modestram zurückweist, sich an das Einfache zu halten, das in seiner Schönheit und Nützlichkeit die Gewißheit besitzt, immer angenehm und zweckmäßig zu bleiben. Die Möbel, welche seit der Heirath der Frau von Werdeck nicht gewechselt worden waren, die alten englischen Kupferstiche, die ererbten großen Postpou-

ris, die man alljährlich mit denselben Ingredienzien füllte, die zahlreichen Del- und Miniatur-Gemälde an den Wänden und auf den Tischen, mit denen die ganze Familie portrairt war, gaben der Einrichtung einen Stempel ruhigen Bestehens, friedlichen Waltens.

Eidonie stand vom Schreibtische auf, den Gast zu begrüßen, und räumte, während sie mit ihm sprach, einige Papiere und kleine Bücher zusammen. „Ich bin Mama's Cassirer,“ sagte sie, „und habe Rechnungsabschluß gemacht für diesen Monat. Wollen Sie mir noch fünf Minuten Zeit lassen, so bin ich fertig und brauche nicht noch einmal heranzugehen.“

Es lag etwas häuslich Behagliches in der Erscheinung des Mädchens, wie es in dem schlichten Taffetkleide, die kleine gleichfarbige Schürze um die Taille geschlungen, rechnend und ordnend darsaß, während Alles um sie her Geschmack und saubere Schönheit athmete. Und die Sorglichkeit, mit der sie dazwischen sich ab und zu mit ihrem Gaste zu beschäftigen wußte, ihm das Warten zu verkürzen; machte, daß sie ihm doppelt angenehm erschien.

Als sie geendet hatte, die Geldschälchen und Bücher verschloß und ihn bat, die Säumniß zu entschuldigen, sagte Erich: „Hier in diesem Zimmer-könnte ich viele Stunden warten, ohne mich zu beklagen. Es ist eines der wenigen, die für mich zu einem lieben, feststehenden Begriffe geworden sind. So wie es heute ist, so habe ich es kennen lernen, als ich, ein vierzehnjähriger Knabe, zum ersten Male mit meinen Eltern in die Residenz kam. Diese Scenen aus Hamlet, dieser Romeo an Juliens Sarge, diese Mistress Siddons, haben sich mir damals so fest eingeprägt, daß ich die Personen der Shakespear'schen Dichtungen später immer nur in dieser Gestalt zu sehen vermochte, und so oft ich seitdem nach Berlin gekommen bin, ist es mir stets etwas höchst Wohlthuendes gewesen, hier Nichts von allen den Gegenständen zu vermissen, die mir vertraut geworden waren.“

„Ich verstehe das vollkommen,“ entgegnete Sidonie, „und habe schon von vielen unserer Freunde ähnliche Aeußerungen darüber gehört. Auch kann ich mir gar nicht denken, wie ich ohne oder außer dieser Umgebung dauernd leben sollte!“

Sie fuhr bei dieser Bemerkung ruhig fort an einer Stickerei zu arbeiten, die sie zur Hand genommen hatte, aber Erich fühlte sich von ihren Worten betroffen.

„Denkt denn Ihre Mutter daran, diese Wohnung zu verlassen?“ fragte er.

„Wie kommen Sie darauf, lieber Erich?“

„Weil Sie es sagen!“

„O, bewahre! diese Wohnung ist ja historisch mit Mama verwachsen!“ rief Sidonie. „Mich dünkt, nur eine förmliche Weltumwälzung könnte sie aus derselben vertreiben. Denn Sie wissen es ja, Mama und ich sind höchst konservativ!“

„Und bin ich es denn nicht?“ fragte Erich. „Sagt Ihnen meine Vorliebe für dieses Zimmer nicht, wie theuer und ehrwürdig das Dauernde mir ist? — Es liegt auch etwas Bannendes, ein wunderbar poetischer Zauber in allem naturwüchsig Gewordenen. So oft ich in einen jener Säle getreten bin, in denen Veränderungslust und Brunkfucht alljährig das Neueste und Kostbarste vereinen, in denen Alles, vom Kronleuchter bis zum Teppich, nach dem eben herrschenden Mode-

styl von einem Decorateur zusammengestellt ist, hat mich ein Unbehagen überfallen, wie man es in einem Eisenbahnhofe, in einem Hotel empfindet. Die ganze Leerheit, das Nomadenhafte, Zerfahrenere, des jetzigen Lebens traten mir dann vor die Seele. Ich habe mich gewundert, wenn man nicht auch die alten Familienportraits beseitigt hatte, weil sie nicht nach der Mode angezogen waren. Jedesmal habe ich aus solcher Umgebung an dieses Zimmer zurück denken müssen, und mich gefreut, daß hier Alles so unverändert ist, daß hier noch Ihr lockiges Kindergesicht von den Wänden wie damals herab sieht, daß selbst noch das Glaschränkchen mit Ihren Wachsfiguren in der Ecke steht!“

Er hatte mit großer Wärme gesprochen, Sidonie ihm mit stiller Freude zugehört. „Und doch soll Ihre Wohnung im neuesten Geschmack eingerichtet sein!“ fuhr sie nun plötzlich heraus.

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte er schnell.

„Mein Mädchen, das Ihnen heute die Bücher von Mama zurückgebracht hat!“ antwortete sie, und Beide errötheten vor einander.

Der Gedanke, daß jene Dienerin Regine gesehen, daß sie sowohl von ihr als von der Wohnung dem Fräulein gesprochen haben könne, drängte sich Erich quälend auf. Ein Gefühl zorniger Befangenheit kam über ihn. Er hätte Sidonie um Vergebung bitten, und sie doch tadeln mögen, daß sie den Berichten einer Kammerjungfer ihr Ohr geliehen hatte. Aber das fühlte er immer klarer, ihr Mißfallen war ihm schmerzlich, ihre Zustimmung ein Genuß, um ihrer Einfachheit und Wahrheit willen. Je deutlicher er sich dessen bewußt ward, um so schwerer fiel es ihm auf's Herz, daß Sidonie davon gesprochen, wie hart es ihr sein würde, die ihr theuere Umgebung entbehren zu müssen. Sie konnte das nicht absichtslos gesagt haben. Es mußte sich um eine Bewerbung handeln, der zu folgen sie geneigt war, weil sie ihm mißtraute. Diese Möglichkeit verstimimte ihn.

Er ward zerstreut und schweigsam, und seine Gedrücktheit hatte sich auch Sidonien mitgetheilt, als bald darauf die Mutter mit ihrem Bruder, einem pensionirten Generale, aus einer Vorlesung nach Hause kam.

Weder die Mittheilungen der Einen, noch die unwandelbare Heiterkeit und Verbtheit des Andern, zogen Erich von seinem Grübeln ab. Er konnte die Vorstellung von der wahrscheinlichen Verheirathung Sidoniens nicht los werden, die Empfindung nicht unterdrücken, daß er in diesem Mädchen eine ihm zusagende Lebensgefährtin durch seine eigene Schuld verlieren werde. Vergebens zwang er sich zur Unterhaltung, er war und blieb auffallend zerstreut, so daß Sidonie ihn endlich fragte, woran er denke?

„An die grillenhaften Wege unseres Lebens, auf denen wir uns von dem Guten entfernen, welches das Schicksal uns bestimmt zu haben scheint!“

Das Fräulein sah ihn betroffen an. „Wie kommen Sie darauf? Davon war ja nicht die Rede!“ meinte sie.

„O!“ rief Erich, „rechten Sie nicht mit mir, schelten Sie mich nicht zerstreut. Wüßten Sie, was mich beschäftigt, Sie würden Nachsicht mit mir haben.“

„Nachsicht?“ wiederholte sie theilnehmend und gleichsam Erklärung fordernd.

Er antwortete nicht darauf. „Die Frauen sind beneidenswerth,“ rief er, „weil ihr beschränkteres Loos sie meist vor Irrthum und Conflicten behütet.“

Aber dieser unwillkürliche Ausruf hatte mehr verrathen, als er selbst gewollt. Indessen er bereute es nicht, obschon er sich des Vortheils, den er dadurch über Sidonie gewonnen hatte, in diesem Augenblicke nicht bewußt war.

Sidonie jedoch fühlte sich plötzlich in einem ganz veränderten Verhältnisse zu dem Freunde ihrer Mutter, zu dem Gefährten ihres täglichen Lebens. Sie war seine Vertraute geworden, er hatte ihr sein Geheimniß enthüllt, sein Leid verrathen, ihre Theilnahme begehrt. Wortlos reichte sie ihm die Hand, er hielt sie in der seinen und ließ sie dann mit schnellem Drucke los. Als er sie anblickte, schien es ihm, als füllten sich ihre Augen mit Thränen, indes sie wendete sich schnell von ihm ab, und vermied ihn den Rest des Abends mit einer ihr ganz fremden Scheu. Das vermehrte seine Befangenheit. Auch Sidonie ward einsilbig und schweigsam, und früher als es

sonst geschah, brachen Erich und der General an diesem Abend auf.

Als sich die beiden Männer auf der Straße befanden, nahm der General den Arm seines jungen Begleiters, stützte sich vertraulich auf ihn und sagte: „Was haben Sie denn heute mit dem Mädchen gehabt? Sie scheinen ja Beide ganz aus dem Häufel.“

„Ich trug allein die Schuld davon!“ antwortete Jener. „Ich war verstimmt zu Frau von Berbeck gekommen, und selbst Siboniens immer gleiche Liebenswürdigkeit vermochte den Dämon nicht zu bannen, der mich plagte!“

„Dämon!“ wiederholte der General, und fügte dann lachend hinzu: „die Welt ist jetzt so gebildet geworden, daß sie sich eine ganz neue Sprache erfunden hat. Ich sehe aber nicht, daß sie wesentlich dadurch gewinnt!“

„Was meinen Sie damit?“ fragte Erich befremdet.

„Ich meine — — denn einmal muß es doch grade heraus gesagt werden, und wer soll es Ihnen sagen, wenn nicht ein alter Freund Ihres

Vaters, der Sie von Kindesbeinen an gekannt hat — ich meine, Sie müssen machen, daß Sie aus der Affaire heraus kommen!“

Erich fuhr zusammen. „Herr General!“ rief er, „was berechtigt Sie — —“

Der General ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er drückte Erich's Arm an sich und sagte: „Nur keine Uebereilung, Erich! Ich meine es gut mit Ihnen, und es ist ja auch die einfachste Geschichte von der Welt. Wer hat denn nicht ein Mal einen ähnlichen Handel gehabt? In meiner Jugend beim Regiment Gensd'armes sind andere Dinge vorgegangen! Wer alt werden will, mein lieber Junge! der muß jung, und um klug zu werden, muß man ein Thor gewesen sein!“

So bestürzt und verlegt Erich sich bei den ersten Worten des Generals gefühlt hatte, that es ihm im Grunde dennoch wohl, daß Eis gebrochen und endlich einmal eine Unterredung über dies Verhältniß angeknüpft zu sehen. Und wie ein jaghafter Schwimmer zuletzt aus Scheu vor dem ersten Schritte sich mit zugebrückten Augen kopfüber in das Wasser stürzt, so fragte Erich:

„Glauben Sie, daß Ihre Nichte um dieses Verhältniß weiß?“

„Sidonie ist ein und zwanzig Jahre und ein Frauenzimmer, lieber Erich!“ antwortete der General, „und Sie haben nicht hinter dem Berge gehalten mit Ihrer Liaison. Das Mädchen war nicht unsichtbar an Ihrer Seite, weder im Theater, noch im Wagen!“

„Ich brauchte meine Freiheit!“ sagte Erich, plötzlich wieder gegen den Tadel auffahrend.

„Dazu hatten Sie ein Recht, ein volles Recht, lieber Freund! Aber so ist die Jugend jetzt, so ist die Zeit!“ rief der General. „Das kommt von Euren verdamnten Ideen. Da schwagt Ihr darauf los von Emancipation, von freier Liebe, bis Euch einmal ein hübsches Gesicht in den Weg läuft, und Ihr statt solchen Handel abzumachen, wie es sich gebührt, gefühlvoll an die große Glocke schlägt und die Sache au grand sérieux nehmt. Zu meiner Zeit fand man ein schönes Weib auch schön, aber man machte sich keinen langen Roman und kein heroisches Bewußtsein daraus!“

„Wer thut das?“ fragte Erich.

„Ihr Alle, und Sie vor Allen!“ meinte der General. „Was ist's im Grunde für ein Heroismus, ein Mädchen zu unterhalten? Dazu braucht man die neuen Lehren nicht, das konnten wir auch, und wir wußten ein Ende zu machen, wenn's Zeit dazu war. Das ist oft die größte Tugend.“

„Eine Tugend?“ wiederholte Erich. „Nennen Sie es eine Kunst — oder auch eine Herzenshärte, die mir fehlt!“

„Was da Herzenshärte! Man muß die Sache nur recht anfangen! Wenn man einen Vogel einmal doch nicht dauernd behalten kann, muß man ihn fliegen lassen in der Sommerzeit. Was soll aus solchem Mädchen werden? — Jetzt ist sie noch hübsch und jung, statten Sie sie aus, sehen Sie, daß sie einen honesten Mann bekommt, dann sind Sie quitt vor Gott und vor der Welt, und dann nehmen Sie sich eine Frau. Es wäre Ihrem Vater wohl zu gönnen, daß Sie wenigstens endlich eine vernünftige Heirath machten, nach den Fatalitäten mit Ihrem Bruder und mit Ihrer Schwester!“

Erich war in allen seinen Empfindungen verwundet, und fühlte sich doch waffenlos gegen den Angriff. Daß man die Familienverhältnisse seines Vaterhauses beklagenswerth, daß man sie einer ehrenhaften Neuerung bedürftig fand, ergriff und schmerzte ihn tief. Es überlief ihn kalt bei dem Gedanken, daß ein Mann zu ihm in solcher Weise von Regine sprechen, daß Jemand sie sich als den Besitz, als das Weib eines Andern denken, ihm zumuthen könne, Regine dem ersten Besten in die Arme zu werfen, der niedrig genug dächte, für Geld ihre Schande mit seinem Namen zu bedecken. Seine Eifersucht, sein Ehrgefühl flammten auf, seine Liebe entzündete sich daran.

„Wir verstehen einander nicht, Herr General!“ sagte er stolz und kalt. „Ich will gern glauben, daß man solche Verhältnisse beim Regiment Genéb'armen sehr leicht abzubrechen wußte, ich aber werde ein Mädchen, das ich liebe, nicht auf entehrende Weise von mir stoßen.“

„Sie lieben sie!“ rief der Baron nicht ohne Spott, „ja dann ist's etwas Anders! Wer verlangt das auch, wenn Sie sie lieben? — Nur,“

fügte er nach einer kleinen Pause plötzlich in ganz verändertem Tone hinzu, „nur geben Sie dann das liebe, treffliche Kind, die Sidonie, auf. Meine Schwester hat es nicht um Sie verdient, Heidenbruck, daß Sie ihr das Lebensglück der einzigen Tochter untergraben. — Das wollte ich Ihnen zu bedenken geben, Heidenbruck! und nun gute Nacht! Gute Nacht! Hier sind wir ja nahe an Ihrer Wohnung!“ damit reichte er ihm die Hand und trennte sich von Erich, der vor der Gerechtigkeit des Tadelö sich verstummen fühlte.

„Sidonie unglücklich! unglücklich gemacht durch mich!“ wiederholte er gedankenvoll. „Also liebt sie mich, also wünscht die Mutter unsere Ehe! und wie würde mein Vater grade dieser Heirath sich erfreuen?“

Er dachte sich Sidonie zum ersten Male als sein Weib, als seine Hausfrau. Der ganze Zauber des eigenen Familienlebens tauchte vor ihm auf. Er mußte sich vorstellen, wie edel ihre Gestalt, wie würdevoll ihr Wesen, wie sie recht eigentlich geschaffen sei, die Ruhe, den Frieden eines Hauses zu begründen, und voll von diesen Bildern langte er in seiner Wohnung an.

Da saß Regine! — Sie fuhr zusammen, als er eintrat, und erbleichte.

„Was ist geschehen?“ rief sie und sprang erschrocken auf.

„Geschehen?“ wiederholte er, „wie kommst Du zu der Frage?“

„Du kommst so früh!“ sagte sie noch immer angstvoll.

Erich schauerte zusammen, ein unaussprechliches Mitleid erfaßte ihn. Kein Vorwurf, keine Klage aus Regines Munde hatten ihn je so tief bewegt. Er hatte an seine Zukunft, an Sidoniens Glück gedacht; aber sie auch, Regine auch, hatte eine Zukunft von ihm zu fordern.

Er hatte ihre Hände gefaßt und stand sprachlos vor ihr. Die Schönheit und die Wahrheit ihres Wesens ergriffen ihn mit ihrer alten Kraft. Dies Weib, das ihn geliebt, an ihn geglaubt, auf ihn gehofft seit den Tagen der Kindheit, dessen bürgerliche Ehrlosigkeit er, er allein verschuldet, das Niemand hatte auf der weiten Welt als ihn allein, das Weib sollte er verstoßen?

„Nimmermehr!“ rief er aus, und zog sie mit

Leidenschaft in seine Arme, aber Regine wehrte ihn mit sanfter Bewegung von sich ab.

„Regine!“ fragte er, „was bedeutet das?“

„Laß mich, laß mich! ich flehe Dich darum,“ antwortete sie ihm mit einem Ausdruck der Angst und Trauer, den er sich nicht zu deuten wußte. „Laß mich, Erich!“

„Und das grade jetzt, in dieser Stunde?“ rief er, „jetzt, da ich meine Zukunft von mir schleuderte, um — —“

„Sprich nicht! um Gottes Willen sprich nicht weiter!“ fiel sie ihm heftig in das Wort. „Du würdest es bereuen, wie Du die Vergangenheit bereust! — Und ich bin elend genug, auch ohne diese Schmach!“

Erich erstarrte vor ihren Worten, mehr noch vor dem düstern Ausdruck ihrer Stimme, ihrer Züge. Mächtig und traurig wie sie vor ihm stand, schien sie ihm fremd geworden, und doch liebte er sie in diesem Augenblicke wahrhaft. Die Verachtung, mit welcher der General von ihr gesprochen, hatte sie ihm heilig werden lassen. Er hätte sie beschützen, sie behüten mögen, aber es

war ihm, als habe er die Macht dazu verloren, als bedürfte sie seines Schutzes jetzt nicht mehr.

„Sind wir denn nicht dieselben?“ fragte er beklommen. „Was ist geschehen Regina! seit ich von Dir ging? was hält Dich befangen?“

Da hob sie ihre Arme mit langsamer Bewegung empor, preßte ihre Hände gegen die Stirne, und sagte tonlos: „Die Selbstverachtung, die Du mir heute aufgeladen!“

„Gott im Himmel!“ rief er und riß sie an sein Herz.

„Laß mich,“ wiederholte sie, „auch Dir bin ich ja ehrlos!“

Wie gelähmt sanken seine Arme herab, und Regine verließ das Zimmer.

Fünfzehntes Kapitel.

Georg's letzte Tage im Vaterhause waren die schönsten gewesen, welche er und der Baron mit einander verlebten. Der Gedanke, sich nun für lange von dem Vater zu trennen, hatte Georg mit den Stunden und Minuten geizen lassen, die er noch in seiner Nähe zu verweilen hatte; das Bewußtsein, jetzt frei und selbstständig zu werden, hatte ihm die Unterordnung leicht, ja süß gemacht. Wie ein Knabe war der Mann dem Vater überall gefolgt, jeder Dienst, den er ihm erzeigen konnte, war ihm mehr noch als je zu einer Lust geworden, und mochte der Baron innerlich den Lebensweg noch immer einen unangemessenen schelten, den

der Lieutenant zu gehen beschlossen hatte, er konnte es sich länger nicht verbergen, daß Georg für die Disciplin des Soldatendienstes nicht geschaffen gewesen sei.

Die Vorsorge, mit welcher er selbst dem Sohne Empfehlungen an die ersten Handelshäuser der Städte zu verschaffen beflissen war, in denen er auf seiner Reise längere Zeit verweilen sollte, die Schonung, mit der er jetzt, da der Entschluß gefaßt, sich jedes Tadel's, jedes Bedauern's über denselben enthielt, erregten Georg's Dankbarkeit. In einer Stunde vertraulicher Unterhaltung hatte er mit Rührung dem Vater bekannt, welch ein Kummer es ihm von seiner Kindheit an gewesen sei, seine Zufriedenheit nicht erlangen zu können, seine Liebe nicht verstanden, seine Naturanlagen nicht von dem Vater beachtet zu sehen. Beide Männer hatten ein Gefühl der Verschuldung gegen einander gehabt, Beide den Wunsch gehegt zu vergüten, und wie die Sonne im Herbst ihr Licht oft am erquickendsten über die Erde breitet, so hell und warm verschönte dies späte Verstehen mit seiner Liebe das letzte Welsammensein der Beiden.

Am Abende vor der Abreise befanden sich Auguste und Georg noch allein in dem Zimmer. Mit beobachtendem Auge sah der Letztere sich lange in den Räumen um, seine Blicke haften an den einzelnen Gegenständen, und schienen bei jedem derselben lange zu verweilen.

Auguste bemerkte es. „Was denkst Du? oder was suchst Du?“ fragte sie ihn.

„Was ich suche? was ich denke? Ich denke mir den morgenden Tag und suche mich in diesen Räumen!“

„Morgen? morgen wirst Du ja fort sein!“ antwortete sie seufzend.

„Eben darum! Ich kann mir nicht vorstellen, wie es morgen hier sein wird ohne mich. Unser ganzes Wesen ist so auf unser Dasein in der Gegenwart gestellt, daß wir uns kaum eine Zukunft ohne dasselbe zu denken vermögen, — und ich war doch Jahre lang von hier entfernt.“ — Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Damals lebte aber die Mutter noch, Helene, Erich, Richard waren im Hause. Und nach ihrer Hochzeit gehen Cornelle und Plessen nun auch davon!“

„Es wird sehr einsam werden, wenn Du fort bist!“ klagte Auguste.

„Sehr einsam!“ wiederholte er. „Ich darf es mir nicht denken, wenn ich auf den Vater blicke. Hätte ich bleiben können, wie gern wäre ich geblieben!“ sagte er im Bewußtsein dessen, was er jetzt dem Vater sein könnte.

Aber Auguste, stets eben so bereit sich selbst zu trösten, als Georg zu rechtfertigen, wenn ihr Verstand sich über seine Kälte nicht zu täuschen vermochte, bezog die Worte nur auf sich und auf den Schmerz des Vaters, sich von ihr zu trennen. Sie war gewalthätig wie alle Frauen, die ihre Liebe als ein Recht empfinden, welches dem geliebten Gegenstande Pflichten auferlegt, und die sich niemals fragen, ob er ihr Recht und seine Pflichten anerkenne? Sie hatte es Georg als männliche Festigkeit, als Schonung gegen sie gedeutet, daß er seiner Reise, ihrer Trennung niemals gegen sie gedachte, und geschwiegen so wie er. Jetzt aber, da er klagte, schwoll ihr Herz hoch auf vor Freude und vor Leid, und mit plötzlicher Bewegung rief sie: „Ob ich das weiß, Georg? ob ich

die Schmerzen dieses Tages mit Dir theile? Aber sei unbesorgt, so wie wir heute scheiden, finden wir uns wieder!"

Sie hielt ihm die Hand hin, er schlug ein. „Ja!“ sagte er, „Du wirst hier bleiben! ich zähle fest auf Dich!“

„Bei Gott! das kannst Du auch! Sei Du nur treu!“ rief Auguste und trocknete die Augen.

Die Worte beschwerten sein Gewissen. Er hatte sich seit Monaten in ernster Ferne von ihr gehalten, und jene Liebeständeleien streng vermieden, die sich erlaubt zu haben, er bereute. Er hatte gehofft, Auguste solle vergessen, sich zurechtgefunden haben. Jetzt ward er seines Irrthums, seines Unrechts inne. Er sah, daß Auguste, die nahe an ihn herantrat und ihre Hand ihm auf die Schulter legte, seine Umarmung erwartete, aber er wollte keine Liebe heucheln, die er nicht empfand.

„Liebe Auguste,“ sagte er bewegt, „Du hast mir Vieles zu verzeihen, ich fühle mich schuldig gegen Dich. Vergieb mir und vergiß — — —“

Sie ließ ihn aber nicht zu Ende sprechen.

„Ja!“ rief sie, „wie kannst Du mir so reden? Was hätte ich Dir zu vergeben, wie sollte ich Dich, Dich, Georg! vergessen? Und wenn lange Jahre und ferne Welten sich zwischen uns legen, ich bleibe Dein. Ich bin sehr treu.“

Er stand ihr verlegen gegenüber, denn er hatte nicht den Muth, sie gerade in dieser Stunde zu enttäuschen, und wußte doch nicht, was beginnen? Da trat der Diener ein, die Geräthe fortzunehmen, die Lampen auszulöschen. Als er die Beiden noch im Zimmer sah, wollte er sich entfernen, aber Georg zog die Uhr heraus.

„Es ist wohl Zeit!“ sagte er. Auguste überließ es kalt dabei. Er sah es, es that ihm weh, und er schämte sich vor sich selber.

„Es ist zwölf Uhr, Herr Lieutenant!“ sagte der Diener, „und die Post fährt früh um sechs!“

„So will ich gehen!“ rief Georg, „Du wirst auch müde sein, Auguste!“

„Ja!“ antwortete sie, verschloß den Thee, den Zucker in dem Schränkchen, und räumte verschiedene Bücher und Kleinigkeiten zusammen, die noch zerstreut im Zimmer lagen. Es war eine

peinliche Scene, sie schnürte ihm die Kehle zu, und einem unwiderstehlichen Zuge folgend, trat er zu Augusten hin, faßte sie um, küßte sie und sagte ihr: „Schlaf wohl, schlaf wohl! Du bist tausendmal besser als ich!“

Und von allen ihrem Bangen schnell geheilt, zu neuen Hoffnungen ermuthigt, schlief sie unter süßen Thränen ein, während Georg von Vorwürfen gemartert, vergebens den Schummer und mit ihm Vergessenheit erwartete.

Sechzehntes Kapitel.

Friedrich hatte versprochen den Scheidenden bis zu der ersten Station zu begleiten, bis zu welcher der Wagen seines Vaters ihn bringen sollte. In der schönsten Sommerfärbung brachen sie auf. Die Sonne funkelte ihnen entgegen, als sie das Thor verließen und in's Freie blickten, aber ihre Herzen waren beklommen und sie sprachen wenig. Wie sie dann die kleine Schenke erreichten, in der sie sich zuerst gesehen hatten, erinnerte Georg den Freund an ihr damaliges Begegnen.

„Ich habe mich selbst schon daran mit einer eigenthümlichen Empfindung erinnert;“ antwortete ihm Friedrich. „Es war einer der bittersten Tage

meines Lebens! Die Zeit ist vorüber gegangen, der wilde Schmerz, welcher mich damals bewegte, hat sich in Trauer aufgelöst. Ich bin ruhig geworden, indes eine rechte Freude habe ich nie wieder gekannt.“

Georg sprach ihm seine Verwunderung darüber aus, und fragte dann plötzlich: „Sage mir offen, liebst Du Helene denn noch immer, ob schon sie Dir seit so langen Jahren verloren ist?“

Friedrich schwieg eine Weile, dann sprach er: „Ja! ich liebe sie noch! — Das mag Dir sonderbar scheinen, und doch ist es so. Ich müßte ja ein Thor sein, hegte ich noch Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf sie! das ist Alles längst begraben, aber — —“

„Aber?“ fragte der Andere.

„Sie ist für mich so unvergleichlich, sie steht so einzig in meiner Erinnerung da, daß ich, so oft ich an Liebe, an Ehe denke, immer an Helene denken muß, und daß kein anderes Weib mir jemals einen lebhaften Eindruck zu machen vermocht hat!“

„Und Du hast also nicht vor, Dich einmal zu verheirathen?“

Friedrich sah ernsthaft vor sich hin. „Daran habe ich sogar oft gedacht und besonders seit in mir der Plan feststeht, auf's Land zu gehen. Indesß ich müßte mir wirklich eine Frau suchen, wie man eine Magd auswählt. Von allen Mädchen, die ich kenne, zieht mich keines an. Sie sind eben Alle nicht Helene!“

In diesem Augenblicke hatten sie einen Zug junger Handwerksgejellen überholt, die singend einem Fortwandernden das Geleite gaben.

Es war ein kräftiger schlanker Gesell, und so munter er auch in das Wanderlied mit einstimmt, so konnte man ihm doch an den Augen ansehen, daß er geweint hatte.

„Werft Euren Kansen in den Wagen!“ rief Georg ihm zu, nachdem er dem Kutscher zu halten befohlen; „bis zur nächsten Station kann ich ihn mit mir nehmen!“

Solches Vorschlags ungewohnt, stupten die Gesellen, und der Wanderer schien nicht zu wissen, was er aus der Sache machen sollte. Georg merkte das.

„Das Herz kann ich Euch nicht leicht machen,“ rief er, „aber den Rücken frei für eine Stunde! Ich habe heut' früh auch Abschied genommen und weiß, wie's thut! Also wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?“

Die Gefellen sahen sich unter einander an und lachten. Das Behaben des jungen Mannes gefiel ihnen sichtlich, dennoch zögerte der Angeredete und sagte endlich: „Schönen Dank, Herr! ich kann's wohl selber tragen! aber schönen Dank!“ Dann trat er zurück, die Genossen umringten ihn wieder, Georg rief ärgerlich: „Fahr zu!“ und die Gefellen sangen hinter ihnen her ihr fröhliches:

„Es und es und es,
Es ist ein harter Schluß!
Dah und dah und dah,
Ich aus dem Städtchen muß!
Was Liebliches kaum hatt' ich Art
Mir angeschafft, da muß' ich fort
Und muß den Schatz verlieren,
Marshiren!“

Georg war verstimmt, sein Freund merkte es und lächelte.

„Weshalb lachst Du?“

„Weil Du Dir ein Reisefkostüm zurecht machst!“

„Was heißt das?“

„Du fühlst Dich von den Banden, die Dich bisher drückten, plötzlich befreit, bist nun ganz sicher, nicht mehr von irgend einem Commando zu leiden, und setzt Dich gleich bei Deinem ersten Schritte in die neue Welt als Verkünder der Brüderlichkeit und Gleichheit zurecht, und zwar ganz als Cavalier!“

„Von Dir begreife ich diesen Spott nicht, Friedrich!“

„Und doch müßte er Dir grade von mir, da Du mein äußeres und mein inneres Leben kennst, sehr erklärlich scheinen. Weshalb soll man sich von dem ersten Besten beglücken lassen, wenn man es nicht nöthig hat?“

„Bestehe wenigstens, daß die arbeitenden Stände mißtrauisch sind!“

„Das hat mir Erich auch einmal gesagt, als ich mich weigerte von den Deinen für meinen kranken Vater Unterstützung anzunehmen; aber Ihr seid in einem vollkommenen Irrthum. Der

Handwerker, den sein Känzel brückt, wird es nicht ablehnen, wenn ein Anderer, der neben ihm hergeht, ihn fragt: „Kann ich helfen?“ Kein Armer weigert sich von seinem armen Nachbar Beistand zu empfangen, denn unter ihnen herrscht die Gegenseitigkeit, die, ohne gleich den Dank abtragen zu wollen, sicher ist, früher oder später den geleisteten Dienst vergelten zu können. Ihr aber behandelt, wenn Ihr gut gelaunt seid und großmüthige Anwandlungen habt, den Arbeitenden als einen Bettler, der froh sein muß, die Gabe Eurer Willkür zu empfangen, und so beleidigt Ihr, statt Wohlthaten!

Georg fühlte, daß der Freund Recht habe: „Das ist die verdamnte aristokratische Erziehung,“ sagte er ärgerlich, „von der sich unser einß, von der sich selbst ein Mirabeau nicht los zu machen wußte! Es ist das alte: „Mirabeau, député, Marchand de draps et puis Marquis!“ das man ihm als ein Zeichen der Freisinnigkeit ausgelegt hat und das mir immer als eine seiner aristokratischsten Aeußerungen erschienen ist. Un-

fere Erziehung ist unser Unglück, aber ich werde und muß sie bestegen lernen! Du hast Recht!"

„Du hast es auch leichter in unserer Zeit, als man es damals hatte, und glaube mir, Du wirst in Dir viel an richtiger Werthschätzung der Menschen gewinnen, wenn Du nur erst in Deinen äußeren Gewohnheiten, in Deiner Sprache und in Deinem Verkehr mit ihnen die üble Gewohnheit ablegst, die Standesunterschiede zu bezeichnen.“

„Thue ich das jemals?“ fragte Georg.

„Durchgehend thust Du es, thun es die Meisten unter uns. Wer giebt Dir das Recht, einen Arbeiter mit „Ihr“ oder „Du“ anzusprechen, da er Dich „Sie“ nennen muß? Wie kommst Du dazu, ihm die Anrede „mein Herr“ zu versagen, die Du Jedem gewährst, der einen Frack und keine Jacke trägt? Und würdest Du schließlich einem vorübergehenden Studenten oder einem fremden Manne in unserer Kleidung dasselbe Anerbieten wie diesem Gesellen zu machen gewagt haben? Würde nicht Jeder von uns Deinen Vorschlag, in jener Weise gethan, eben so zurückgewiesen haben?“

Georg räumte das ein, und Friedrich fügte hinzu: „Verlaß Dich darauf, wärst Du dem Gesellen zu Fuße begegnet, hättest Du mit ihm, als mit Deines Gleichen eine Unterhaltung angeknüpft und ihm dann gelegentlich angeboten, sein Känzle ein Ende zu tragen — oder wärst Du allein im Wagen gewesen und hättest ihm gesagt: „Steigen Sie ein, Zwei zusammen sind besser daran, als Einer allein!“ er würde das Alles dankbar angenommen und schnell und herzlich Zutrauen zu Dir gefaßt haben!“

Der junge Baron gab dem Sprechenden die Hand. „Du bist Deines Vaters Sohn,“ sagte er, „und wohl Dir, daß Du's bleiben darfst in seinem Sinne. Ich muß aufhören der Sohn meines Vaters zu sein, soll's Etwas werden mit mir!“

„England und vor allem Amerika werden Dir dazu verhelfen!“ meinte Friedrich, und sie saßen dann schweigend bei einander, bis Georg nach einer Weile anhub: „Du sagst, Du wollest auf's Land! Denkst Du die Universitätscarriere also aufzugeben?“

„Ja, und zwar sobald als möglich! Ich fange an mich mehr und mehr nach einer freien praktischen Wirksamkeit zu sehnen. Die Erfahrungen der letzten Zeit haben mich belehrt, wohin man mit der geistigen Unterordnung unter eine Autorität in religiösen Dingen gelangen, wohin es mit jenem egoistischen Streben nach einseitiger Selbstvollendung kommen kann. Auf der andern Seite ist meine einzige, praktische Thätigkeit als Hülfsllehrer in der Schule gänzlich unfrei. Ich bin slavisch an einen Lehrplan gebunden, der mir, namentlich in Bezug auf den Religionsunterricht, falsch erscheint. Welche Bedeutung haben für zehn- bis vierzehnjährige Kinder die mosaischen Gebote oder die Dogmen und Mysterien des Christenthums? Und eine moralische Einwirkung auf die Knaben habe ich in meiner Stellung nicht!“

„Aber Deine Collegia, Dein Dösiren machten Dir doch Freude! Du hofftest viel davon!“

„Sie machten mir Freude, ich hoffte viel davon! das ist wahr, allein — mir fehlt der Glaube!“

„Der Glaube?“ wiederholte Georg.

„Der Glaube an die Unfehlbarkeit meines Wissens,“ berichtete der junge Docent. „Mit aller meiner Arbeit, mit der Redlichkeit meines Forschens komme ich nur immer mehr dahin, mich unfertig zu fühlen. Zweifelnd und im Kampfe mit mir selbst, ist es mir aber unerträglich, mich als unfehlbare Weisheit hinzustellen und Orakel zu verkünden, wo ich selbst mich nur von Räthseln, von unvereinbaren Widersprüchen befangen finde, und tausendmal habe ich den Wunsch des Faust in mir wiederholt: „daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß zu sagen brauche, was ich nicht weiß!“

„So lehre Deine Zweifel!“ fiel ihm Georg in's Wort, „sie sind ja fruchtbar!“

„Hätte ich sie überwunden, wäre ich durch sie zur Klarheit gelangt, ich würde eine Lebenserfüllung darin finden, Anderen den gleichen Weg zu zeigen. Der in der Irre Suchende darf sich aber nicht zum Führer aufwerfen, ohne gewissenlos zu handeln,“ wendete Friedrich ein.

„Und was wird sich in diesem Deinem Empfinden auf dem Lande, was als Prediger an-

bern, wo Du ja auch als Lehrer aufzutreten hast?"

„Ich werde jedenfalls die Möglichkeit finden, Etwas zu nützen, auf die Moral und auf das Wohlbefinden der Pfarrkinder einzuwirken, wenn ich auch an mir noch zu arbeiten habe, um zur Ruhe zu gelangen.“

„Warum sprichst Du aber nie mit mir davon?“

„Ich mußte erst mit mir selbst zu einem Abschluß kommen. Mein Ehrgeiz, die Lust mir einen Namen zu machen, Ansehen zu gewinnen, die Welt zu sehen, waren sehr mächtig in mir. Ich hatte sie zu bekämpfen, um zur Entfagung zu gelangen. — Jetzt ist das geschehen!“

„Was soll das heißen?“ fragte Georg.

„Daß ich gelernt habe, mich zu bescheiden und nur nach einer nützlichen Wirksamkeit zu streben. Meine Welt, ich fühle es immer deutlicher, wird eng sein, wie die Verhältnisse, in denen ich erwuchs. Es hat mich gefördert, daß ich nach Höherem, Größerem strebte, gefördert durch schmerzliche Erfahrungen. Jetzt, da ich diesen Lebenserwerb in die

mir zugewiesene Enge tragen werde, bin ich ruhig geworden und mit meiner Zukunft ausgeföhnt.“

Er sprach das sehr bestimmt, aber der Ton seiner Stimme und der Ausdruck seiner Züge waren traurig.

Sie hatten während dieser Unterhaltung die Station erreicht, und flogen nun aus, die Schnellpost zu erwarten. Erst jetzt schien Beiden der Gedanke der bevorstehenden Trennung zu kommen, obschon ihre ganze Unterredung auf dem Wege unwillkürlich eine Vorbereitung dafür, ein letztes Aussprechen gewesen war. Beide schienen erst heute, erst in dieser Stunde zu empfinden, wie nahe sie sich standen, wie theuer sie einander waren. Schweigend gingen sie vor dem Posthause auf und nieder, den Blick immer nach der Seite zurückwendend von der die Post ankommen mußte. Endlich, als sie aus weiter Fern' ein Horn erklingen hörten, sagte Georg gepreßt: „Ich habe noch Etwas auf dem Herzen, was mich drückt und wobei Du mir helfen sollst. — Ich habe —“ er unterbrach sich, suchte nach Worten und sprach dann schnell: „Auguste wird trostlos sein über meine

Abreise — und sie ist sehr einsam. Kümmer dich um sie! und sage ihr, wenn Du zurückkommst, daß ich Dich darum gebeten habe.“

„Verlaß Dich darauf, Georg!“

„Und sage ihr auch, daß ich sie für eins der besten, selbstlosesten Geschöpfe halte, die die Erde trägt. — — Sobald ich in Ruhe bin, schreibe ich Dir Alles. Stehe mir bei! Du allein kannst es. Sie hat Vertrauen zu Dir!“

Friedrich konnte sich in diese Aeußerung nicht finden, da er stets an eine heimliche Verlobung zwischen Auguste und Georg geglaubt, indeß er hatte in diesem Augenblicke keine Zeit zu fragen. Das Posthorn schmetterte näher und näher, die Pferde wurden herausgeführt, um angeschirrt zu werden. Der alte Kutscher des Barons, der die Freunde bis hieher gefahren hatte, brachte den Mantel und den Handsack seines jungen Herrn herbei. Die Post hielt. Ein Bekannter, der sich in derselben befand, bog sich heraus, Georg seine Freude darüber auszudrücken, daß sie die Reise bis zur Hauptstadt gemeinsam machen würden, und die letzten Minuten schwanden schnell und wirr dahin.

Friedrich sah es, wie Georg sich in den Mantel hüllte. Er hörte, wie er mit dem Conducteur vom Wetter und von der Morgenkühle sprach, wie er auf die Frage, wohin er reise? „nach England!“ antwortete, — aber es kam ihm das Alles traumhaft vor. Es that ihm weh und ließ ihn doch kalt, er wußte sich's nicht zu erklären.

Da rief der Conducteur: „Einsteigen, meine Herren!“

Friedrich fuhr zusammen. Georg fiel ihm um den Hals. „Ich liebe Dich sehr, Friedrich!“ sagte er leise.

Sie umarmten sich noch einmal, dann stieg er ein. Der Schlag ward zugeworfen, der Postillon schwang die Peitsche, die Pferde zogen an, der Wagen setzte sich in Bewegung, und ein Paar Minuten darauf war er den Augen des Zurückbleibenden entschwunden.

„Wie lange werde ich das treue Gesicht nicht wieder sehen!“ sagte Friedrich im Selbstgespräch und wendete sich zurück. Da stand der alte Kutscher und trocknete sich kopfschüttelnd die Augen, als wolle ihm die Abreise seines jungen Herrn nicht in den Sinn.

„Daß so'n schöner Offizier, daß unser junger Herr nun partout Kaufmann werden muß!“ brummte er vor sich hin. Friedrich beachtete es nicht, und ging auf und nieder, sich zu sammeln.

Die Stallknechte führten die müden Pferde fort, und setzten den Platz. Die Kellnerin trug die Gläser, aus denen ein Paar der Passagiere getrunken hatten, in das Haus. Diese ruhige gleichgültige Thätigkeit hatte für Friedrich etwas Trauriges. Er wünschte den Ort zu verlassen, und da der Kutscher um eine halbe Stunde Rast für seine Thiere bat, machte sich der junge Mann zu Fuße auf den Weg, mit der Weisung, daß der Wagen ihm folgen solle.

Er mochte eine Viertelstunde gegangen sein, als er der Gesellen ansichtig wurde, deren Gesang er schon früher gehört hatte.

Die Betrübniß des Scheidenden war vorüber. Er sah heiter und wohlgemuth aus, und seine Augen schauten hell vorwärts in die Welt. Als er Friedrich erkannte, grüßte er denselben. „Glück auf den Weg!“ rief dieser ihm erwiebernd zu.

„Und heile Füße, daß er's einholen kann!“

entgegnete einer der Begleiter, „das Glück ist verflucht sink!“ Alle lachten, und während sie rüstig fortschritten, sangen sie aus voller Kehle:

Welche Lust, aus enger Stadt
In die weite Welt hinaus marschiren!
Und zumal wer Nichts dabeime hat,
Kann gewinnen Viel und Nichts verlieren.
Darum, Bruder mein,
Laß uns lustig sein!
Friß hinaus, da draußen liegt das Glück,
Thor ist, wer zu Hause bleibt zurück!
Auf die Wanderschaft laßt uns marschiren,
Unser Glück,
Unser Glücke draußen zu probiren!

Die Melodie des Liedes war so froh und zuversichtlich feck als der Inhalt des Textes, und noch aus der Ferne hörte Friedrich bei dem Schluß der zweiten Strophe, deren Worte er nicht mehr verstehen konnte, das schallende jubelnde: „Unser Glück, unser Glücke draußen zu probiren!“

Der Ton klang so verlockend, der Morgen war so schön, die Welt so funkelnd im Sonnenlichte. Es zog ihn wie mit Gewalt hinaus, er

hatte ordentlich Scheu vor der Heimkehr in die Stadt.

Alle wanderten sie fort, Alle wollten sie ihr Glück probiren, sich unbekanntem Verhältnissen, dem Zufall anvertrauen, Abenteuer suchen. Er allein blieb zurück und hatte kein Abenteuer zu erwarten.

Georg und der Handwerksgefelle waren nun Beide fort, es kam ihm vor, als sei ihm auch durch das Schelden des Leßtern ein Leid geschehen. Er mußte an die erste Scene des Zauberringes denken. Es hatte ihn als Knaben immer so gerührt, wenn die Ritter singend von dannen zogen, die Zelte abgebrochen wurden, die Fackeln erloschen, und der junge Herr Ott von Trautwangen allein zurückblieb in der Dunkelheit auf der feuchten nächtigen Wiese, traurig und sehnsüchtig der verschwundenen Herrlichkeit nachschauend. Grade so war ihm zu Muth. Er erschrak, als er den Wagen kommen sah, als ob ihn derselbe in einen Kerker führen sollte. Er hatte sich seit langer Zeit nicht so muthlos gefühlt und die Entfagung, zu der er sich zu gewöhnen strebte, war ihm lange nicht so schwer

geworden, als eben jetzt. Als er in die Stadt zurückkam, dünkte sie ihm trotz des hellsten Sonnenlichtes düster. Die Straßen kamen ihm eng vor, es wollte ihm Nichts gefallen, und niedergeschlagen sagte er sich: „Es ist wohl gut, daß du die Welt nicht sehen wirst! wie solltest du mit dir fertig werden, hättest du die Freude, die Schönheit gekannt, deren bloße Ahnung dich unzufrieden und begehrens-voll macht?“

Sich zu trösten sprach er sich die Worte Platens vor:

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheim gegeben,
Wird für keinen Dienst der Erde taugen!

Aber es fruchtete Nichts, seine Traurigkeit wollte nicht weichen.

Siebenzehntes Kapitel.

Im Heidenbrud'schen Hause angelangt, ließ er sich bei Auguste melden und ward in das Zimmer geführt, das Georg bisher bewohnt hatte.

Die Fenster desselben waren geöffnet, die Vorhänge bereits abgenommen. Auf den Tischen lagen Päckchen von Wäsche umher, die Diener trugen verschiedene Möbel hinaus, und mitten in der unbehaglichen Verwirrung stand Auguste, und überwachte zufriedenen Blickes die Ausführung ihrer Befehle.

„Sie finden mich in voller Arbeit,“ rief sie dem Eintretenden entgegen, „aber solche Abreise

auf lange Zeit macht doch eine gründliche Controlle nöthig und Georg ist sehr unordentlich. Es war nicht möglich von ihm heraus zu bringen, was er mitnahm und was er zurückließ. Da muß ich eben nachsehen!"

Friedrich hatte erwartet nach des Freundes Aeußerungen, das Mädchen traurig, vielleicht in Thränen zu finden, statt dessen war sie in voller, ihr zusagender Thätigkeit, und er fühlte sich überflüssig, da er gekommen war, sie zu trösten. Dennoch glaubte er, es sei seine Pflicht, die Aufträge des Reisenden auszurichten.

„Ich bringe Ihnen die herzlichsten Grüße von Georg! Seine Abschiedsworte galten Ihnen und waren voll Liebe und Verehrung für Sie!“ sagte er leise.

Bei der Zartheit seiner Natur sprach Friedrich das mit jener Zurückhaltung, die sich scheut, ein fremdes Geheimniß anzutasten und sich unaufgefordert einem Dritten als Vertrauten aufzudrängen. Auguste aber schien Nichts davon zu empfinden, sondern sagte plötzlich, zu einem Ausdruck von Trauer übergehend: „Gott weiß auch,

ob ich das nicht endlich von ihm verdient habe! Was hat er mir für Kummer gemacht! Wie ungewiß ist unsere Zukunft! und das allein, allein durch seine Schuld!“

Daß sie einen Scheidenden anzuklagen vermochte, der ihrer so dankbar gedacht, mißfiel Friedrich, und sein Gesicht mochte sein Erstaunen verrathen. Wenigstens lenkte Auguste Augenblicklich mit der Bemerkung ein: „Wer so, wie ich, von Jugend an auf sich selbst gewiesen worden, der muß es lernen, auch mit sich allein abzuschließen. Ich arbeite mich müde, dann wird der Schmerz still! — Mit sich fertig werden, das ist die Hauptsache im Leben!“

„Mit sich fertig werden, das ist die Hauptsache im Leben!“ wiederholte Friedrich gedankenvoll, und sah dann Auguste betroffen an. Es giebt Zustände, in denen die einfachste, bekannteste Bemerkung, der größte Gemeinplatz uns wie eine tiefe Erkenntniß erscheinen, weil sie unserm augenblicklichen Seelenbedürfniß entsprechen; das war jetzt mit Augustens Aeußerung der Fall. Die Festigkeit, mit der sie ihren Schmerz besiegte,

die Entschlossenheit, mit welcher sie sich selbstvergessen schnell wieder in die Arbeit versenkte, machten Friedrich den Eindruck großer Tüchtigkeit; sogar der ihm noch kurz vorher so mißfällige Tadel gegen den Freund gewann für ihn in diesem Mädchen eine andere Bedeutung.

„Ich beneide Sie um die sichere Klarheit Ihres Wesens!“ sagte er, als Auguste die Schränke und Schiebläden zugeschlossen hatte und mit ihm in das früher von Erich bewohnte Nebenzimmer gegangen war, in dem sie sich mit ihm niederließ.

„Ach!“ antwortete sie, „es ist ein altes Sprichwort, aber die alten Sprichwörter haben ihren tiefen Sinn: Gott läßt es nach den Kleidern frieren!“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine, wie ich wohl hätte durchkommen sollen ohne die Ruhe und Festigkeit, die Sie Klarheit in mir nennen? Denken Sie doch, daß ich, noch ein halbes Kind, in eine Familie eingetreten bin, in der eigentlich Jeder, obschon sie Alle im Grunde vortrefflich sind, sein eigenes

phantastisches Wesen und dadurch Alle solch' phantastische Lebenswege hatten, daß man schwindelnd werden könnte, wenn man sich nicht immerfort auf sich selbst und auf seine eigene Lage besonnen hätte. Dabei war die Schule, die ich in meines armen Vaters Hause durchzumachen hatte, auch eben nicht die leichteste!"

Sie schwieg zurückhaltend und Friedrich betrachtete sie mit wachsender Theilnahme. Ihr gesundes kräftiges Aussehen, ihr starkes, glänzendes Haar, die Festigkeit und Sauberkeit ihrer Kleidung, ja selbst ihr etwas harter Dialekt, waren so aus einem Gusse, so sehr das Gepräge eines bestimmten Charakters, daß Friedrich seine Freude daran hatte und es sich zum Vorwurf machte, Auguste bisher nicht nach Gebühr geschätzt zu haben. Er glaubte jetzt zu verstehen, was grade einen Mann, wie Georg, an dieses Mädchen fesseln konnte, was es ihm in allen Lebensverhältnissen sein mußte, und wenn er daran dachte, daß der Freund ihm von der Achtung und von dem Vertrauen gesprochen, die Auguste für ihn hegte, so schämte er sich, daß der

richtige Blick des Mädchens ihn herausgefunden, während er sie nicht gewürdigt hatte.

In dem Bestreben, das Versäumte gut zu machen, sagte er: „Ein so glücklich organisiertes Wesen, wie Sie, ein Mädchen, das sich schon in früher Jugend zur Selbstständigkeit erzogen, kann sicher, ich weiß das wohl, auch ferner in sich selbst beruhen. Aber Georg's Wünsche werden Ihnen ja heilig sein. Er hat mich zu Ihnen gewiesen, weil er fühlte, wie einsam seine Entfernung Sie lassen würde, weil er wußte, was ich durch dieselbe verliere, und er meinte, daß ich Ihnen nicht ein Trost, wohl aber ein Freund zu werden vermöchte!“

Sie sah ihn mit ihren hellen Augen langsam prüfend an, ohne eine Silbe zu entgegnen, so daß Friedrich, dem diese Beobachtung peinlich war, ihr die Hand entgegenhielt und fle^hte: „Lassen Sie mich um feinetwillen dafür gelten, bis Sie selbst mich als einen Freund erkennen.“

„Ich habe Sie immer für meinen Freund gehalten!“ rief sie nun plötzlich, seine Hand ergreifend und herzlich drückend, „ich sah Sie nur um

deshalb so verwundert an, weil Sie solche Einleitung für nöthig hielten. Sie müssen ja wissen, wie Georg und ich standen! Und die Anderen hätten es eben so gut wissen können, sähen sie noch etwas Anders als sich selbst in dieser Welt!“

Es entstand eine Pause, Friedrich erhob sich, um aufzubrechen. Sie hinderte es nicht. „Ich kann Sie nicht bitten zu bleiben,“ sagte sie, „denn ich habe wirklich zu thun. Aber Sie kommen bald wieder, und wenn Sie von Georg Briefe haben, so werden Sie sie mir zeigen.“

„Sicherlich! ich rechne auch auf Ihre Güte im gleichen Falle!“

„Zeigen? Nein! zeigen werde ich Ihnen keinen Brief von ihm. Wie könnte ich das? Aber erzählen will ich Ihnen Alles, was Sie wissen wollen – es ist so angenehm, von einem Entfernten zu Menschen zu sprechen, die ihn lieben und verstehen, und wer hat ihn hier wohl verstanden außer mir und Ihnen, außer uns Beiden?“

„Der Doctor unbedenklich!“ meinte Friedrich.

„O ja! aber dem sind die Menschen nur wie

die Medicamente in der Apotheke, Mittel zu seinen Kuren. Ein Offizier, der Kaufmann wird, ein Edelmann, der seinen Adel ablegt, so unrecht und schädlich es für denselben sein mag, sind ihm willkommen; das sind Blasenpflaster, die er brauchen kann. Georg weiß es auch, daß mit der Doctor schrecklich zuwider ist."

Zuwider? aber was sagte Georg dazu?

"Er tabelte mich und wollte mir beweisen, daß ich Unrecht hätte. Aber ich lasse mir Nichts beweisen, wo ich mit meinen zwei gesunden Augen sehe und mit meinen beiden Ohren höre. Ich weiß so gut als Einer, was recht ist und wer gut ist. Ich habe meinen eigenen Kopf und lasse mich nicht so leicht abbringen." Dabei packte sie verschiedene Kleinigkeiten, die sie aus Georg's Zimmer mitgebracht hatte, in ihr Schlüsselförbchen und ging mit Friedrich* in das untere Stockwerk hinab, wo sie von einander schieden.

Achtzehntes Kapitel.

Der Doctor hatte sich während aller dieser Vorgänge sehr ruhig gehalten und anscheinend nur mit seinen persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, denn noch war die Anklage, welche seiner Schriften halber gegen ihn erhoben worden, nicht beseitigt, sondern ging in dem langsamen Instanzenzuge der damaligen Rechtspflege ununterbrochen vorwärts. Zwei Gerichtshöfe hatten gegen ihn auf Majestätsbeleidigung erkannt, er selbst hatte die juristische Geschicklichkeit bestreuer Advokaten von sich abgewiesen, seine Vertheidigung vor den Richtern selbst geführt, und diese Vertheidigungen im Auslande drucken lassen,

woraus ihm neue Anklagen erwachsen waren, und von nah und fern riefen ihm seine Freunde, sich der ihm sicher drohenden Strafe einer langjährigen Gefangenschaft durch ein freiwilliges Exil zu entziehen. Indes ein solches Verfahren lag vollkommen außer seiner Sinnesart. Das Feld aus Furcht vor einer möglichen Niederlage zu räumen, dünkte ihm eben so schimpflich als thöricht; sich von seinem Berufe, von seinem Wirkungskreise zu trennen, ehe seine Thätigkeit für dieselben ihm unmöglich gemacht wurde, das wußte er weder mit der Liebe für diesen Beruf, noch mit seinem Gewissen zu vereinen, und endlich kam die sorgende Neigung für Cornelle dazu, ihn in der Vaterstadt zu fesseln.

Niemand konnte sich darüber täuschen, daß mit der Verlobung derselben für ihren Frieden Nichts gewonnen worden war. Ihre Gesundheit besserte sich nicht, ihre Niedergeschlagenheit blieb dieselbe. In launenhafter Unruhe beschäftigte sie sich mit Bleffens Zukunftsplänen, bei denen ihr stets die gewagtesten und fernliegenden die erwünschtesten schienen, und mit leidenschaft-

lichem Eifer betrieb sie das Studium aller Missionsberichte, suchte sie Pleffens Neigung für die Laufbahn eines Missionairs zu beleben. Konnte die geistige Bedeutung derselben ihn nicht bestimmen, seine Wünsche nach einem stillen Leben umzuändern, so strebte sie, seine frühere Reise- und Beobachtungslust in ihm wieder zu erwecken und ihm die Vorzüge darzustellen, welche das Leben in wärmeren Zonen für ihn haben müsse; aber alle ihre Bemühungen blieben erfolglos. Die Spannkraft seiner Natur war gebrochen, Cornelliens Versuche, sie zu beleben, riefen nur eine augenblickliche Erregung hervor, welche nachließ, sobald die Ursache derselben aufhörte, und er fing an, das Verfahren seiner Braut mehr und mehr als eine Lieblosigkeit und eine Ungerechtigkeit zu empfinden, vor denen er sich zu schützen, vor denen er Ruhe zu suchen habe, wollte er nicht untergehen.

Cornelle ihrerseits sah bang dem Herannahen des Hochzeitstages entgegen, der für den Herbst festgesetzt war, und der Aufenthalt in Gnadenfrei, den das junge Ehepaar auf alle

Fälle nach der Verheirathung für einige Monate machen sollte, fing an ihr immer trostloser zu erscheinen. Es widerstrebte ihr, in eine Gemeinschaft einzutreten, deren Mitglieder sie nicht persönlich kannte. Eine Lebensrichtung einzuschlagen, bei der sie fortan der Freude entbehren sollte, welche die Künste dem Menschen gewähren, dünkte sie barbarisch; und sich einer Autorität in geistigen Dingen zu unterwerfen, auf's Neue den absoluten Glauben ohne Verstandesprüfung zum Banniere zu erheben, kam ihr nach den eben gemachten Erfahrungen mehr als bedenklich vor. Besonders aber sträubte sich ihr Unabhängigkeitsinn gegen den Zwang der Gemeindeordnung, und sie, die seit Jahren freiwillig den äußeren Genüssen des Lebens entsagt, die sich alles Schmuckes enthalten hatte, fand es unerträglich, grade in diesen Dingen nicht Herr ihres Willens und ihres Geschmacks zu sein.

Mit Erstaunen bemerkten es die Personen ihrer Umgebung, daß sie bisweilen wieder in hellfarbiger Kleidung erschien, daß sie Armbänder und Ohrringe anlegte, daß sie es war, die zum

Besuche bei andersdenkenden, befreundeten Familien aufforderte und an die Nothwendigkeit erinnerte, diese oder jene Fremde einzuladen, mit einem Worte, daß sie sich wieder der Geselligkeit und dem gewöhnlichen Leben zuzuwenden begann.

Seit der Prediger gefänglich eingezogen worden, hatte die Gemeinde sich um einen jüngern, ihr im Geiste angehörigen Theologen versammelt, und die Bestunden und Andachtsübungen waren für kleinere Gruppen der Frommen in einzelnen Privathäusern abgehalten worden, während die Ausgewählten sich nach wie vor um die Gräfin scharrten, welche das Anathem gegen ihre frühere Freundin zum Gesetze unter ihnen erhob. Alle Versuche Corneliens, sich mit der Gräfin zu verständigen, ihre flehende Bitte um ein volles Vertrauen, damit gemeinsames Forschen ihnen möglich und der Bund ihrer Freundschaft erhalten werden könne, waren von der Gräfin mit der Kälte geistigen Hochmuthes zurückgewiesen worden.

„Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!“ hatte sie der Freundin geantwortet, als diese sie

vor dem Verhöre um Aufklärung, um Wahrheit beschworen hatte. „Vermagst Du nicht unbedingt zu glauben an die Menschen, die Du siehst und kennst und liebst, vermagst Du nicht zu glauben an uns über Dein Verständniß hinaus, wie willst Du glauben an den Unsichtbaren? wie willst Du glauben an die Wunder, mit denen er uns umgeben, uns zur höchsten menschlichen Tugend, zum Glauben zu gewöhnen? Wer aber nicht mit uns glauben kann, der kann auch nicht mit uns wirken!“

Unter diesem Vorwande hatte die Gräfin plötzlich Cornelia von dem Unterricht an den Armenthulen und von der Armenpflege auszuschließen gewußt. Man hatte ihr, mit der offenen Erklärung, daß sie das Vertrauen und die Achtung der Gemeinde durch ihre im Verhöre und in privater mündlicher Besprechung kund gegebenen Zweifel an den Häuptern der Gemeinde verscherzt habe, die Cassenverwaltung abgenommen. Eben so waren die Nothleidenden, deren persönliche Aufsichtigung ihr obgelegen, angewiesen worden, keine Hülfe und keinen Rath mehr von Fräulein

von Heidenbrud anzunehmen, da der gute Geist von ihr gewichen und also ihr Beistand nicht mehr heilsam sei.

Die Meisten dieser Pflegebefohlenen wußten, daß Cornelia nur noch kurze Zeit an diesem Orte verweilen, daß die Gräfin dauernd an demselben bleiben werde, und zogen die bleibende Wohlthäterin der Fortgehenden vor. Andere waren selbst so weit fanatisirt, Cornelia zu mißtrauen, so daß sie sich plötzlich von allen Seiten mit Uebelwollen und Zurückweisung bedroht und in eine gänzliche Unthätigkeit versetzt sah. Je mehr sie an der Gräfin, an der Gemeinde, an der eigenen Wirksamkeit und ihren Schülern gehangen, um so tiefer mußte dieser Schlag sie treffen. Ein Mensch, der lange in einer ihn mit sich tragenden Gemeinschaft lebte, gleicht der am Spalier erzogenen Treibhauspflanze, die Luft und Freiheit nicht ertragen kann.

Cornelia fühlte sich ihrem Element entfremdet. Haltlos, ohne Beschäftigung, ohne Liebe für ihren Verlobten, ohne Vertrauen und ohne Neigung für die von ihm beabsichtigte Zukunft, konnte nur

ein gewaltiger Entschluß sie retten, aber er mußte aus dem eigenen Innern kommen, um nachhaltig zu sein.

Nieder gebeugt von der offenen Verachtung, welche ihre früheren Glaubensbrüder ihr bewiesen, aufgerieben von Blessens Ermahnung zur Demuth und Unterwürfigkeit, erwachte plötzlich jene Leidenschaft in ihr, welche meist der Vorbote der Freiheit ist, der zornige Trotz. Sie fragte sich: „Wer hat alle diese Menschen zu Herren und Meistern über mich gemacht? Wer hat Blessen Rechte über mich gegeben, als nur mein Glaube und mein freier Wille? Hört mein Glaube auf, so endet seine Herrschaft über mich, erkenne ich diese nicht mehr an, so bin ich frei!“ Mit diesem Gedanken kam ein neues Leben über sie.

Seit sie nicht mehr fragte, was die Gräfin, was die Geistesgenossen zu ihren Zweifeln sagen, wie sie über ihre rückkehrende Selbständigkeit urtheilen würden, fiel es wie Schuppen von ihren Augen.

Zögernd holte sie aus der Bibliothek des Vaters die Wolfenbüttel'schen Fragmente, zögernder noch ging sie daran, die Werke Kant's und Fich-

te's zu lesen, so weit sie ihr verständlich waren, aber mit jedem Tage wuchs ihre Zuversicht bei der Lectüre und mit der Zuversicht auch ihre Kraft. Ihr festes Gottvertrauen ward ihr bester Lehrmeister. Ihr Glaube an seine Allweisheit, welche nicht das Geringste nutzlos geschaffen, Nichts von allem Geschaffenen zur Unthätigkeit verdammt, gab ihr den Muth wieder, ihre Seelenkräfte, ihr Urtheil zu gebrauchen.

Wie Verbannte, die sich ihr Vaterland wieder erobert haben, so fühlte sie, als sie sich die Freiheit des Denkens wieder zuerkannte. Wie der Genesene froh die Glieder regt, so freudig übte sie den Geist in immer fortschreitendem Verstehen der Systeme, die den Menschen einsetzen in seine Heimath, in die Erde, in seine Rechte, in die freie, nur durch die eigene Fähigkeit beschränkte Forschung und Selbstbestimmung.

Niemand wußte um diese Studien, Allen aber war die Veränderung in ihrem Aeußern sichtbar. Ihr Auge schaute wieder hell umher, ihr Gang ward sicher, als habe sie auf's Neue festen Fuß gefaßt auf dieser Erde. Ihre Stimme verlor den

klagenden Ton, der fortdauernd die Unvollkommenheit des irdischen Daseins zu beweinen schien, und seit sie sich nicht mehr gewaltsam verschloß gegen die heitere Schönheit des Lebens, begann dasselbe ihr wieder mit seinem Sonnenschein die Seele zu erwärmen.

Mit Freuden begrüßte sie den Zeitpunkt, in dem ihr Vater die Stadt zu verlassen und sich auf das Land zu begeben pflegte. Bei großen inneren Krisen ist es eine Wohlthat, sich von dem Orte zu entfernen, der Zeuge unserer Leiden, unserer Irrthümer gewesen ist. Die Unmöglichkeit, den früheren Genossen zu begegnen, die früheren Beschäftigungen fortzusetzen, mußte Cornelia auf dem Gute das Vergessen leichter machen, und eine schmerzliche Vergangenheit muß man zu vergessen suchen, will man eine neue Zukunft beginnen.

Blessen war verhindert, der Familie gleich auf das Gut zu folgen, aber Friedrich sollte mit ihnen gehen, um dort einen längeren Aufenthalt zu machen und sich allmählich jene Einsicht in die Landwirthschaft zu erwerben, ohne welche der

Geistliche auf dem Lande immerdar ein Fremder unter seinen Pfarrkindern bleiben muß, denn der Bauer glaubt nicht, daß Jemand ihm in den höchsten Dingen Rath geben könne, der in den täglichen Erlebnissen weder sich noch Anderen zu helfen weiß.

Am letzten Abende, den sie in der Stadt zu brachten, kam der Doctor so spät zu seinen Freunden, daß man ihn kaum noch erwartet hatte. Er sah bleich und abgesspannt aus, als habe er eine heftige Anstrengung gehabt, erklärte aber, da man ihn deshalb fragte; er fühle sich wohl und habe nur einen weiten Spazierweg durch die Felder gemacht. „Da ich selten dazu komme,“ fügte er hinzu, „so gehe ich denn immer zu lange und zu weit, und ziehe mir meist eine große Ermüdung zu, welche mir indeß schließlich doch wohlthätig ist!“

Der Baron tabelte ihn, daß er im Ganzen zu wenig für sich selbst lebe; Plessen meinte, so fern dem Genuße der Natur, müsse endlich das Gefühlsvermögen für dieselbe sich abstumpfen, aber der Doctor bestritt diese Behauptung.

„Wir haben uns leider so sehr gewöhnt, den Menschen und die ihn umgebende Welt zu trennen, sagte er, daß wir ihn derselben entgegensetzen, daß wir von Menschenbeobachtung und von Naturbeobachtung sprechen, als ob die erstere nicht auch eine Naturbeobachtung wäre. Wir nennen die Freude an der Welt Genuß, die Freude an einem Menschen Liebe, während man reinen Naturgenuß empfinden kann im Anschauen und Betrachten eines in sich vollendeten Menschen, und die Natur lieben mit der Hingebung seines ganzen Wesens. Ueberhaupt könnten wir mit viel weniger Worten fertig werden, wären unsere Begriffe klar, unsere Gefühle nicht verwirrt.“

„Sie sind heute so aphoristisch, Doctor!“ meinte Plessen, „wie die goldnen Sprüche des Pythagoras!“

„Keinesweges! es handelt sich hier um eine sehr einfache Wahrheit und um eine noch einfachere Erfahrung!“

„Und welche wäre das?“ fragte der Baron.

„Die Erfahrung, daß aller Idealismus Liebe, aller Realismus Selbstsucht ist, und der Kampf

dieser beiden gleichberechtigten Kräfte das bewogende Prinzip im Menschen. Ohne eine ausdauernde Selbstsucht kann der Mensch nicht bestehen, sie ist seine Bedingtheit, seine Nothwendigkeit — aber seine Schönheit liegt in der bewußten Liebe, wenn diese mächtiger wird als das Gefühl der Selbsterhaltung!“

Es war selten, daß der Doctor sich in Erklärungen und Besprechungen solcher Themas einließ, darum fiel es Allen auf. Er schien jedoch mit seiner Behauptung die Sache für erledigt anzusehen, und fragte abbrechend den Baron, welche Nachrichten die Zeitungen gebracht, so daß die Unterhaltung schnell eine andere Wendung nahm, ohne deshalb wie sonst eine angeregte zu werden. Der Doctor blieb gegen seine Gewohnheit theilnahmlos, und als er kaum eine Stunde dagewesen war, stand er mit dem zehnten Glockenschlage auf, sich zu entfernen.

Er sagte dem Baron Lebewohl, man sprach noch von kleinen Dienstleistungen und Besorgungen, die man von einander erwartete, es war ein ganz gewöhnlicher Vorgang, und doch legte

sich eine Befangenheit über die Anwesenden, die Jeder fühlte und Niemand sich zu erklären vermochte. Hatte der Doctor sich schnell und plötzlich erhoben, so zögerte er jetzt, obschon alles Nöthige durchsprachen war. Cornelle hielt sich fern von ihm, und eben trat er an sie heran, ihr zum Abschiede die Hand zu geben, als Auguste die Bemerkung machte: „Sie Beide werden sich also nun vor Cornelliens Abreise wohl nicht mehr wiedersehen?“

„Nein!“ sagte der Doctor ruhig, aber es flog eine heftige Bewegung über seine Züge, die er nicht bemeistern konnte.

„Ich soll Sie nicht mehr wiedersehen!“ sprach Cornelle nach, und ihre Rechte ward kalt in der seinen.

„Nein!“ sagte er nochmals, „aber vergessen Sie mich nicht!“

Er drückte dabei ihre Hand und schritt schnell der Thüre zu. Cornelle war bleich geworden, die Thränen traten ihr in die Augen, sie sah ihm einen Moment sprachlos nach, dann raffte sie sich zusammen, und folgte ihm mit raschem Entschlusse.

Als sie in das Nebenzimmer traten, sagte sie: „Ich kann es nicht fassen, daß ich so und jetzt von Ihnen scheiden soll. Ich hatte nie daran gedacht!“

„Sie hatten nicht daran gedacht?“ fragte er.

„Es war mir, als hätte ich Ihnen noch so viel, so viel zu sagen!“ sprach sie mit ängstlicher Hast.

„Und was, Cornelia?“

„Ich meinte, Sie sollten mir rathen, mir helfen! — Nun ist es zu spät!“ fügte sie fast tonlos hinzu, als Friedrich und Plessen aus der Wohnstube herein traten.

Da ergriff der Doctor Corneliens beide Hände und sagte leise: „Für das Rechte ist es nie zu spät!“ und ehe sie ein Wort erwiedern konnte, hatte er das Zimmer verlassen.

Friedrich eilte ihm nach, um mit ihm zusammen nach Hause zu gehen, Plessen und seine Braut blieben allein zurück: „Was war das, Cornelia?“ fragte er.

Sie antwortete nicht.

„Der Doctor“ — — hob Plessen wieder an.

„Sprich nicht von ihm! ich bitte Dich!“
flehte Cornelia, „er war mein ältester, mein
treuester Freund!“

„Und das fühlst Du erst jetzt, erst so plöz-
lich in dieser Stunde?“

„Die Todeskunde macht hellsehend!“ ant-
wortete sie, und brach in Thränen aus. Dann
schwiegen Beide.

„Ich werde Euch morgen bis Mitteldorf be-
gleiten! der Vater hat es mir angeboten!“ sagte
Plessen endlich.

„So sehen wir uns ja noch!“ entgegnete
Cornelia, erwiderte mechanisch den Händedruck
ihres Bräutigams, und Plessen verließ das Haus.

Neunzehntes Kapitel.

Das Leben auf dem Lande war für Friedrich eben so neu als die Muse, welche er genoß. Er hatte seine Unterrichtsstunden aufgegeben, seine Collegia geschlossen und den Vorsatz gefaßt, beide nicht wieder zu beginnen, sondern sich auf dem Gute für sein künftiges Landleben vorzubereiten. Seit dem Knabenalter war seine Zeit stets einer strengen Eintheilung unterworfen gewesen. Frühe Noth, frühe Liebe, Ehrgeiz und Wissensdrang hatten ihn in ihren Bahnen umhergetrieben, so daß er der Ruhe, die er sich bereitet, jetzt als einer wahren Heiligung genoß.

Früh bei Tagesanbruch die Felder zu durch-

schweifen, Mittags im Waldesschatten zu rasten, oder am schilfbewachsenen Teich sinnend dem Spiele der Wasserinsekten zuzuschauen, den Abend im Freien auszukosten, und mit diesen Bildern in der Seele einzuschlafen, wenn das Mondlicht durch seine Fenster zitterte, das war Alles, was er begehrte. Jener Egoismus, welcher den Kranken eigen und der ihre größte Hülfe in der Genesung ist, hatte sich plötzlich seiner bemächtigt, als er die Ruhe kennen und fühlen lernte, wie nöthig er ihrer bedurfte.

Es ist ein doppelter Zug im Menschen, der ihm den Besitz erstrebenswerth und das Nichtbesitzen erwünscht macht. Haben wir gearbeitet und getrachtet, uns einen festen Wohnsitz, Hab und Gut zu schaffen, so fühlen wir, wenn wir den Reisewagen besteigen, daß der Besitz eine Last ist, und genießen es als eine Freude, los und ledig uns mit leichtem Gepäck auf uns selbst gestellt zu finden. Dann schätzen wir gering, was wir mühsam erworben, dann möchten wir von uns werfen, was uns bald wieder wesentlich und unentbehrlich scheint, und unsere Natur ver-

hilft uns auf diese Weise zu immer neuer Zufriedenheit, zu immer neuem Genusse. Eine ähnliche Erfahrung hatte Friedrich in Bezug auf seine Kenntnisse zu machen.

Hier in der Stille des Landlebens dünkten ihn plötzlich alle seine Studien überflüssig, sein Wissen nutzlos. Der Bauer, der seinen Acker zu bestellen, den Jahreszeiten zu begegnen und ihnen ihre Früchte abzugewinnen weiß, kam ihm beneidenswerth vor, weil derselbe, mit keinem unwesentlichen Wissen beladen, Zweck und Erfolge seiner Arbeit in jedem Augenblick zu überschauen vermag. Eine Geringschätzung aller Abstraction und Speculation bemächtigte sich seiner, die Bücher, welche er zu fleißigem Studium sich mitgenommen, lagen unangerührt und staubbedeckt, die Tinte trocknete ein, aber Friedrich's Auge schaute immer heller umher, sein Herz wurde leicht und frei; wie ein veränderter Standpunkt uns alle Gegenstände unter neuem Lichte zeigt, so änderte sich auch seine Ansicht über die eigene Vergangenheit.

Hatte er es sonst stets für ein Unglück gehalten, in niederm Stande und in Dürftigkeit

geboren zu sein, so sah er dies jetzt als einen Vortheil an. Das Wenige, was er vom praktischen Leben und von der Arbeit für dasselbe kannte, stammte aus jener Zeit, dankte er dem engen Vaterhause, und die Erinnerung an dasselbe bahnte ihm den Weg, sich mit den Menschen zu verständigen, für die er künftig zu leben und zu wirken dachte. Auch den Verlust Helens lernte er hier als eine durch die Verhältnisse gebotene Nothwendigkeit betrachten, und das Gefühl einstiger Kränkung, erlittenen Unrechts, das sich bisher in ihm stets mit der Erinnerung an seine Jugendliebe gepaart hatte, schwand hier mehr und mehr dahin.

Wenn er Abends durch die Felder ging und das stattliche Schloß mit seinen vier Thürmen sich vor ihm ausbreitete, wenn er die Unterthänigkeit sah, die der Baron von seinen Leuten für alle Glieder seiner Familie forderte und empfing, und wenn er die huldigende, durch mannigfache Wohlthat erzeugte Liebe der Dorfbewohner für die Schloßherrschaft gewahrte, so konnte er es sich nicht verbergen, daß Helene auch im günstigsten Falle

eine Menge gewohnter Befriedigungen an seiner Seite entbehrt haben würde; er konnte sich es nicht verhehlen, daß die selbstherrliche Freiheit, die menschlich gesunde Schönheit eines Lebens, welches im Besiß des festen Grundes und Bodens wurzelt, kaum durch etwas Anderes zu ersetzen sei. Je öfter ihm hier die Frage in den Sinn kam, ob Helenens Liebe stark genug gewesen sein würde, auf alle diese Vortheile zu verzichten, je deutlicher ihm die Verantwortlichkeit zu werden begann, die er in der Unerfahrenheit der Jugend über sich zu nehmen bereit gewesen war, um so mehr trat die Erinnerung in ihm zurück, daß er Helene einst zum Weibe begehrt hatte, um so andächtiger liebte er in ihr sein Ideal, und diese Verheißung, welche die Baronin einst tröstend der Tochter gegeben, erfüllte sich für ihn.

Schon seit lange hatte er es vermieden, nach dem Ergehen der Gräfin zu fragen, denn fast Alles, was er in den letzten Jahren über sie vernommen, war ihm schmerzlich gewesen. Hier aber, wo sie als Kind gespielt, als Mädchen geweilt

hier, wo ihr Andenken geliebt und freundlich in dem Gedächtniß aller Dorfbewohner lebte, hier ward er es nicht müde, nach ihr zu fragen und von ihr zu hören; denn überall begegnete er dem reinen Bilde, das er in sich trug. In dem Hause des Predigers, der sie unterrichtet und getraut, in der alten Anna Wohnung war er bald ein gern gesehener Gast geworden, und auch die Bauern und Diensteute hatten sich schnell an den fremden Herrn vom Schlosse gewöhnt, dem sie mit dem Inspector oder mit dem Jäger in Feld und Wald zu allen Stunden begegneten.

Eines Tages, zur Zeit der zweiten Heuernte, ging Friedrich am Nachmittage hinaus, den Inspector auf der Wiese zu treffen, die jenseits des Flusses gelegen war. Die Sonne stand hoch am Himmel, und rüstig zuschreitend, um die Erlen zu erreichen, welche das Bächlein des Dorfes bis zu seiner Mündung in den Fluß begleiteten, hatte er bald einen Mann eingeholt, der ein tüchtig Ende vor ihm voraus gewesen war.

„Guten Tag! Herr Schöne!“ rief er ihm zu.
Der Andere, ein starker, kräftiger Sechsziger,

drehte sich langsam um, rückte den Hut und sagte:
 „Guten Tag! Herr Candidat!“

„Was ist das für eine furchtbare Hitze!“ bemerkte Friedrich und trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

„Ja! schön Wetter!“ entgegnete der Landmann, „es kommt heute Alles 'rein!“ er setzte dabei den kleinen schwarzen Filzhut wieder auf, klopfte im Gehen sorgfältig die kurze Pfeife aus, und steckte sie in den Stiefel, den er über die graue Tuchhose gezogen trug. Als das geschehen war, sah er in Friedrich's, vom raschen Gehen hoch geröthetes Gesicht und fragte: „Sie kommen doch wohl nicht vom Schloß?“

„Ja wohl!“ — Der Bauer schüttelte den Kopf und schwieg, bis Jener zu wissen verlangte, wie weit es nach dem großen Vorwerk sei.

„Da wollen Sie doch nicht hin?“ meinte der Alte.

„Noch darüber hinaus, nach der Schloßwiese hinunter!“

„Das ist 'ne gute Stunde Wegs und noch was drüber. Ich muß auch nach der Selte!“

„Der Inspector sagte mir, es sei nicht weit!“ wendete Friedrich ein.

„Ja, auf dem Sattel! aber fragen Sie 'n mal sein Pferd! Wer's laufen muß, der kennt's!“

Sie gingen, während sie so sprachen, vorwärts, wobei der Alte durch seine Ruhe den schnellen Schritt des Jüngern mäßigte. Auf den Wiesen war munteres Leben, der sammetweiche, frisch gemähte Plan funkelte goldig grün in der Sonne, überall sah man die Mädchen mit den Rechen das Heu zusammenbringen, das bei dem Aufladen von den Wagen herunterfiel, oder bepactete Wagen davon fahren. Es war ein heiterer Anblick.

„Solche Arbeit ist eine wahre Lust, wenn man sie mit der Arbeit vergleicht, die in den Städten gethan wird!“ meinte Friedrich. „Wie Viele sitzen dort vom Morgen bis in die Nacht in ihren engen Werkstuben, die das ganze Jahr nichts Grünes sehen!“

Der Bauer antwortet selten auf eine Reflexion, auch schwieg der Alte, und der Andere bemerkte: „Man sieht recht, welch ein Segen es ist.“

Wie gesund sehen die Leute aus, wie wohlgenährt und frisch sind sie Alle!“

„Es fällt hier auch Nichts vor!“ erwiderte der Alte.

„Es fällt Nichts vor? Was soll das heißen?“ fragte Friedrich.

„Es geschieht hier Nichts! Seit Jahren und Jahren ist hier Nichts gestohlen und sonst Nichts vorgekommen!“

„Das sagte mir der Pfarrer auch mit großem Stolz.“

Der Alte hob lächelnd den Kopf empor. „Der Stolz sollt' ihm wohl vergehen, wenn sie hier hungerten! Aber so sind sie Alle!“

„Ich meine, Herr Schöne! Sie müßten mit dem Herrn Pfarrer wohl zufrieden sein, er ist ein braver und gelehrter Mann und ein treuer Seelsorger.“

„Da sag' ich Nichts dagegen, Herr Candidat! gar Nichts dagegen! Wir sind mit ihm zufrieden und er wird's auch mit uns sein, denn er bekommt das Seinige. Aber das Seelsorgen sollt' ihm schon vergehen, wenn's anders wäre. Da drü-

ben in Lippkenscheld, da predigt sich der Pastor die Lunge aus dem Leibe, und der Schulmeister bringt den Jungen die zehn Gebote bei, so wie sie auf den Beinen stehen können, aber gehen Sie mal hin und sehen Sie sich dort um. Wer Hände hat, der stiehlt, Alles ist dort herunter gekommen, und kein Pastor hat's hindern können mit allem Predigen. Das Predigen macht's just am wenigsten!"

Friedrich war überrascht. „Aber ich habe Sie doch Sonntags immer in der Kirche gesehen, und Sie schienen von der Predigt viel zu halten!“ wendete er ein.

„Das thu' ich auch, und unser Herr Pastor macht's auch sehr erbaulich und sehr gut, man muß nur dazu haben!“

„Was muß man haben und wozu?“

„Sehen Sie, Herr Candidat!“ Antwortete der Alte, „zu Allem muß man's haben und zum Rechtthun zu allermeist, denn Noth kennt kein Gebot. Da drüben in Lippkenscheld haben sie nicht das Heind auf dem Leibe und keinen Bissen im Munde, und kommt die schlimme Jahreszeit, so fehlen sie

im Busch wie die Raben, und keine Scheune und kein Stall ist vor ihnen sicher. Verhungern will Keiner und seine Kinder hungern lassen erst recht nicht!“

Er hielt eine Weile inne und fuhr dann fort: „Sie lernen dort drüben auch: Du sollst Vater und Mutter ehren! und unter den paar Bauern, die dort noch etwas haben, da liegen sich Vater und Sohn beständig in den Haaren.“

„Aber woher kommt das?“ fragte Friedrich, immer lebhafter von der Unterredung angezogen.

„Das kommt von der schlechten Wirthschaft, bloß von der Wirthschaft. Ein Stein, der rollt, der setzt kein Moos an, kein Thier hält sich drauf! Drüben das Gut, das ist wohl in acht, neun Händen gewesen, das ich denken kann! Erst hatte es der Sohn vom alten Grafen, der hatte sich im Krieg das Spielen angewöhnt und hat's verkaufen müssen. Dann kam's an Einen, der ließ Torf graben und Glashütten anlegen, da lief Alles in die Fabrik, sogar die Kinder wurden auch 'reingesteckt. Nachher, wie's schief ging und die Hütte Nichts brachte, da saß Alles da. Die

Hecker waren runtergekommen, denn Alle hatten sich auf's Speculiren gelegt und hatten sich Alle verspeculirt; da ging's an's Verkaufen — der Bauer wie der Herr. Erst von jedem Bauergute eine halbe Hufe an den Müller oder an den neuen Gutsherrn, dann wieder ein Stück an den nächsten Gutsherrn. Der Jezige hat's All in der Hand, und es sitzen nicht mehr drei Bauern auf den alten Hufen, und die da sind, die sind in Noth und sind alt, können aber doch nicht fort vom Hofe, kommen nicht in's Ausgebing, denn für Zwei trägt's das verarmte Wesen nicht, und ein Alter kann doch nichts Rechts mehr schaffen. Das wird den Jungen zu lang, und es ist Zanf ohn Absehen und End' zwischen Vater und Sohn. Da lassen Sie denn einmal den Pastor davon predigen, daß sie Vater und Mutter ehren sollen und nicht begehren des Nächsten Hab' und Gut! — Wer gottesfürchtig sein soll, der muß es dazu haben, das ist die Hauptsache!“

Friedrich hörte dem Alten mit Erstaunen zu. Es war einer der vermöglichsten und bravsten Bauern des Dorfes. Wie er sechzig Jahre alt geworden, hatte'er

dem Sohne die Wirthschaft übergeben und war in's Ausgebing, in ein kleines Haus gezogen, das zu seinem Gut gehörte. Seinen Unterhalt bezog er nach einem festen Abkommen von seinem Sohne. Er selbst bestellte nur das Stück Gartenland, das er sich vorbehalten, und hatte sich nun ganz auf die Bienenzucht gelegt, die er mit Glück und Vorliebe betrieb. Dabei galt er für einen guten Nachbar, und ihm und seinem Sohne ward es nachgerühmt, daß nie ein Armer hülflos von ihrer Schwelle ging. Aus dem Munde eines solchen Mannes bekamen diese Worte für den künftigen Landgeistlichen ein bedeutendes Gewicht.

„Wenn man Sie so sprechen hört, Herr Schöne,“ sagte er, „so sollte man eigentlich meinen, der Pastor wäre ganz überflüssig auf dem Dorfe!“

Der Bauer antwortete nicht gleich. Er nahm den Hut ab, kämmtete sich mit dem runden, breiten Kamme, der sein Haar im Nacken zwischen den beiden Ohren zusammenhielt, mehrmals über den Kopf, und sah sich dabei seinen Gefährten behutsam an, als wolle er erforschen, wie weit man

mit ihm gehen dürfe. Dann setzte er den Hut wieder auf, drückte ihn tief in die Stirne, so daß er ihm die Augen ganz beschattete und meinte: „Ueberflüssig? I nun! just überflüssig ist der gewiß nicht, denn wie soll man sich taufen und einsegnen und trauen und begraben lassen ohne einen Pastor, und unserer ist von den Allerbesten Einer — aber anders könnt' es freilich sein!“

„Ja! wie denn aber?“ fragte Friedrich.

„Zu arbeiten giebt's immer, Herr Candidat! ist's nicht das Eine, ist's das Andre, und wer richtig arbeitet, der wird auch satt. Da war hier der Weber im Dorf, der hungerte mit Weib und Kind, denn die Weberei ging nicht, und all' Augenblick hatte ich einen von seinen Jungen in meinem Garten beim Rübenausziehen und Apfelstehlen abzukasschen. Aber kaum war ihnen der Buckel hell, so waren sie wieder da, und es waren Jungens, die kaum die Haut über die Knochen hatten. Zuletzt sah ich, das Prügeln nuzte Nichts, sie stahlen anderwärts und der Eine kam zuletzt in's Loch.“

„Und was wurde dann aus ihnen?“ fragte Friedrich.

„Was dann geworden ist? Ich bin dann hingegangen und hab' den Weber genommen und ihm gesagt: Wenn ich seh, mein Acker will keine Kartoffeln mehr tragen, so muß ich Rüben setzen. Wenn Deine Weberei Nichts abwirft, da bist Du ein Narr, wenn Du immer weiter webst und die Jungens Nichts lernen läßt, als die Weberei, bei der sie aus Noth stehlen und alle noch in's Zuchthaus wandern. Du hast ja ab und zu 'nen Korb gemacht, wenn's nöthig war, und hast es gut bezahlt bekommen, mach' Körbe. — Und nun sind sie auf dem Strumpf Alle sammt, fahren mit 'nem eigenen Esel 'rum durch's Land bis in die Stadt, und es stiehlt keiner mehr. Sind's nicht Körbe, so ist's was Andres!“ —

„Sie meinen also, der Pastor sollte darauf sehen, daß die Leute Arbeit und ihr Auskommen hätten, damit der Mangel sie nicht zu Verbrechen treibe?“

„Es sollt' wohl gut sein, Herr Candidat! Es sollte manch' Einer in den Himmel kommen,

wenn's Ihm nicht gar zu schlecht ging in der Welt. Bloß pred'gen, was man nicht soll und wie man nicht in den Himmel kommt, das macht's lange nicht!"

Sie waren dabei bis zu dem Punkte gelangt, an dem ihre Wege sich trennten. Der Bauer blieb stehen, zeigte Friedrich den Fußpfad, den er einzuschlagen hatte, und sagte dann: „Nichts für ungut, Herr Candidat! und es mag auch sein Gutes haben mit der Gelehrsamkeit, nur hier und draußen nutzt's nicht viel! Also Nichts für ungut!"

„Im Gegentheil! ich will mir's merken, und ich danke Ihnen, daß Sie mir es sagten! Ich will von Ihnen lernen, wie man helfen kann!" rief Friedrich warm.

„Lernen? lernen kann so 'n studirter Mann wohl Nichts von unsereinem, Herr Candidat! aber was ich so gesehen hab', das will ich Ihnen sagen, wenn Sie's hören wollen! Guten Weg und Adjes! Herr Candidat!"

Damit wendete er sich zur Rechten, und Friedrich schlug den Steg zur Linken ein, immer dem

Wasser entlang, dessen leises Murmeln ihn begleitete. Aber so liebevoll er sich sonst in den Genuß der Natur versenkte, heute sah er Nichts von all' der sanften Schönheit um ihn her. Die Unterredung mit dem Bauern beschäftigte ihn ganz allein, sie hatte eine Menge von Fragen und Gedanken in ihm angeregt, die ihn alle in das praktische Leben hinauswiesen. Was hatte auch das Studium der Kirchenväter, dem er durch lange Jahre die ganze Thätigkeit, die ganze Kraft gewidmet, mit den Bedürfnissen, mit der Moral des täglichen Lebens gemein? Was hatte es im Grunde in ihm selbst gefördert, als jene Zweifel und Anschauungen, welche seinem Vater und diesem Bauern aus der eigenen Vernunft gekommen waren, weil dieselbe nicht durch absichtliche Erziehung für die Theorie und für das Jenseits von der Erde und von der Thätigkeit auf ihr abgewendet worden waren.

Der Nachtheil, welchen der Alte in dem Wechsel der Gutsbesitzer für das Dorf erblickt, die üblen Folgen der Fabriken auf den ruhigen Erwerbseiß der Landbewohner, die Nothwendigkeit

des Erwerbwechsels bei wechselnden Culturzuständen und eine Menge sich daran knüpfender Fragen, drängten sich ihm plötzlich als ein Raheliegendes auf, und des Doctors Voraussagung, daß ein Aufenthalt auf dem Lande ihn lehren werde, wie wenig die Geistlichen durch ihre theologischen Studien darauf vorbereitet würden, Seelsorger und Volkserzieher zu werden, machte sich ihm nur zu sehr als Wahrheit geltend.

Wie es in solchen Augenblicken geht, hatte Friedrich kaum die Schloßwiesen erreicht und den Inspector aufgefunden, als er von den Dingen zu reden begann, die ihm im Sinne lagen. Er erzählte, welches Gespräch er mit dem Bauern gehabt hatte. Der Inspector hörte ihm ruhig zu, und meinte dann: „Es hat seine Richtigkeit mit Vielem, was er Ihnen sagte, aber der Alte ist doch ein Fuchs!“

„Ich habe nichts Listiges, nichts Habsüchtiges in ihm und seinen Behauptungen bemerken können!“ entgegnete Friedrich.

„Ich meine auch nichts Schlimmes damit, er ist eben ein Bauer, und in jedem Bauer steckt

ein Fuchs und ein Aristokrat zugleich!“ lachte der Inspector, „denn gegen den Hochmuth und den Stolz des Bauern, der auf seinem Hofe sitzt, da ist der Adelsstolz unseres Herrn Barons nur Kleinigkeit.“

Er ging dabei mit Friedrich auf der Wiese umher, hatte die Augen überall, und gab ab und zu einen Befehl oder eine Anweisung, wenn das Raden der Wagen nicht nach seinem Sinne geschah oder sonst irgendwo eine Versäumniß sich entdecken ließ.

„Ich glaube,“ sagte er nach einer Weile, „wenn der junge Schöne sich's beikommen ließe, den Tausch einzugehen, den wir ihm vorgeschlagen haben, der Alte ginge nicht mehr über seine Schwelle, und der Sohn ist grade so.“

„Von welchem Tausche sprechen Sie?“

„Sie haben anderthalb Morgen Wiese, dicht am Wasser hier bei der unfern, die ihnen viel zu weit vom Hofe liegt und also unnütz Zeit wegnimmt. Uns paßt die Wiese, denn sie ist von der unfern umschlossen, und Schöne muß fortwährend über unsern Grund und Boden. Da

hat ihm der Baron vorgeschlagen, ihm eine Trift dafür zu geben, die offenbar vortheilhafter für den Hof und ihm für die Schaafse besser wäre, aber so sehr er sonst auf seinen Borthell sieht, er geht nicht darauf ein, und hat nur eine Antwort: Was zum Hof gehört, das gehört dazu, und es sind ja noch Alle bisher damit zurecht gekommen, also kann ich's auch. — Das ist aber das gewöhnliche Bauernraisonnement."

"Das Herunterkommen des Nachbardorfes durch den Wechsel der Gutsherrschaft und durch die Parcellirung mag ihn stabil gemacht haben!"

"Ach Gott bewahre! was ein rechter Bauer ist, das ist überall und von jeher dasselbe gewesen. Wären Adams erste Nachkommen Bauern gewesen, sie säßen noch heute zusammengespercht auf ihrer Hufe, dicht vor der Paradiespforte. Der häufige Gutsverkauf taugt sicher Nichts, das allzu viele Parcelliren ist ein Unglück hier im Norden, wo der Boden nicht viel abwirft, und in so fern hat der Alte Recht; indesß das Festsetzen hat auch sein Ueber auf den kleinen so wie auf den großen Gütern."

Er machte dabei eine wegwerfende Bewegung, und es konnte Friedrich kein Zweifel darüber bleiben, daß der Inspector mit der Wirthschaft des Barons nicht einverstanden war. Doch hielt er's nicht für angemessen, ihn danach zu fragen, und begnügte sich mit der Bemerkung, daß im Ganzen ein großer Wohlstand auf dem Gute des Barons zu herrschen scheine.

„Ja!“ sagte der Inspector, „wer hier geboren ist und ihm pariet, dem hilft er; heranziehen läßt er Niemand, und doch schadet er sich selbst damit, denn es fehlt bei uns an Arbeitskraft. Wir könnten zehn, funfzehn Familien mehr ernähren und hätten nur Profit davon. Aber“ — fügte er lächelnd dazu — „es heißt, wenn ich das sage, auch bei uns: Wir sind ja auch so fertig geworden, und ich will kein Gefindel haben hier in Wogau, also soll's so bleiben. — Darin halten der Herr Baron und die Bauern ganz vortrefflich zusammen. Sie denken immer noch, der Mensch sei eine Last, weil sie Nichts mit ihm anzufangen wissen!“

Friedrich's Theilnahme an diesen Dingen

wuchs durch Alles, was er hörte. Er hatte nur den einen Gedanken, die Landwirthschaft zu erlernen, und als er sich von dem Inspector getrennt hatte und in der beginnenden Kühle den Rückweg nach dem Dorfe machte, waren die Farbenschönheiten, mit denen die tiefstehende Sonne die Erde schmückte, war die Erfrischung der Luft für ihn verloren, denn wie es dem Kenntnißlosen immer geht, beunruhigte und reizte ihn die Masse dessen, was ihm zu erlernen blieb, je schärfer er die Augen darauf richtete. Nur das Eine stand fest in ihm, der Landgeistliche müsse ein erfahrener Landwirth sein, um der Rathgeber und dadurch der wahre Seelsorger der ihm anvertrauten Gemeinde werden zu können.

Voll von diesen Gedanken und Plänen, sie zu verwirklichen, kam er in das Dorf und wollte eben über den großen Fahrweg fort sich durch die Felder nach dem Parke wenden, als ihn die alte Anna gewahr ward, deren Häuschen hart am Wege lag.

„Na! machen Sie nur, daß Sie hinkommen, Herr Brand!“ rief sie ihm zu, während sie die

Brille abnahm, ihr Strickzeug fortlegte und an die Stachelbeerhecke herantrat, die das Gärtchen vor ihrer Thüre einschloß.

„Wo denn hin?“ fragte er.

„Auf's Schloß, da sind sie Alle!“

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen!“ versicherte er.

„Mein Gott!“ rief die Alte, „Sie wissen noch Nichts? Das ganze Dorf ist ja voll davon, da kommen Sie doch nur ein Augenblickchen herein!“

„Aber was ist denn vorgefallen?“ drängte er, und wollte vorübergehen.

„Sie sind Alle ganz außer sich vor Freude! Kein Mensch hat es gewußt, wie sie kamen.“

„Wer, wer ist denn gekommen?“

„Von Neapel sind sie gekommen!“ rief die Alte. „Ich sah sie zuerst, den großen gelben Wagen; und wie ich nun noch denke, wer es sein kann — —“

Friedrich hörte es nicht mehr, schon bei den ersten Worten war er zusammengefahren und hatte sie verlassen, aber nicht nach dem Schlosse

hatte er sich gewendet, sondern zurück, zum Dorfe hinaus.

Flüchtigen Fußes eilte er davon, vorwärts, immer vorwärts. Die Arbeiter, die vom Felde kamen und grüßend an ihm vorüberzogen, wunderten sich, daß er ihnen keinen Gruß erwiderte. Er sah sie nicht, er wußte auch nicht wohin er wollte. Ein unklares Empfinden hatte ihn von bannen getrieben, endlich zwang die Ermüdung ihn an sich zu denken, und er stand stille.

Die Dämmerung war angebrochen, in mattem Blau zeichnete sich die lange Linie des Horizontes vor ihm ab. Der Nebel stieg aus den Wiesen empor, denn der Abend war kühl geworden. Erhißt wie Friedrich es war, schauerte er fröstelnd zusammen. Er befand sich auf der Brücke. Das Wasser floß langsam unter dem Bogen hin, still und kühl. Er blickte hinab, als solle ihm von dort her Lösung kommen. „Auf welche Frage bedarf ich denn der Lösung? was ist mit denn geschehen?“ fragte er sich.

Er hatte keine Antwort darauf, aber er fühlte alle Schmerzen und Freuden der Vergangenheit

aufzuden in seiner Brust, er fühlte, daß er wieder der Ruhe entrissen war, die er so schwer errungen hatte, und er fragte sich, ob es nicht weiser sei, sich und der Gräfin ein Wiedersehen zu ersparen, das Beiden doch nur traurig sein konnte.

Da wendete er seine Augen nach dem Dorfe hinüber, — die Fenster des Schlosses waren erleuchtet. „Dort also ist sie!“ dachte er. Sein Herz wallte auf — und gezogen von dem Verlangen, sie nur einmal noch zu sehen, kehrte er in's Dorf zurück.

Als er durch die dunklen Alleen des Parkes ging, trat ihm in deutlicher Erinnerung die Nacht entgegen, in der er sich von ihr getrennt. So oft ein Lustzug sich regte, glaubte er, sie müsse nahen, der Zufall müsse ihm wie damals günstig sein. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, ihr in Gegenwart des Grafen, in Gegenwart der Andern zu begegnen — aber Niemand kam und einsam gelangte er an's Schloß.

In der Halle war Alles leer. Keine ungewöhnliche Bewegung verrieth der Gäste Ankunft. Erst im Vorsaale des obern Stockes fand er einen

Diener, den er fragen konnte, wo die Herrschaft sei?

„Im Theezimmer!“ erwiderte dieser und schien verwundert über seine Frage.

Der Athem stockte ihm in der Brust, nur noch ein Zimmer trennte ihn von ihr. Wie würde er sie wiederfinden? Wie würde sie ihn entgegentreten? Er zauderte. — Noch konnte er zurück — aber er mußte sie sehen. Mit raschem Entschlusse öffnete er die Thüre des Gemaches, das sich zwischen dem Vorsaale und dem Theezimmer befand, ein lebensgroßes Brustbild, von der Lampe hell beleuchtet, stand auf einer Staffelei — es war Helene.

Wie angewurzelt blieb er vor demselben stehen. Ein dunkelrothes Sammtkleid umgab ihren Leib, ein Diadem von Brillanten krönte ihre Stirne. Ein strahlendes Siegesbewußtsein war über die ganze Erscheinung ausgegossen. Sein Herz krampfte sich zusammen, diese Gräfin St. Brezan war nicht mehr Helene, sie war ihm eine Fremde.

In schmerzlicher Versunkenheit konnte er die

Blicke nicht von dem Bilde wenden. Es war ihm, als müsse der Ausdruck der Gräfin sich unter seinem Auge ändern, als müsse die Geliebte seiner Jugend daraus hervorgehen in ihrer unschuldsvollen Schöne, aber das strahlende Lächeln regte sich nicht, und mit Thränen in den Augen seufzte er: „Musstest Du mir auch noch die Erinnerung nehmen, unglücksel'ges Weib?“

Er schreckte auf, als die Thüre sich öffnete. Es war Cornelia, die hereintrat.

„Wie finden Sie das Bild?“, rief sie ihm entgegen. „Helene schreibt, es sei das Beste, das von ihr gemacht ist!“

„Sie schreibt?“ — wiederholte er, als verstehe er sie nicht.

„Auch Feldheim und die Frau, die es mitgebracht haben, halten es für gelungen,“ sagte Cornelia. „Die Pastorin war eben mit ihnen hier und ganz außer sich vor Freude über ihres Bruders Ankunft. Seit zehn Jahren hatten sie sich nicht gesehen!“

Der Umschwung in Friedrichs Ideen und Empfindungen war zu heftig gewesen. Seine Ollender versagten ihm den Dienst, er mußte sich sehen.

Sein Kopf brannte, bunte verschwimmende Funken flirrten vor seinen Augen auf und nieder, und zwischen ihnen durch blickte ihn immer das Bildniß der Gräfin mit seinem strahlenden Lächeln an, das ihm das Herz zerriß. Er glaubte sich auf der Brücke zwischen den Wiesen, die kalte Abendluft durchschauerte ihn wieder, die Tiefe dunkelte unter ihm, und schwindelnd sank er hinab, während er einen Hülfseruf Corneliens zu vernehmen glaubte.

Zwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage waren seit jenem Abende vergangen und noch lag Friedrich in den Phantasieen eines Nervenfiebers. Die Lampe leuchtete matt hinter dem Schirme hervor und ließ die bleichen, abgehärmten Züge einer greisen Frau erkennen, die mit gefalteten Händen zu Häupten seines Bettes wachte. Es war seine Mutter. Ihr gegenüber saß Auguste.

„Auf diese Nacht haben wir nun so gewartet,“ sagte die Meisterin, ohne die sorgenvollen Blicke von ihrem Sohne abzuwenden, „nun wird sie bald um sein, und es rückt und rührt sich nicht mit ihm!“

„Er ist doch aber nicht mehr ganz so leblos als noch gestern Abend,“ tröstete Auguste.

„Ja! es sieht so aus, als schlefe er nur!“ gab die Mutter zu, bereit sich jeder auch der leisesten Hoffnung hinzugeben. Allein des Kranken Todtenblässe ließ keinen rechten Glauben in ihr aufkommen. „Dem Schlaf ist aber nicht zu trauen!“ seufzte sie. „Er wird wohl so stille wegschlafen, wie sein Vater auch. Der Arme soll ja einmal nichts haben! —“ Dabei legte sie die Hand tastend auf des Sohnes Stirn und Wangen, sah voll Zärtlichkeit zu ihm herab und sagte: „Und wie hat er mir zugeredet: hab' nur Geduld, Du sollst nicht mehr lang' allein sein, Du kommst zu mir auf die Pfarre und wir wirthschaften zusammen! Er hatte von je das beste Herz! — Das ist nun auch vorbei! Ich wollte nur, ich läge da, denn ich bin alt' und bin mein Leben satt — aber wenn Einer so jung ist!“ — Sie konnte nicht weiter sprechen, sondern bewegte langsam und schmerzlich den Kopf, als könne sie das Schicksal, das ihr drohte, nicht erfassen.

Auguste hatte ihr theilnehmend zugehört. „Ach,“

seufzte sie bei den letzten Worten der Meisterin, „die Jugend thut's nicht. Mancher ist jung und wäre herzlich gern an seiner Stelle!“

„Gnädiges Fräulein, versündigen Sie sich nicht an Gott und Ihren Eltern!“ warnte die Mutter.

„Eltern? Ich habe keine Eltern mehr, Frau Brand!“

„Aber doch Geschwister?“

„Die kenne ich fast nicht! Ich bin so allein in dieser Welt,“ rief sie leise mit unterdrücktem Weinen, „so allein und verlassen, und so überflüssig, daß ich Gott danken wollte, läg' ich hier an Friedrich's Stelle. Um mich würde keine Thräne fließen, keine! Glauben Sie mir das! -- Aber regt er sich nicht, Frau Brand?“

Beide Frauen bogen sich über ihn nieder, Auguste hatte sich getäuscht. Die Lethargie dauerte fort, und nachdem das Fräulein der Mutter geholfen hatte, die Kissen des Kranken zu ordnen und sein wirres Haar von seinen heißen Schläfen zurückzuschlagen, herrschte ein tiefes Schweigen in dem Zimmer.

Draußen begann das erste Grau des Tages aufzudämmern, die Vögel erwachten und zwitscherten ihm entgegen. Das machte die Traurigkeit und Angst noch lastender in der Krankenzube, denn die Natur übt ihren Einfluß auf uns aus, auch ohne daß wir uns Rechenschaft davon zu geben wissen. Wenn ein Menschenleben seinem Ende zusinkt, scheint der Tagesanbruch uns wie bitterer, kalter Hohn. Auguste saß traurig und in sich versunken da, der Mutter Blicke wurden immer ängstlicher, je mehr die wachsende Tageshelle sie die veränderten Züge ihres Sohnes unterscheiden ließ; aber so sehr sie auch mit ihm beschäftigt war, konnte sie sich nicht erwehren, auch an das Fräulein und an dessen Kummerniß zu denken, denn Auguste hatte das ganze Herz der Meisterin gewonnen. Frau Brand hatte sich ihr seit der Stunde ihrer Ankunft auf dem Schlosse nicht so fremd gefühlt als Cornelian und dem Baron gegenüber, und mit richtigem Tacte empfand sie es, daß Auguste sich nicht herabzustimmen brauchte, um ihr wohlthuend zu werden. Mittheilig von Natur hatte sie schnell Augustens stillen Gram be-

merkt. Jetzt hielt sie sich nicht mehr und mit scheuer Zurückhaltung sagte sie: „Sie sind so gut zu meinem Fritz und schonen sich selber nicht bei Tag und Nacht. Es kann mir leid thun, daß ich nur so gering bin; aber Ihnen drückt auch Etwas das Herz ab, das kann ein Blinder sehen!“

Als löse das einfache Wort alle Schmerzen in ihrer Brust, so plötzlich und so heftig stürzten Augustens Thränen hervor. Sie preßte ihr Tuch gegen das Gesicht und trat an's Fenster. Die Meisterin folgte ihr. Sie wußte sich selbst nicht zu rathen und wollte doch so gern helfen. Unschlüssig, was sie thun solle, legte sie die Hand leise auf Augustens Schulter, streichelte sie sanft, wie man einem Kinde liebkoßt, und fragte leise: „Sie weinen wohl um ihn, und waren ihm wohl gut?“

Auguste richtete sich empor. Das liebevolle, mütterliche Wesen ergriff und rührte sie, dennoch erschrak sie vor dem Irrthum der Meisterin, und schnell gefaßt entgegnete sie: „Ach, Sterben ist noch nicht das Schlimmste! aber verlassen und verrathen werden, das ist's, das ist es! — Ich war

Braut und — das ist nun vorbei!“ stieß sie mit Ueberwindung hervor.

Damit ging sie an das Krankenbett zurück, dem Gespräche ein Ende zu machen. Auch die Meisterin setzte sich wieder zu dem Sohne hin; indeß ihre Gedanken waren wie verwirrt. Daß man um etwas Anderes weinen könne, als um ihn, dünkte ihr unmöglich, daß Auguste, die so treu mit ihr bei Friedrich wachte, ihn liebe und um ihn verzweifle, hatte ihr so natürlich geschienen. Friedrich wollte ja immer nur eine gebildete Frau. Warum liebte sie ihn denn nicht? warum einen Andern? „Ein Mädchen sitzen lassen! das hätte der Fritz nicht gethan!“ sagte sie laut im Selbstgespräch, „denn der ist treu wie Gold!“

Auguste sah sie verwundert an, aber in dem Momente athmete der Kranke tief und langsam, und schlug matt die Augen auf. Sein Blick fiel auf Auguste, er schien sie zu erkennen, denn er hob mühsam die Hand empor, als wolle er sie ihr reichen; indeß die Kraft versagte ihm, und ohne zu der Mutter aufzuschauen, die sich über ihn herabneigte, schloß er die Augen wieder.

Es war das erste Zeichen von Bewußtsein, das er seit dem Beginne seiner Krankheit gegeben hatte, und außer sich vor Freude, fiel die Meisterin dem Fräulein um den Hals.

Von dieser Stunde begann die Besserung, ob schon sie nur sehr langsam vorwärts schritt. Die Spannung und Sorge der Schloßbewohner ließen allmählich nach, das Leben kam wieder in seinen gewohnten Gang zurück, und die Anwesenheit der Feldheim'schen Familie erwies sich bald als ein Gewinn.

Die Stille des Pfarrhauses verwandelte sich in das lustigste Treiben. Die Eltern waren froh, den Kindern die Freuden des Landlebens auf einem deutschen Dorfe zu bereiten, von denen sie ihnen in Italien so oft erzählt, und die jetzt vierzehnjährige hellblonde Agnes schien recht eigentlich in diese Umgebung hineinzupassen. Bei dem Wanderleben des Vaters hatte das junge Mädchen den Reiz einer festbegründeten Häuslichkeit nicht kennen lernen, so schön sie den Segen eines glücklichen Familienkreises auch genossen. Alles war auf den Augenblick und das nächste

Bedürfniß, Alles auf einen schnellen und leichten Ortswechsel berechnet gewesen, und mit leichtem Sinn hatte der Vater darauf gedrungen, jeden Ueberfluß fern zu halten, jedes Entbehrlichgewordene schenkend von sich zu thun, um sich niemals durch hindernde Habe in seinen Plänen gehemmt zu fühlen. Eigene Möbel, eigener Heerd hatten ihm als Fesseln gegolten, frei wie der Vogel, hatte er sich in der Welt umherbewegt, seit er das Vaterhaus verlassen.

Nun aber in dessen stille Umfriedung zurückgekehrt, rührte ihn das Unveränderte desselben um so mehr, und mit andächtiger Lust hörte Agnes zu, wie der Großvater in diesem Lehnstuhle gesessen, wie die Großmutter dort an dem kleinen Nähpult die Ausstattung des Knaben genäht, als er in die Stadt geschickt ward, die Kunstschule zu besuchen. Noch lagen in dem Arbeitskästchen die Bilder, welche der dreijährige Knabe nachzuzeichnen pflegte, noch stand der große Stuhl des Großvaters hinter der hohen englischen Uhr, dem Prachtstück des Hauses, das der verstorbene Baron von Heidenbruck dem Pastor zu seinem fünf-

zigjährigen Jubiläum verehrt; und von der Uhr bis zu dem kleinsten Hausrath war Alles hier ein Heiligthum, eine Reliquie für Feldheim sowohl als für die Seinen.

Die kinderlose Pfarrerin aber fühlte sich wieder jung, wenn sie mit Agnes die Plätze besuchte, an denen sie den Maler, den Nachgeborenen der Familie, als kleines Kind behütet, sie stand mit selbigem Lächeln hinter dem Mädchen, wenn es mit Lust die kleinen altmodischen Geschnitte oder gar das verblüthene Brautkleid der Tante anversuchte; und dankbar gerührt für so viel Liebe, fühlten sich Frau Feldheim und Agnes wie Töchter zu der Pfarrerin gezogen, deren einsames, stilles Leben ihr schon seit Jahren eine matronenhafte Haltung angeeignet hatte. Vom Pfarrer bis hinab zum jüngsten Knaben Feldheim's war Alles voll Behagen, voller Liebe unter dem bescheidenen Dache, und schon nach wenigen Tagen hatte auch Corneliens Verhältniß zu den Gästen des Pfarrers eine Bedeutung für sie gewonnen, die Zufriedenheit der Gatten und der Kinder ihr wohlgethan und sie ihr werth gemacht.

Die sichtlich Verehrung, mit welcher Feldheim und seine Frau der Gräfin anhängen, war ein Grund geworden, sie und Cornelia noch schneller zu einander zu führen, und es verging bald kein Tag, an dem sie sich nicht sahen, an dem Cornelia nicht eine Stunde in dem Dachstübchen verweilte, das Feldheim sich zum Atelier erkohren, weil er dort als Kind gewohnt.

Eines Abends, als das Fräulein zu ihm trat, hatte er Pinsel und Palette schon fortgelegt, und sah, die Frau im Arme haltend, zu dem geöffneten kleinen Fensterchen in's Dorf hinaus. „Ich sprach in diesem Augenblicke von Ihnen!“ sagte er, nachdem er sie willkommen geheißen hatte. „Sie sollten die Gräfin überreden, einen Sommer hier mit Ihnen zu verleben!“

„Wie sehr wünsche ich das selbst!“ entgegnete Cornelia, „aber so oft wir sie darum gebeten haben, hat sie es abgelehnt. Noch in diesem Jahre, als ihr Georg die Hoffnung aussprach, sie vor seiner Abreise aus dem Vaterhause wiederzusehen, hat sie versichert, nicht kommen zu können!“

Feldheim sann eine Weile nach, dann rief er:

„Ich kenne Sie noch nicht lange, aber mich dünkt, ich kenne Sie gut. Man darf ein offenes Wort zu Ihnen sprechen!“

„Unbedenklich!“ entgegnete Cornelle.

„Nun denn! so gestehe ich Ihnen ehrlich, ich glaube, die Gräfin sehnt sich hieher, aber sie fürchtet die Rückkehr in das Waterhaus!“

Cornelle schien betroffen; Frau Feldheim kam ihr zur Hülfe. „Die Gräfin ist so unglücklich,“ sagte sie, „daß ihr die Erinnerung an ihre Jugend wehe thun würde, und —“

„Nein!“ fiel ihr der Maler in's Wort, „es muß einmal gesagt sein zu einem Wesen, das der armen Helene Schicksal liebevoll im Herzen trägt; nicht die Erinnerung an ihre Jugend ist es, die sie fürchtet, sie scheut die Stille des hiesigen Lebens, weil sie die Einskehr in sich selber scheut.“

Cornelle, von der Schwere dieser Worte getroffen, schloß die Augen mit der Hand. „Und ich habe sie so sehr geliebt!“ rief sie aus.

„Thun Sie das, thun Sie das auch jetzt!“ bat Frau Feldheim, „denn die arme Gräfin hat es nöthig!“

„Wir sind uns fremd geworden!“ klagte Cornelia. „Als Erich in Italien war, hatte sie eine Leidenschaft für einen Maler gefaßt. Damals sprach sie mir noch davon in ihren Briefen, und schilderte mir den Zustand ihres Herzens. Ob die Sorge, die ich um sie hegte, ob meine Begriffe von der Heiligkeit der Ehe, die ich ihr nicht verhehlen konnte, sie dann bewogen haben, gegen mich zu schweigen, weiß ich nicht — — — dann glaubte ich —“ sie hielt inne — „ich hatte mich selbst verloren und sie fast vergessen!“ rief sie im Tone schmerzlicher Selbstanklage.

„Ich weiß das!“ sagte Feldheim, „meine Schwester hat mir davon gesagt. Wohl Ihnen, daß Sie sich zurück in's Leben finden. Ihr tüchtiger Kopf ist auch zu gut für Weltentfremdung. Sie hätten es doch nur mit sich allein zu thun, die arme Gräfin aber ist, seit Camillo sich mit einer reichen russischen Prinzessin verheirathete, in die Hände eines wahren Dämons gefallen, der seine Gründe hat, sie fest zu halten.“

„Aber der Graf?“ fragte Cornelia bedächtig,
— „läßt denn der Graf sie schutzlos?“

Der Maler zuckte die Schultern. „Ihre Schwester hat mir selbst gesagt, sie habe einst von dem Grafen volle Freiheit für ihr Handeln gefordert und er habe sie ihr mit seinem Wort verbürgt. Er läßt sie gewähren. Die Gräfin trägt leider davon auch ganz allein die Schuld!“

„Ach! rechtet nicht! rechtet nicht vor solchem Elend!“ rief Cornelia und brach in Thränen aus. „Sagt mir, Ihr, die Ihr Menschen seid, was treibt, was thut Helene?“

Feldheim antwortete nicht gleich, schien zu überlegen und sprach endlich: „Geben Sie mir Ihr Wort zu schweigen, so sollen Sie es wissen!“

Cornelia reichte ihm die Hand, er nahm sie und sagte: „Die Gräfin malt von früh bis spät, um mit dem Ertrage ihrer Arbeit die immer neuen Schulden jenes Elenden zu decken, so weit es möglich ist! Er selber hat einen verschwiegenen Mittelsmann gefunden, der die Gemälde außerhalb verhandelt! Im Saale Ihres Herrn Vaters hängt ein solches Bild!“

„In unserm Saale?“ fragte Cornelia mit schmerzlichem Erstaunen.

„Das Fest der Madonna von Piedi Grotta“ —
 „Ist von Agnello!“ — fiel ihm Cornelia
 in's Wort.

Feldheim schüttelte verneinend das Haupt.
 „Es lebt in ganz Italien kein Maler dieses Na-
 mens, alle Werke, welche unter demselben seit
 drei Jahren Aufsehen in der Kunstwelt machten,
 sind Arbeiten der Frau Gräfin.“

„Aber die Berichte der Journale über Agnel-
 lo's zurückgezogene Lebensweise im Gebirge, über
 seine Anonymität und seine einsamen Reisen in
 fernen Zonen — —“

„Sie sind offenbar erfunden, der Gräfin freie
 Hand zu lassen!“

Cornelia fühlte sich wie von grellem Licht ge-
 blendet, nicht fähig die Zustände zu übersehen;
 aber das Elend ihrer einzigen Schwester starrte
 ihr wie ein bodenloser Abgrund entgegen.

„Und das Alles geschah! sie rang mit aller
 Noth des Lebens!“ rief sie endlich aus, „sie ar-
 beitete Tag und Nacht und ich, ich dachte nur
 an mich und an mein Seelenheil!“

Sie weinte bitterlich. Als sie sich beruhigt

hatte, reichte sie den Freunden die Hände und bat: „Sagt mir, was soll ich thun?“

„Nach Neapel gehen, da die Gräfin es ablehnte hieher zu kommen,“ meinte Feldheim.

Cornelia horchte auf, der Gedanke traf sie und schien in ihr eine Reihe von Vorstellungen zu erwecken. „Das gab Ihnen Gott ein!“ rief sie aus; — „Sie werden uns Beide erretten!“ und sich kurz verabschiedend, entfernte sie sich gleich darauf.

Sie war still und nachdenkend den ganzen Abend; als der Baron zur Ruhe gegangen war, ließ sie sich Schreibgeräthe in den Saal bringen, setzte sich vor dem Bilde ihrer Schwester nieder und schrieb fast bis zum Morgen. Früh als der tägliche Bote in das nächste Städtchen ging, nahm er zwei Briefe für die Gräfin und für Plessen mit. Man konnte sie als Bekenntnisse bezeichnen. Der Brief an Plessen lautete:

„Je näher der Tag unserer beabsichtigten Verbindung und Deiner Ankunft mir rückt, um so banger ist mein Herz geworden, um so enstlicher bin ich in mich gegangen, mich zu prüfen und

diese Prüfung hat mir unwiderleglich dargethan, daß wir uns schon seit längerer Zeit nicht mehr auf gleichem Standpunkte befanden, daß wir es wußten, und uns nur der Muth gebrach, es auszusprechen! Ich klage Dich, ich klage mich deshalb nicht an, mein Freund! Der Irrthum, der uns umsing, hatte seine Quelle in unserer ganzen Glaubensrichtung, diese ist nicht mehr dieselbe und wir dürfen uns also auch nicht länger täuschen über die Bedeutung, die wir für einander hatten, die wir künftig für einander haben können!

„Erfahrungen der schmerzlichsten Art haben mich belehrt, daß der blinde Glaube, den wir zu unserem Panier erhoben hatten, ein Verbrechen gegen die Vernunft, daß er die Quelle alles Aberglaubens und die Ursache der traurigsten Verwirrungen im Leben werden kann. Du selbst, Lieber! hast es mir einst gestanden, wie die gänzliche Ungleichartigkeit unserer Naturbegabung, die mich Dir zuweilen als eine erwünschte Freundin erscheinen ließ, Dir noch öfter fremd und abstoßend gewesen ist, und wie Du stets Bedenken getragen haben würdest, Dich mit mir zu verbind-

den, hätte nicht ein Fingerzeig des Höchsten, wie Du es nanntest, Dich zu mir geführt. Weil Du es so betrachtest, bist Du auch jetzt geneigt, ein Bündniß aufrecht zu erhalten, das uns kein Heil verspricht, denn wir empfinden, denken, glauben nicht mehr gleich — und was ist die Ehe, was kann sie sein, wo diese Grundbedingungen ihr fehlen?

„Grade unsere Unzusammengehörigkeit konnte uns die Lehre geben, daß es ein Frevel war, in jenem Zufalle, der uns verbunden, den Fingerzeig eines Gottes sehen zu wollen, den wir als den Allweisen, den Allgütigen verehren. Gott kann es nicht wollen, daß sein Ebenbild, der Mensch, hervorgehe aus den Umarmungen zweier Gatten, denen die rechte Liebe fehlt, die sich keine ausfüllende Nothwendigkeit, und die dahin gekommen sind, einander als die Mittel der Selbsterziehung zu betrachten, jener egoistischen Selbsterziehung, die den Nächsten vergift, wenn er nicht ebenfalls benutzt wird, die eigenen Tugenden an ihm auszuüben und zu entfalten.

„Wir glaubten uns einseitig und ausschließlich in uns selbst vollenden zu können und vergaßen,

daß wir nicht als Einzelwesen dastehen, sondern daß jeder von uns mit angeborenen Verhältnissen, mit angeborenen Pflichten auf die Welt kommt, und daß man sich durch eine Erziehungsweise nicht erheben kann, die uns von jenem naturgemäßen Boden unseres Lebens und Wirkens entfremdet. Wir glaubten uns zur höchsten Selbstlosigkeit erheben zu müssen, und wir verarmten an Liebe, wir wollten werden wie die Kinder und verlernten, uns wie sie dem Zuge unserer Herzen, unserer Neigungen unbefangen hinzugeben. Wie aber durften wir es wagen, uns diesem Zuge der Natur zu überlassen, da wir uns sagten: „des Menschen Dichten und Trachten sei böse von Jugend an?“ Wie durften wir es wagen, von dem allweisen Gott der Liebe zu behaupten, daß er den Menschen also erschaffen?

Ich sehe mit schmerzlichem Erschrecken, wie sehr ich irrte, wie viel ich versäumt, wie viel ich gut zu machen habe, an meinem Vater, an meinen Geschwistern und vor Allen auch an Dir. Ich würde versuchen, Dir meine Zukunft zu weihen, zu Deinem Wohl zu leben, hätte ich es

nicht zu klar empfunden, daß eine Frau dem Manne nie wohlthwendig zu werden vermag, wenn sie sich nicht aus innerer Nothwendigkeit in freudigem, liebendem Müßen dienstbar macht. Die rechte Liebe ist ein Nichtanderkönnen, ist ein Unwillkürliches, ist ganz Empfindung ohne Reflexion — und alles Beste in uns muß ja so naturgemäß aus uns hervorgehen, wie die Blüthe aus dem Stiel der Blume. So habe ich Dich nicht geliebt, so könnte ich Dich nicht lieben, bei aller Sympathie, die mich zu Dir gezogen hat. Kenne es keine Härte meines Wesens, daß ich mit diesem nackten Geständniß vor Dich trete; ich schulde es Dir und mir, Dir keinen Zweifel zu lassen; ich darf, nun ich den Zustand meines Innern kenne, nicht die Folgen eines Irrthums auf unsere Häupter herabziehen, in den wir uns unwissentlich verstrickt haben.

„Ich halte Dich werth und in Ehren, denn Du bist sehr gut und bist mir immer ein milder, nachsichtiger Freund gewesen. Ich danke Dir Förderung aller Art, Dein Wohl und Weh wird mir stets theuer sein, Dein Andenken geheiligt,

und doch kann ich Dein Weib nicht werden. Das Einzige, was ich für Dich zu thun vermag in unserer Lage, ist, daß ich es bin, die unser Bündniß löst, daß ich Dir Deine Freiheit wiedergebe, die Du wohl auch ersehnt, und die Deine Großmuth sich scheut von mir zu fordern.

„Du suchtest Ruhe und Dein milder Sinn wird sie finden in der betrachtenden Stille, zu der Du Dich zurückziehen vorhast, Du wirst auch meiner dann wieder freier und liebevoller denken, und wirst vergeben, was Dich an mir kränkte, was meine Unbefriedigung Dir an Weh gebracht.

„Ich aber will fortan streben, mich wiederzufinden, indem ich mich vergessen lerne, mich zu erziehen, indem ich mich an Andere hingebe. Ich will versuchen, immer nur das Nächste anzugreifen, damit mir schlechtes Thun das reflectirte Böllen abgewöhne und meinen Hochmuth niederhalte, der die Quelle aller unserer Leiden war.

„Eine Liebespflicht ruft mich in die Ferne; ich hoffe, mein Vater gestattet mir, sie zu erfüllen und Helenen Beistand und Trost zu bringen, die

ihrer sehr bedarf. Die Entfernung wird sich wohlthwendig legen zwischen Dir und mir, und das Bewußtsein uns über das Weh eines solchen freiwilligen Scheidens forthelfen, daß wir damit das Rechte thaten und Uebel von uns abgewendet haben.

„So sei denn der Segen des Himmels mit uns Beiden und das Auge Gottes auch auf dem Pfade, den ich zu gehen denke. Lebe wohl, guter, lieber Freund! erinnere Dich meiner, wie ich an Dich gedenken werde, in Reizung und in Mitgefühl, und bete für mich, wie ich zu Gott flehen werde um Dein Heil, um Deinen Frieden, — — damit laß uns scheiden!“

Tief aufathmend hatte sie den Brief beendet. Dann faltete sie die Hände zum Gebete; aber kaum hatte sie es gethan, als sie sich erhob. „Wozu jetzt beten!“ rief sie aus, „ist es doch Gottes Ruhe, die ich fühle, war es doch eine Gottesstimme in der eignen Brust, die mich schon lang ermahnte, zu handeln, wie ich jetzt gethan. Das mußte sein, es war Nothwendigkeit, und also war's Gebot!“

In diesem Moment fielen ihre Augen auf das Oelgemälde, das Werk der Gräfin. „Und hält nicht auch Helene ihre Handlungsweise für Nothwendigkeit? Ist es ihr nicht Nothwendigkeit, dem Manne beizustehen, der sie beherrscht? Schien es ihr nicht eine Nothwendigkeit, als sie vom Grafen ihre Freiheit forderte? Hielt er es nicht für nothwendig, sie zu gewähren? — Wo ist die Gränze? wo die Wahrheit?“ fragte sie sich prüfend, und ohne Bedenken antwortete sie sich: „Das, was der Mensch in ruhiger Ueberlegung fortbauend als eine Nothwendigkeit für sich erkennt, das ist Gesetz für ihn, dem muß er folgen; und darin liegt der Friede,“ schloß sie die Selbstbetrachtung, „den ich jetzt empfinde.“

Daß sie mit dieser Erkenntniß den Gott entthronte, der über der Erde die Thaten der Menschen lenkt und wägt, daß sie den Gott in ihre eigene Brust versetzte, den sie fortan zum Gesetzgeber und Richter über sich erhob, dessen war sie sich in dieser Stunde nicht bewußt; aber die Gedanken, die in uns entstehen, sind die Pfeiler, aus denen sich unsere Zukunft aufbaut.

Achtzehntes Kapitel.

Bleich von der Ermüdung der durchwachten Nacht, bewegt durch innere Erregung, trat Cornelle am nächsten Morgen vor den Vater hin.

„Ich komme, lieber Vater!“ sagte sie, „von Dir die Billigung eines Schrittes zu erbitten, den ich gethan habe!“

Der Baron, der eben eine Unterredung mit dem Inspector beendet hatte, und mitten unter Rechnungsbüchern saß, schien zufrieden zu sein mit dem Erfolge seiner Conferenz, denn er sah heiter aus, und sich zu der Tochter wendend, meinte er scherzend: „Der Billigung nach vollbrachter That kannst Du entrathen; aber ich hoffe

Dir zustimmen zu können, da es sich um keine Lebensfrage handeln wird. Was wünschst Du?"

Cornelie fühlte sich durch die seltene Heiterkeit des Vaters befangen. Sie hätte ihm die gute Stunde nicht trüben, ihm die Mittheilung in diesem Augenblick nicht machen mögen, und zögernd sagte sie: „Dennoch ist es eine Lebensfrage, Vater!“ —

Er sah sie fragend an.

„Ich habe Herrn von Plessen sein Wort zurückgegeben!“

„Nein! Nein!“ rief der Baron, indem er sich erhob und mit der ganzen stolzen Haltung seiner würdigen Gestalt ihr gegenüber trat. „Das hast Du nicht gethan!“

„Ich that es, lieber Vater!“ wiederholte sie mit einer Weichheit, die ihr dem Baron gegenüber fremd geworden war; „ich mußte es thun!“

„Du mußtetest? Wo gab es ein Muß für Dich, als den Willen Deines Vaters? Wo gab es ein Muß für Dich, als mir zu gehorchen, als die

Heirath zu schließen, in die zu willigen ich mich mit Widerstreben entschlossen habe, um Deine Ehre zu retten, um — —"

„Ich weiß das, Vater!“ bat sie, „ich weiß, daß es Dir schwer ward, mir damals Deine Zustimmung zu geben, und ich habe das Opfer Dir von Herzen gedankt — aber grade darum —“

„Bin ich Dein Spielball?“ zürnte der Baron, „meinst Du, ich solle das Werkzeug Deiner Thorheit, Deiner Selbstverblendung sein? wortbrüchig dastehen am Ende meines Lebens?“ —

„Vater!“ bat Cornelia, „und hatte ich nicht auch ein Wort zu lösen? Sollte ich denn schwören, das Weib eines Mannes zu werden, mich einem Manne unterzuordnen, den ich schätzte — aber den ich nicht zu achten, nicht — —“

„Du hattest den Mann zu achten,“ sagte der Baron, „der sich großmüthig dazu hergab, Deinen Ruf zu retten, denn diesen Ruf — hattest Du entehrt!“

„Vater!“ rief Cornelia, „Vater! nimm das Wort zurück.“

„Du hattest Dich entehrt!“ wiederholte er.

„Oder meinst Du, ich hätte den Tag vergessen, an dem ich dastand neben Dir vor Deinen Richtern? an dem ich meine Tochter, an dem ich eine Freiin von Heidenbruck um die Art ihrer Gemeinschaft mit Männern befragen hörte, die man der Unfittlichkeit beschuldigte? Glaubst Du, das Nichtschuldig der Richter spräche Dich frei in den Augen der Welt? Glaubst Du, es nähme den Schimpf von meinem Haupte, den Du mir angethan? Denkst Du, ich könnte das vergessen? Denkst Du nicht, daß mir Dein Anblick in jeder Stunde es vor die Seele ruft, wie weit Du Dich vergangen, bis wohin Du es gebracht hast?“

Sein Gesicht flammte, seine Blicke brannten in Zorn.

Cornelie regte sich nicht. Keine Thräne kam in ihr Auge, kein Laut über ihre Lippen. Sie schien erstarrt zu sein. Der Baron ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, plötzlich blieb er vor ihr stehen.

„Du wirfst Plessen's Frau!“ sagte er streng.

„Das kann ich nicht, das kann ich nicht mehr,

Vater!“ rief sie, „selbst Blessen würde es nicht mehr wollen!“

„Er muß es wollen!“ herrschte der Baron. „Nicht Du, nicht er sollt spielen mit dem mir gegebenen Wort! Er muß es wollen!“

„Vater!“ flehte Cornelia, „ist es nicht genug, daß Du Helene unglücklich gemacht hast? nicht genug, daß Deine Strenge sie in namenloses Elend stürzte? daß ein schuldbehaftetes Leben sie erdrückt?“ — —

Der Baron trat nahe an sie heran, faßte ihren Arm mit festem Drucke, und sagte mit furchtbarer Kälte: „Vorwürfe? Du wagst es, mir Vorwürfe zu machen? Du? die Schande meines Alters?“ —

Mit heftiger Bewegung stieß er sie zurück, fuhr dann aber schauernd zusammen, als komme ihm das Bewußtsein dessen, was er gethan, — und beide Hände gegen seine Stirne schlagend, verließ er das Gemach.

Cornelia hörte seine Schritte auf dem Marmorboden des Vorfaals; als sie verhallten, war es todtensill. Sie war wie niedergeworfen von

des Vaters schwerem Worte, in einen Sessel gesunken, ihr Haupt auf ihre Brust herabgefallen. Jetzt richtete sie sich langsam empor, sah im Gemach umher, als wolle sie an der Wirklichkeit der Dinge prüfen, ob sie nicht geträumt habe, und blieb dann lange, in Gedanken versunken, auf derselben Stelle sitzen, bis sie sich in ihr Zimmer zurückzog, das sie hinter sich verschloß.

Mittags erschien sie nicht zur Mahlzeit, ließ auch Auguste, die nach ihr sehen wollte, nicht bei sich ein. Am Abende ging sie durch die entgegensten Wege des Parkes in das Dorf, dann weilte sie am Grabe ihrer Mutter auf dem Kirchhofe, und kehrte erst spät wieder in das Schloß zurück.

Der Baron und Auguste speisten allein zu Nacht in dem großen Saale, und ohne daß die Letztere wußte, was zwischen dem Vater und der Tochter vorgegangen war, theilte sich die düstere Stimmung des Barons ihr mit. Der Saal kam ihr in seiner Größe unheimlich vor, die Familienbilder in dem Halblight spukhaft, der Klang der Stimmen schallte fremd. Die gleichgültige Unter-

haltung, zu welcher der Baron sich zwang, ängstigte sie, und war so ohne allen Zusammenhang mit dem Ausdruck seiner Züge, daß Auguste den Augenblick ersehnte, in dem er sich zurückzuziehen pflegte. Es war, als ob der Friede und die Zwietracht sich verkörpert hätten in den Räumen, in denen sie herrschten, als ob man sie sehen, sie empfinden könnte, als ob man sie einathmete auch gegen seinen Willen. —

Vor Nacht, ehe sie sich niederlegte, trat Auguste noch an einen Blumentisch heran, die Pflanzen zu begießen. Die Rosen dufteten ihr voll entgegen, aber ihre Pracht erschien dem Mädchen wie ein Hohn. „Wie das hier nur so gedeihen kann!“ sprach sie zu sich selbst. „Daß hier nicht Alles welkt vor Trauer und vor Zwietracht!“

Sie konnte den Schlaf nicht finden in der Nacht. Mehrmals glaubte sie die Tritte des Barons zu vernehmen, der über ihrem Zimmer wohnte, dann hörte sie eine Thüre öffnen. Gegen Morgen schlug plötzlich der kleine Hund des Onkels an, und lief die Treppe hinunter, als

folge er Jemand. Sie stand von ihrem Lager auf, ging an das Fenster, aber es war Niemand zu sehen, und müde schlief sie endlich mit dem Gedanken ein, daß irgend ein Unerwartetes geschehen sein müsse.

Neunzehntes Kapitel.

Und ein Unerwartetes war geschehen: Cornelia hatte das Vaterhaus verlassen.

Schon am Abend hatte sie dem Kutscher aufgetragen, um vier Uhr Morgens den kleinen Einspanner bereit zu halten, den sie einst angeschafft, ihre Armenpflege in der Umgegend zu besorgen und den sie selbst zu fahren geübt war. Da sie oftmals Hausrath und Kleidungsstücke für die Nothleidenden bei diesen Besuchen mitzunehmen pflegte, hatte ihre Kammerjungfer kein Arg gehabt, als das Fräulein einen Koffer gefordert, ihn eigenhändig vollgepackt und am Morgen mit sich genommen hatte; und wenn dem Kutscher und der

Dienerschaft die ungewöhnlich frühe Ausfahrt aufgefallen war, so hatten sie sich zwar untereinander über die neue Grille der Herrschaft ausgesprochen, aber ihre Befehle nach gewohnter Weise ohne Weiteres vollzogen.

Als Cornelia beim Frühstück fehlte und der Baron erfuhr, sie sei in aller Frühe ausgefahren, erblickte er sichlich, und fragte nach einiger Zeit mit scheinbarer Ruhe, welche Straße sie eingeschlagen habe? Man wußte es ihm nicht zu sagen. Er las dann, wie er es gewohnt war, die Zeitungen, und begab sich auf sein Zimmer. Gegen Mittag sah Auguste ihn in den Park hinabgehen und ein Belvedere besteigen, von dem man einen weiten Rundblick hatte. Er war düster und schweigsam als er davon zurückkam, und die Mittagstafel verging den Beiden noch trauriger als das letzte Abendbrod.

Eben hatten sie sich vom Mahle erhoben und der Baron bestellte, ihm ein Pferd zu satteln, als die Kammerjungfer Corneliens eintrat und Augusten leise eine Meldung machte.

„Corneliens Wagen kommt von der Birkenhöhe herab, lieber Onkel!“ sagte Auguste.

Der Baron athmete auf, wie von schwerer Angst befreit, entgegnete aber mit kaltem Tone: „Schicke Cornelia zu mir, wenn sie kommt!“ und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Schon nach wenigen Minuten langte das Cabriolet auf dem Hofe an, indeß ein fremder Burſche führte es, und brachte einen Brief Corneliens an ihren Vater. Er enthielt die folgenden Zeilen:

„Es giebt Worte, die ſich nicht vergeſſen laſſen, Ereigniſſe, die man nicht ungeſchehen machen kann, mein Vater! Worte die ſich als unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen die Menſchen ſtellen. Ich kann die Irrthümer nicht aus meinem Leben nehmen, durch die ich in Deinen Augen mich entehrte, ich kann die Worte nicht vergeſſen, die Du mir geſagt haſt, und es iſt mir unmöglich, fortan im Vaterhauſe auszubauern, ſeit ich weiß, daß Du mich ſeiner unwerth achteſt.

„Ich werde mich in Helenens Nähe begeben.

Vielleicht erkennst Du mich wenigstens darin als Deine Tochter, daß ich gehe — daß mir es leichter wird, den Namen meines Vaters abzulegen, als zu denken, Du haltest ihn entehrt durch mich!“

Der Baron stand wie vernichtet, nachdem er diesen Brief gelesen. Er, der natürliche Beschützer seiner Tochter, hatte sie hinausgestoßen, seine Härte hatte ihr die Hülfe verweigert, um die sie ihn gebeten. Sich und seinen Grundsätzen genug zu thun, hatte er die Liebe seines Kindes hingegeben, hatte er auch die zweite Tochter aus dem ihr gemäßen Lebenswege herausgeschleudert. Es überließ ihn kalt bei dem Bewußtsein, und es währte lange, ehe er sich so weit sammeln konnte, die Verhältnisse zu übersehen.

Cornelle hatte das Cabriolet zwei Poststationen weit benutzt, dann war sie mit der Schnellpost, deren Ankunft sie richtig berechnet, weiter gefahren, wie der Bursche des Posthalters es angab, den sie mit dem Wagen zurückgeschickt und im Voraus für seinen Dienst bezahlt hatte. Auf dem Koffer des Fräuleins, den er vom Cabriolet

abgeladen und in die Post getragen, hatte die Adresse „Berlin“ gestanden; in Berlin also mußte Cornelle verweilen wollen.

So schwer der Baron von diesem Entschlusse seiner Tochter auch getroffen war, so sehr sein Herz darunter litt, kam er dennoch dahin, die Maßregel, die sie eigenmächtig getroffen, als die zweckmäßigste zu betrachten, wenn ihre Verbindung mit Plessen aufgehoben werden sollte; und wie ein sicherer Reiter die Zügel schnell wieder zu erfassen weiß, die einen Augenblick seiner Hand entfallen waren, so fest trat der Baron schon wieder nach wenig Stunden in seinem Handeln auf.

Er theilte Augusten und dem Pastor, der in einer Amtsangelegenheit ihn aufsuchte, die rückgängig gewordene Heirath seiner Tochter mit; er fügte hinzu, sie habe, sich zu zerstreuen und Plessen zu vermeiden, einen Ortswechsel für sich gewünscht, und werde mit seiner Zustimmung sich nach Berlin zu ihrem Bruder, von dort aber zu der Gräfin St. Brezan begeben.

Im Hause des Pastors fand diese Erklärung um so leichter Glauben, je mehr Feldheim und

seine Frau Ursache hatten, Corneliens Reise nach Neapel als eine Liebespflicht zu betrachten, aber die Dienerschaft des Schlosses war nicht über die Flucht Corneliens zu täuschen, wenn schon sie dieselbe nach ihrer Weise deutete.

Noch am Abend trug ein reitender Bote ein Schreiben des Barons an Erich zu dem nächsten Postamte, und mochte der Vater auch die Kraft besitzen, im persönlichen Verkehr mit seiner Umgebung den Schein der Ruhe über sich zu breiten, seine Sorge, sein Gram und sein Verzagen sprachen aus jeder Zeile seines Briefes.

Erich befand sich zu Hause, als er ihn empfing, Regine war in seinem Zimmer. Sie sah ihn erbleichen, sah den Ausdruck seiner Züge immer schmerzlicher werden, bis er endlich das Blatt aus seinen Händen sinken ließ, und aufgestützt in tiefen Gedanken vor seinem Schreibtisch sitzen blieb.

„Erich, fragte sie, was ist geschehen?“

Er antwortete ihr nicht.

„Ist Dein Vater krank?“

Schlimmer als das!

Sie trat näher heran, beugte sich zu dem Sitzenden hernieder und sagte leise: „Er ist doch nicht gestorben, Erich?“

„Ich trüg' es leichter, als solchen Brief von ihm!“ rief er mit dem Tone des tiefsten Kummers.

Regine stand angstvoll neben ihm. Sie wagte nicht den Brief zu fordern, sie wußte nicht, wie sie dem Bekümmerten sich nahen sollte, denn Erich hatte fast immer ihre Theilnahme an den Angelegenheiten seiner Familie mit einer sie kränkenden Entschiedenheit zurückgewiesen, und mit sanftem Zagen bat sie: „Soll ich nicht wissen, was Dich so erschüttert, Erich? Ich ängstige mich um Dich!“

„Cornelle ist aus dem Waterhause entflohen und seit vierundzwanzig Stunden in Berlin!“ antwortete er trocken, stand auf und schickte sich zum Ausgehen an.

• „So willst Du zu ihr?“

„Ich muß sie aussuchen, das ist auch kein gutes Amt! Ich wollte“ — er vollendete nicht, sondern sagte: „Lies den Brief!“ und ging dann eilig fort.

In gedrängter Kürze meldete der Vater dem

Sohne das Vorgefallene und forderte ihn auf, falls die Schwester nicht zu ihm käme, sie aufzusuchen, sie um ihre Pläne zu befragen, und ihr mitzutheilen, daß der Baron ihre Reise nach Neapel selbst als rathsam ansehe und daß Erich sie dahin begleiten werde. „Ich rechne darauf, mein Sohn,“ hieß es dann weiter, „daß Du augenblicklich aufbrechen und Alles thun wirst, was Dir nothwendig scheint, um Aufsehen zu vermeiden, und ich lege unsere Ehre vertrauensvoll in Deine Hand, weil Du allein von allen meinen Kindern gewußt hast, was Du ihr schuldig bist.“

„Es liegt ein hart Geschick auf mir. Von vier Kindern, die ich auferzogen habe in den strengsten Gesetzen der Moral und Ehre, bist Du allein mir geblieben, auf den ich meine Augen hoffend, als auf den Erben unseres Namens, als auf den Erben der Achtung richten kann, die ich ihm erworben zu haben mir bewußt bin. Helene und Cornelia haben es dahin gebracht, daß ich mich scheue, ihrer Verhältnisse zu gedenken, und Georg giebt unseren alten Namen auf der Börse Preiß.“

„Sie haben es dahingebraucht, daß ich den Tag

nicht mehr beklage, an dem Eure treffliche Mutter einst ihr Auge schloß. Wohl ihr, daß sie nicht zu schauen brauchte, was ich seitdem erlebt an meinen Kindern.

„Ich' fühle meine Kraft entschwinden, aber es ist nicht das Alter, das sie bricht. Die Schmach und Schande meiner Kinder, die mich unverschuldet trifft, beugt mich danieder. Mein Haus vereinsamt um mich her. Es wäre Zeit, daß Du mein Erstgeborener, mein theurer Sohn, der Du mir nie Anlaß zu irgend einer Klage gegeben hast, seit Du verantwortlich für Deine Handlungen bist — es wäre Zeit, mein Sohn, daß Du heimkehrtest in Dein Vaterhaus, daß Du mir in Deiner künftigen Gattin Ersatz gewährtest für meine Töchter, die so wenig ihrer edlen Mutter gleichen. Auf Dir, mein Sohn, beruhen die letzten Hoffnungen meines Lebens, auf Dir die Freuden, die ich noch erwarten kann, und Du wenigstens wirst sie nicht zu Schanden machen, Du nicht, denn Du weißt, was Du mir, was Du Dir selber schuldest.

„Begleite Deine Schwester nach Neapel und

dann kehre dorthin zurück, wo Dein Vater Dich erwartet. Gott sei mit Dir, mein geliebter Sohn!"

Regine las den Brief und las ihn wieder. Er bohrte sich ihr schmerzlich in die Seele. Sie konnte nachempfinden, was Erich dabei fühlen mußte; kam sie sich doch selbst wie schuldig vor gegen den Baron, hatte sie selbst doch Mitleid mit dem Greise, der sich so in seinem innersten Leben angegriffen fühlte. Vor einem fremden Leiden vergessen großmüthige Naturen leicht den eignen Schmerz, weil der Wunsch zu helfen sie allein beschäftigt. Sie dachte, welch ein Kummer Erich's Verhältniß zu ihr dem Vater sein müsse, hätte er davon erfahren. Sie stellte sich die Möglichkeit vor, daß Cornelia den Bruder in seiner Wohnung aufzusuchen käme, und sie in derselben ände. Sie begriff nicht, daß der Baron nicht längst von ihrem Dasein unterrichtet worden, sie malte es sich aus, in wie vielen Fällen Erich vor dieser Möglichkeit gezittert haben mochte, und so oft ein Fußtritt auf der Treppe schallte, schrak sie zusammen, denn sie glaubte Cornelia kommen zu hören.

Diese Angst, diese Gedanken entwurzeln sie aus der Umgebung, in der sie sich befand. „Wie schrecklich ist es,“ rief sie aus, „sein Dasein verbergen zu müssen! wie kann, wie soll Erich mich lieben, wenn er beständig daran denken muß, meine Anwesenheit zu verhehlen? Wie kann er mich lieben, da sein Vater mich verfluchen würde, wüßte er, was ich seinem Sohne bin?“

Sie begriff es nicht, daß Erich jemals eine ruhige Stunde an ihrer Seite genossen hatte. sie verzweifelte, jemals wieder Frieden zu finden neben ihm. Sie verzieh ihm alle Härte und Mißstimmung, sie klagte sich ihrer Liebe an, sie begann sie als ein Verbrechen gegen ihn zu betrachten, und doch war diese Liebe unverändert mächtig in ihr, das tiefste Gefühl ihrer Seele.

Es war ihr unzwifelhaft, daß Erich dem Rufe seines Vaters Folge leisten, daß er heimkehren werde zu ihm, denn wie konnte er dem Wunsche seines Vaters widerstehen? Hätte sie noch einen Vater gehabt, sie würde ihn ja nicht verlassen haben. „Hätte ich einen Vater gehabt,“ rief sie aus, „es wäre ja Alles nicht geschehen!“

„All' das Glend wäre nicht herein gebrochen über mich, ich wäre ja still und fleißig geblieben an seiner Seite und hätte mich vor Niemand zu scheuen, Niemand hätte sich meiner zu schämen gebraucht!“

Die Tage, in denen sie nach dem Tode ihres Vaters einsam und arbeitsam gelebt, das kleine friedliche Stübchen, das sie bewohnt, die Freundlichkeit ihrer alten Nachbarin, die Theilnahme, die ihr dieselbe bewiesen, traten ihr lebhaft in das Gedächtniß, und schienen ihr sehr genussreich, wenn sie sie mit ihrer jetzigen Lage verglich. Eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe, nach innerer Ruhe bemächtigte sich ihrer. All' die Stunden, welche sie in Qualen der Eifersucht verlebte, wenn Erich bei der Frau von Berdeck verweilte, all' die Tage, in denen sein Mißmuth sie gedrückt, seine wachsende Reizbarkeit sie gemartert, standen als ein Bild der Angst und Unruhe vor ihrer Seele, selbst die Erinnerung an jene Ergüsse der Liebe, zu denen er sich dann oftmals wieder hingeworfen zeigte, trugen nur dazu bei, jenes Gefühl der ängstlichen Unruhe in ihr zu steigern und ihr Verlangen nach anderen Zuständen zu erregen.

„Ausruhen! nur einmal ausruhen!“ seufzte sie. „Nur allein sein, nur nicht mehr die Nothwendigkeit haben zu gefallen, um geliebt zu werden; denn was ist die Liebe, die man täglich neu erobern, täglich neu erkaufen muß? Was kann sie Erich, was kann ich ihm noch sein, neben der Stimme seines Vaters, der ihn ruft, der ihn die letzte Hoffnung seines Lebens nennt? Mußte er nicht dahin kommen, mich als die Quelle aller seiner Leiden anzusehen? Mußte er nicht dahin kommen, die Stunde zu verwünschen, die uns zu einander führte?“

Der ganze Abend verging ihr in diesem Schmerz. Es war spät, als Erich nach Hause kam. Sein verdüstertes Aussehen war nicht gemacht sie zu erimuthigen. Er hatte die Fremdenlisten nachgesehen, die Postregister durchforschen lassen, in keinem derselben war der Name seiner Schwester zu finden gewesen. Kein Bekannter seiner Familie war, nach den Posttabellen, an dem von seinem Vater bezeichneten Tage auf dem Course gefahren, so daß man hätte Auskunft von ihm fordern können, ob Cornelia vielleicht früher

die Post verlassen und von einem Zwischenorte die Reise auf einer andern Straße fortgesetzt habe. Auch die folgenden Tage vergingen in gleicher unfruchtbarer Mühe. Eine vorsichtige Bitte, ihren Aufenthalt zu nennen, die ihr allein verständlich sein konnte, und die Erich mit dem Gefühle bitterer Kränkung der Zeitung übergab, blieb unbeantwortet. Es war bald zweifellos, sie hatte gewünscht sich ihrem Vater gänzlich zu entziehen, und es war ihr gelungen.

Erich war wie umgewandelt seit Corneliens Flucht. Sein Mißmuth und seine Reizbarkeit waren verschwunden vor dem Kummer, der ihn belastete. Wirkliches, tiefes Seelenleiden hat etwas Erhebendes, denn es trägt gute Naturen über alles Kleinliche fort. Er war gleichmäßig freundlich gegen Regine, aber diese Freundlichkeit trug das Gepräge tiefer Trauer. Oftmals kam er auf ihre erste Jugend, auf die Zeit ihrer beginnenden Leidenschaft zurück, und häufig wollte es Regine bedünken, als verlasse er sie dann nur darum so plötzlich, um ihr seine Nahrung zu verbergen. Er erhielt mehr Briefe als gewöhnlich aus der

Heimath, schrieb auch noch öfter als zuvor, und oftmals hörte Regine ihn seufzen, wenn er sie empfing oder absendete.

So ging der Sommer zu Ende, der Herbst brach an und die Abende wurden länger. Erich blieb viel zu Hause, es lag etwas Gebrochenes in seinem Wesen, seine Phantasie war meist mit düsteren Vorstellungen beschäftigt, so daß Regine ernstlich für seine Gesundheit fürchtete.

Unfähig, ihn zu erheltern, sah sie ihn eines Abends an ihrer Seite sitzen. Er hatte das Buch, das er gelesen, fortgelegt, den Kopf auf den Arm gestützt, und starrte gedankenvoll vor sich nieder. Regine betrachtete ihn lange, ein Entschluß schien in ihrer Seele zu ringen. Mehrmals legte sie ihr Nähzeug fort, als rüste sie sich zu einer Unternehmung, und immer nahm sie es wieder nur um so emstiger auf, als wolle sie die Gedanken, die sie quälten, durch die Arbeit verscheuchen. Endlich drückte sie die linke Hand fest gegen die Augen, wie es ihre Weise bei heftiger Gemüthsbewegung war, und sagte leise: „Erich! ich sehe ja, wie unglücklich Du bist, warum sagst Du mir es nicht?“

Er fuhr aus seinem Träumen empor, blickte sie an und fiel ihr mit beiden Armen um den Hals. Sie drückte ihn an sich, sie fühlte seine heißen Thränen auf ihren Nacken herniederfließen — sie dachte nur an ihn.

„Sieh!“ sagte sie, „Einer von uns muß doch den Muth haben, auszusprechen, was auf uns lastet! — Du möchtest mich verlassen!“

„Regine!“ rief Erich im bitteren Schmerz, „nicht diesen Ton der kalten Ueberlegenheit, Du fährst mit scharfem Stahl in meine brennenden Wunden!“

„Kalte Ueberlegenheit?“ wiederholte sie. „Kalte Ueberlegenheit nennst Du die Einsicht, die ich mir so schwer errungen habe? das Opfer, das zu bringen mir, Gott weiß es, wie schwer werden wird!“

Er hatte ihre Hände ergriffen, sie umfaßte ihn und küßte ihn sanft. „Du hast mich in der letzten Zeit oft an die ersten Tage unserer Liebe erinnert, ich selbst habe sie mir immer und immer wieder in all ihrer Schönheit vorgestellt, wenn wir jetzt so traurig bei einander gewesen sind,

und dieses Rückblicken hat mich einsehen lehren, was ich für Dich zu thun habe.“

„Was Du für mich zu thun hast?“ fragte er, „Du für mich? Du, der ich eine Zukunft schulde? Ach, das ist es ja! das ist ja die folternde Reue, die mir nicht Ruhe lassen wird, so lang ich lebe, daß ich Dir, Dir, die das so tausendfach verdient, keine Zukunft zu geben habe; denn was ich Dir auch bieten könnte, Deiner Liebe gegenüber bleib' ich ein — —“

Sie ließ ihn nicht enden, und hob ängstlich die Hand empor, als wolle sie ihn warnen, das Wort auszusprechen, das auf seinen Lippen schwebte. „Still! still!“ sagte sie, „höre mich Erich! ich allein kann handeln, ich allein kann helfen! und ich werde es thun.“

„Du?“ rief er.

„Du kannst mich nicht verlassen,“ sprach sie schnell, „es würde für immer, für ewig einen giftigen Stachel zurücklassen in Deiner und in meiner Brust. Du wirst, Du sollst das auch nicht thun! Hörst Du, Du sollst das nicht!“

Ihr Gesicht flammte, ihr Busen hob sich, sie

stand auf, als müsse sie Athem holen, um weiter zu sprechen. Erich betrachtete sie voll staunender Bewunderung, er hätte sprechen mögen, aber er verstummte unter ihrem Blick. So vergingen ein paar Sekunden, dann setzte sie sich wieder zu ihm. „Ich weiß es,“ sagte sie, „Du möchtest Deinem Vater Freude machen, Du möchtest — —“ sie stockte — „Du möchtest Dich verheirathen — und Du hast auch schon gewählt — ich allein hindere Dich.“

Ihre Stimme brach, aber sie bemühterte sich schnell, und mit einem Tone, den sie scherzhaft machen wollte, der aber in seiner tiefen Wahrheit Erich's Herz durchdrang, sprach sie: „Ich kam zu Dir mit meiner Liebe, ohne daß Du sie gefordert hast — aus Liebe muß ich von Dir gehen, ohne daß Du mich gehen heißt!“

„Regine!“ rief Erich und sank vor ihr nieder, ihre Kniee mit seinen Küffen bedeckend, „Regine! muß ich Dich in Deiner ganzen wunder-vollen Schöne erst in der Stunde sehen lernen, da Du Dich von mir wendest, da Du Dich von mir trennen willst?“

„Schmerzt es Dich, daß Du die Einsicht gewinnst, ich wäre Deiner werth, ich wäre nicht unwürdig gewesen, den Namen zu führen, auf den Dein Vater so viel Gewicht legt, daß er ihn all die Seinen opfert? — Und wie heilig hätte ich den Namen halten wollen, den ich liebe, weil Du ihn trägst!“

Sie weinte still, auch Erich's Thränen flossen wieder. „Wüßtest Du, wie ich Dich liebe,“ sagte er, „wüßtest Du, wie seit langer Zeit das Bewußtsein mich vernichtet, daß ich Dich aufgeben muß — denn ich muß es, ich muß es, und wenn es mir auch das Herz zerbricht!“

Sie sah ihn an, ein Lächeln des Mitleids, des Zweifels glitt kaum merklich über ihre Züge. Erich bemerkte es. „Ich kann Dich meinem Vater nicht zur Tochter geben, ich kann ihn, den Schmerzgebeugten, nicht verlassen, wie die Andern es gethan. Ich liebe ihn; ich kann es nicht!“ rief er, ihrem Zweifel begegnend. „Du kennst die Nächte nicht, die ich durchwacht in dem Gedanken an diese Trennung, die Todespein nicht, mit der ich Dich dann vor meinen Augen sah,

zusammengebrochen unter ihrer Last! Was habe ich nicht Alles eronnen, Dir zu helfen, für Dich zu sorgen, Deine Zukunft angenehm zu machen, und Alles schien mir Deiner doch nicht werth; Nichts schien mir genug für das, was ich Dir schulde!“

Der sanfte Ausdruck ihrer Züge schwand, je länger er sprach, ein strenger Ernst trat an ihre Stelle, sie hörte ihm zu, ohne ihm zu antworten, Beide versanken in Schwelgen, die Unterredung kam zu keinem Abschluß. Die Nothwendigkeit ihrer Trennung hatten sie Beide anerkannt, ohne einen Zeitpunkt für dieselbe festzusetzen, und ängstlich beklommen, wie vor der Nähe eines sichern Todes, gingen ihnen die folgenden Wochen hin.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten klaren Herbsttage kamen der Genesung Friedrich's sehr zu statten, und als knüpfte seine wiederkehrende Erinnerung auf dem Punkte an, auf dem ihm das Bewußtsein entschwunden, so galt seine erste Frage der Ankunft der Gräfin St. Brezan.

Er schien es mit Freude zu hören, daß sie nicht erfolgt sei, verlangte aber Cornelia zu sehen. Man sagte ihm, sie sei verreist, er glaubte die Hochzeit also vollzogen, bis er allmählich durch Auguste das Geschehene erfuhr.

So sah er sich Anfangs ausschließlich auf die Gesellschaft seiner Mutter und Augustens angewiesen.

Die Freundlichkeit, welche die Letztere der Meisterin bewies, das Lob, welches diese dem Fräulein spendete, die Neigung, die sie für dasselbe hegte, trugen noch dazu bei, seine Dankbarkeit und Anerkennung für Auguste zu erhöhen, während sein Mitleid für sie durch die Kunde ange-regt ward, daß Georg mit ihr gebrochen habe.

Ihre Niedergeschlagenheit, des Barons sich immer steigende Abgeschlossenheit machten das Zusammensein mit ihnen drückend. Die Dienerschaft, nie vor ungerechtem Tadel von den verstimmtten Geblütern sicher, besorgte unlustig den Dienst, nur selten erschienen Edelleute aus der Nachbarschaft, dem Baron einen Besuch zu machen, noch seltener wurden sie empfangen und kein gern gesehener Gast betrat die Schwelle. Das Unglück lastete über dem Hause wie ein düsterer, schwerer Himmel, und die Güte, welche der Baron und Auguste dem Genesenden bewiesen, vermochte ihn nicht zu erquicken. Sie war wie das Sonnenlicht, das stumpf und fahl in Wintertagen aus den Wolken hervordämmert und die schwere Luft und die winterliche Starrheit noch fühlbarer macht.

Man sprach von Erich's Rückkehr, die er verheissen, und hoffte auf sie, wie der Mensch auf jede Veränderung hofft, wenn seine Zustände ihm drückend sind; aber man wußte nicht, wann er kommen würde, und wußte noch weniger, was man eigentlich davon erhoffte. So war es denn natürlich, daß Friedrich, den trüben Eindrücken zu entfliehen, sich oftmals nach dem Pfarrhause wendete, und hier fand er immer heiteres frisches Leben.

„Nun!“ rief ihm Feldheim eines Abends entgegen, „was bringen Sie uns für Nachrichten aus Ihrem verwünschten Schlosse, denn es ist still drüben; wie im Palast der verzauberten schlafenden Fee!“

„Und es war doch so anders,“ meinte die Pfarrerin, „als die Frau Baronin noch dort waltete und schaltete! Gott, war das ein Leben, eine Zufriedenheit! man konnte nichts Prächtigeres sehen, als das Haus voll schöner, froher Menschen! Aber seit sie die Augen geschlossen hat, ist's, als ob der gute Geist gewichen und ein böser eingezogen wäre. Manchmal kommt mir

ordentlich ein Grausen an, daß ich denke, es werde noch irgend ein Unglück dort geschehen!“

Sie brach ab, weil das Mädchen die Abend-suppe austrug. Die Knaben drängten sich zum Tische, und kaum saß die Familie bei dem bescheidenen Mahl in Heiterkeit versammelt, als der Jüngste, von seinem Teller aufsehend, plötzlich fragte: „Tante! wie spukt es denn drüben?“

„Wie es spukt? was meinst Du damit, mein Kind?“

„Nun! was der böse Geist im Schlosse thut, der böse?“

„Schäme Dich,“ rief der Pastor, „wer wird denn solchen Unsinn glauben, es giebt gar keine bösen Geister, es giebt gar keinen Spuk und —“

„Schwager!“ fiel ihm Feldheim in's Wort, „Schwager! ruiniren Sie mir die Kinder nicht! — Ich danke Gott, daß ich sie in Italien vor aller Aufklärung bewahren konnte, und vollends den Jungen, in dem ein Künstler steckt! Reden Sie ihm doch die Phantasie nicht zu Schanden, woran soll er denn glauben, wenn nicht an Spuk?“ — Und sich gegen den Kleinen wendend, sagte er:

„Der Onkel spaßt nur, freilich giebt's böse Geister und alten Spuk, und drüben das ganze Schloß steckt voll davon vom Keller bis zum Dache. In dem großen Saale mit den Sammetmöbeln, in den Du neulich hineingeguckt hast, und der immer verhängte Fenster hat, da sitzt der Eine, das ist der Hochmuthsteufel!“

„Was thut der, Papa?“ fragte der Knabe.

„Der zetert und schreit, so wie ein Mensch hereinkommt, der nicht Schuhe und Strümpfe an hat, sondern Stiefel, und kommt Einer, der keine Handschuhe hat, den nimmt er beim Genick und wirft ihn hinaus; und Einer, der, wie ich, eine Blouse hat mit Delflecken und eine Leinwandhose, den schmeißt er die Treppe hinunter, daß man Arm und Beine brechen kann. Es ist ein scheußliches Geschöpf!“

„Wie sieht der denn aus?“

„Lang und vornehm, und dann hat er große Augen, die er zukneift, und dicke Augenbrauen, die er hoch heraufzieht, er sieht so aus — —“

„Wie der Herr Baron!“ rief der Kleine.

„Ja, es wird wohl so sein!“ entgegnete der Vater.

„Sind noch mehr böse Geister dort?“

„Ganze Kubel! Da sind die biden, grauen Borurtheile und verfluchte Grundsätze, die keinen Menschen dort froh werden lassen, und alle Kinder zum Hause hinausstreiben!“

„Alle Kinder?“

„Ja! alle Kinder! wo Grundsätze sind, gedeiht kein Kind. — Aber is jetzt Deine Suppe, ich erzähle Dir morgen zu Ende!“

Der Knabe ließ sich das gefallen, und während der Pastor mißbilligend den Kopf schüttelte, sagte Friedrich: „Sie haben schon neulich Ihre Abneigung gegen alle Grundsätze und namentlich gegen ein Leben oder ein Erziehen nach festen Grundsätzen ausgesprochen, so daß ich beinahe glauben muß, es sei Ihnen Ernst damit?“

„Zweifelten Sie daran?“

„Ja! weil ich mir nicht denken kann, wie man ohne feste Anschauungen, ohne feste Principien in den tausend Conflicten bestehen soll, die sich uns entgegen stellen.“

„Lieber Freund!“ rief der Maler, „und sind denn die Conflict, die man gewöhnlich mit

diesem vornehmen Namen titulirt, nicht meist die Folge fester Grundsätze? Ist nicht alles Unglück auf der Erde, sind nicht unsere religiöse und staatl-
liche Unfreiheit eine Folge fester Grundsätze? Das Erhabenste, was man mit festen Grundsätzen erreichen kann, ist, daß man Andere damit zu Grunde richtet, oder besten Falls, daß man selbst für sie zum Märtyrer wird. Andere zu Grunde zu richten ist aber ein Verbrechen, und sich zum Märtyrer zu machen, meist eine Thorheit. Ich halte Nichts vom Märtyrthum.“

Mit der ihm eigenen Heiterkeit, hob er sein Glas empor und rief: „Man hat, zum Fluch der Menschheit, so oft den Wein auf die Erhaltung gewisser Grundsätze geleert, daß es Zeit ist, einmal in ehrlichem Bier ihnen ein Vereat zu bringen. Vereat die Grundsätze!“

Er sah dabei so glücklich aus, hielt den Anwesenden so fröhlich sein Glas entgegen, daß selbst der Pastor nicht umhin konnte, lächelnd mit ihm anzustoßen; jedoch bemerkte er: „Es käme nur darauf an, wie Sie die Menschen erziehen wollen, wenn Sie keine feste Dogmen für Recht und

Sitte, für Moral und Gesetz, mit einem Worte, keine Schranke für den Menschen anerkennen mögen?"

„Komme ich Ihnen wie ein Verworfenener vor?"

„Schwager!" tabelte der Pastor.

„Nein! antworten Sie mir darauf! Komme ich Ihnen wie ein Verworfenener vor?"

„Sie sind der bravste Mensch unter der Sonne," sagte der Pastor und reichte ihm die Hand, „das Muster eines Vatten, eines Vaters, und — —"

„Genug, genug!" rief Feldheim. „Das Beste genügt mir. Nun sehen Sie — ich habe gar keine Grundsätze!"

„Sie sind aber auch von den würdigsten Eltern zu allem Guten angeleitet worden!" meinte der Pastor.

„Ja! indessen war in unserm Hause nie von Grundsätzen die Rede. Oder weißt Du etwas davon, Schwester? hast Du einen Grundsatz uns anpreisen, einen andern Grundsatz bei uns jemals tabeln hören, als den, den die alte Kathrine uns

täglich in unserm Cichorienkaffee zu trinken gab?"

„Es ist wahr,“ bekräftigte die Gefragte, „man wußte in unserm Hause nicht viel davon. Die Eltern waren Beide gut, thaten einander und uns Kindern alles Liebe, was sie konnten, und waren sonst auch menschenfreundlich und barmherzig. Gesprochen wurde darüber nicht viel und nachgedacht noch weniger. Es war eben so und konnte nicht anders sein!“

„Da habt Ihr's, da habt Ihr's!“ rief der Maler, „das ist's ja grade, was ich meine. Es war Einfachheit, Schlichtheit in den Menschen damals; und Einfachheit und Schlichtheit das ist Menschlichkeit, denn der Mensch ist gutartig und bleibt gutartig, bis ihn die festen Grundsätze verderben haben. Wo aber in einem Hause die rechte schlichte Menschlichkeit herrscht, da ist weiter gar kein Erziehen mehr von Nöthen, da wächst Alles, wie in der himmlischen Campagna felice, fast von selbst — man hat nur den Samen zu streuen und hie und da einen wilden Schößling auszuroden — dazu aber braucht man so

wenig eine Art, als zum Erziehen feste Grundsätze.“

„Es ist freilich wahr,“ bemerkte Friedrich, „daß wir oft ganz schlichte Eltern Meisterwerke der Erziehung vollbringen sehen; und fragt man sich, was Göthe erzogen und zu dem gemacht hat, was das unvergängliche Schöne an ihm war, so werden wir der unbefangenen, heitern Liebe seiner Mutter mehr Theil daran zuerkennen müssen, als den durchdachten Principien seines Vaters.“

„Versteht sich!“ meinte der Maler. „Des Vaters Principien wickelten ihm den Fopf, der Mutter Liebe aber kräuselte ihm die unsterblichen apollinischen Locken.“

„Verständige Liebe,“ fiel hier seine Frau ein, die bis dahin schweigend zugehört hatte, „verständige Liebe ist sicher schon darum die beste Erzieherin, weil sie den Menschen zu keinem ihm nicht angemessenen Dinge zwingt. Feldheim hatte es sich in der Jugend in den Kopf gesetzt, daß alle unsere Kinder eine Kunst erlernen sollten, weil er das für ein Mittel hielt, ihr Gemüth zu veredeln und ihr Leben zu erheitern. Wir haben

es auch mit Agnes und dem ältern Knaben redlich versucht, indefs es wollte nicht gehen. Weißt Du wohl, Agnes, was Du für ein unlustiges, träges Kind gewesen bist in Deinen Zeichen- und Musikstunden? Wir hätten sie für ihr ganzes Leben mürrisch machen können, hätten wir auf dem Grundsatz der Lebenserheiterung durch die schönen Künste beharren wollen. Jetzt wird sie freilich keine Künstlerin werden, aber doch eine nützliche Hausfrau, wie ihre arme Mama, die auch so talentlos, und mit der ihr Mann doch immer noch zufrieden ist!“ Sie reichte dabei freundlich dem Manne die Hand, Agnes war aufgestanden, die Mutter zu küssen.

Als dies kleine Intermezzo zu Ende war, bemerkte Friedrich: „Alles, was Sie da sagen, ist mir nicht neu und dennoch fremd. Ich habe es seit Jahren, fast möchte ich sagen, seit ich selbstständig denken kann, mit Personen zu thun gehabt, die es im Felde der Moral, der Politik, der Religion, ja selbst der Freiheit, auf ein Leben nach festen Grundsätzen angelegt hatten, und ich selbst neige dazu. Es liegt, so schwer es auf der

einen Seite ist, den Grundsätzen gerecht zu werden, doch eine Bequemlichkeit darin, sich an sie lehnen, auf sie berufen zu können. Es enthebt uns manches Kampfes, mancher Verletzung" —

„Die Grundsätze,“ fiel ihm der Maler in's Wort, „sind, um es kurz zu machen, ein Corsett, ein unbequemes und doch unentbehrliches Ding für die verrenkten Zustände der krank und schwach gewordenen Menschheit — gesunde Menschen brauchen Grundsätze so wenig als ein Schnürleib, um schön zu sein, die rechte Schönheit leidet nur darunter.“

„Es ist freilich oftmals leicht,“ meinte der Pastor, „sich hinter seinen Grundsätzen zu verschanzen, wenn Forderungen der Menschlichkeit verweigert werden sollen!“

„In der Erziehung lassen allerdings feste Grundsätze keine Freiheit, also auch kein Individualisiren zu, was doch die Hauptsache bei aller Erziehung ist!“ setzte Friedrich hinzu.

Der Maler lachte hell auf. „Bravi! Bravi!“ rief er, „da pfeift Ihr ja Alle schon meine Weise! Bedenkt doch nur, daß ein Mensch, der sich hin-

steht und sagt: „Die Menschlichkeit ist eine Pflicht, also will ich menschlich sein,“ und nun hingeht und bringt dem Armen mit gloriosen Bewußtsein einer überlegten Pflichterfüllung eine Gabe, daß solch ein Mensch die wärmste Armensuppe kalt lächeln kann; während das kalte Stück Brod, das der Warmfühlende sich vom Munde nimmt, um es hinzugeben, weil's ihn dazu drängt, zum Labfal wird für den Empfänger. Wie kommt es denn, daß Ihr hier mit allen Euren Wohlthätigkeitsanstalten keine Liebe ernten könnt? Wie kommt es? —“ Er hielt inne, und da man ihm nicht antwortete, antwortete er selbst: „Ihr säet keine Liebe, wie soll sie denn erwachsen, und wie wollt Ihr sie säen? Ist doch Eure ganze Bildung nicht die Bildung freier Menschlichkeit und schöner Liebe, sondern die Bildung der Reflexion, und die ist unfruchtbar im Menschenverkehr, noch unfruchtbarer als in der Kunst. Geht mir mit Eurer Reflexionsbildung, mit Euren Grundsätzen! Ein Lazzarone ist ein Heros gegen Euch in seiner Wildheit und in seiner Großmuth, in seinen Tugenden und in seinen Lastern! Es ist doch Ein-

falt, es ist Kraft darin! — wo aber sollen Einfalt und Kraft auskommen unter der Obhut reflectirter Grundsätze, die jeden neuen Keim gleich lang reifen und reglementsmäßig an Spaliere binden möchten? Geht mir mit dem ganzen Plunder, mögt Ihr ihn nun Knechtschaft, oder Freiheit nennen. Die Eine ist so gut wie die Andere Dressur bei Euch — eben weil Euch die naturwüchsigte, einfache Menschlichkeit mangelt!“

Hatte er Anfangs scherzend gesprochen, so war er immer ernsthafter geworden und endlich in jenen reinen Zorn gerathen, der frei von allem persönlichen Mißempfinden, durch die allgemeinen Uebel angeregt, eine der erhabensten menschlichen Leidenschaften ist. Auch der Pastor, so weit er zu Anfang des Gespräches von den Ansichten des Schwagers abgewichen war, stimmte ihm jetzt bei, und Friedrich gab ihm aus voller Ueberzeugung Recht.

„Welche Weisheit,“ sagte er, „liegt in den Worten: „So ihr nicht werdet wie die Kindlein“ — aber wie sollen wir es anfangen, uns von der Reflexionsbildung zu erlösen? wie können wir je-

malß wieder zur Ursprünglichkeit gelangen, wir, die wir sie verloren haben?"

„Gewöhnt Euch nur,“ meinte der Vater, „die Dinge mit festem Auge anzusehen, sie fest in die Hand zu nehmen und beim rechten Namen zu nennen, und Ihr werdet den Unterschied merken. Haltet Euch an das, was Ihr an ihnen sehen und greifen könnt, und sie werden bald ein andres Ansehen und den rechten Werth für Euch bekommen. Warum sind wir Künstler denn meist so viel frischer als Ihr? Uns ist die Dame, vor deren Bornehmheit und seidenen Kleiderbehang Euch das richtige Urtheil vergeht, ein Weib wie jedes andere; sie ist uns nur Etwas durch ihre wirklichen Eigenschaften, mit ihren gefelligen Qualitäten haben wir Nichts zu thun, — und betrachtet man erst ein Wesen mit solchem Auge, sieht man erst ein Ding richtig an, so lernt man bald alle Wesen, alle Dinge, alle Zustände nur als dasjenige schätzen, was sie an und für sich, was sie wirklich sind. Erzieht Euren Formensinn, bildet Euch zur Schönheit heran, davor verschwindet die Unnatur, davor schwindet das Streben nach

leerem Brunk und die Bewunderung und Verehrung vor denen, die sich mit ihm und durch ihn von Euch unterscheiden und die Ihr als unnahbar über oder unter Euch gestellt glaubt. Die Aesthetik wird mehr reine Menschlichkeit unter Euch erzeugen, die Vorurtheile siegreicher bekämpfen, als die Religion!“

Er wendete sich dabei zu dem Pastor, reichte ihm die Hand und sagte: „Und jetzt können Sie meinerwegen auch wieder gegen meine heidnischen Kunstansichten und gegen alle Kunst zu Felde ziehen, Schwager! es schadet ihr Nichts, denn sie ist unsterblich — hab' ich doch wieder einmal Alles herunter gesprochen, was ich auf der Seele hatte! — Nun aber Marsch in's Bett, Jungen!“ rief er den Kleinen zu, „und nehmt Euch vor dem Hochmuthsteufel in Acht!“

Die Kinder gingen um den Tisch herum, die gute Nacht zu wünschen, und entfernten sich dann, während die Erwachsenen noch beisammen blieben. Als sie das Zimmer verlassen hatten, sagte der Pastor: „Wenn Sie so in Abstracto gegen die festen Grundsätze zu Felde ziehen, so ließe sich da-

gegen wohl so Manches sagen, indeß mit den Grundsätzen unseres Herrn Barons ist es doch wirklich fast ein mißlich Ding. Die Kinder haben nie ein rechtes kindliches Herz zu ihm gefaßt, er hat immer vor ihnen gestanden, wie der strenge Gott Israels, sie haben ihn in Ehrfurcht angebetet, und er hat gerichtet über Leben und Tod. Er hat ihnen Gesetze und Lebensregeln gegeben nach seinem Sinn, und keines von Allen ist damit zu Rechte gekommen. Auch mit dem jungen Herrn Baron soll's nicht so sein, wie der Vater es wohl wünschte!"

„Mit Erich?“ fragte Friedrich, „was wissen Sie von ihm?“

„Er hat 'nen schlimmen Handel mit einem Fräuzimmer,“ sagte der Pastor. „Es soll ein schönes Mädchen sein, rechtlicher Leute Kind, und lebt nun schon seit Jahren mit ihm in seinem Hause!“

„Woher haben Sie die Nachricht?“ fragte Friedrich, schmerzlich betroffen über des Freundes Thun und über sein mangelndes Vertrauen.

„Der Sohn der alten Anna, des jungen Herrn
Wandlungen. II. 30

Spielkamerad, der im Garde-Regimente als Unteroffizier dient, ist bei der Mutter zum Besuch gewesen und hat's erzählt!"

„Es mag nicht wahr sein!“ begütigte die Pastorin.

„Nicht wahr? Er hat das Frauenzimmer selbst gesehen, wenn er ab und an zum jungen Herrn gekommen ist, und er sagt, er habe sie sogar gekannt. Ihr Vater habe ihn vor zehn Jahren in Königsberg einexercirt!“

Eine unheimliche Ahnung zuckte in Friedrich auf. Wenn es Regine wäre? wenn er deshalb geschwiegen hätte? dachte er. Aber er verwarf den Einfall eben so schnell wieder, als er ihm gekommen war. Hatte Regine ihm doch mehrmals in jedem Jahre geschrieben, ohne irgend Etwas zu erwähnen, was auf solche Verhältnisse hindeuten konnte; hatte er doch erst nach seiner Genesung einen Brief von ihr erhalten, in dem sie ihm gesagt, sie denke daran, Berlin zu verlassen und wolle sehen, daß sie eine Stelle als Bonne oder als Begleiterin einer Herrschaft finde, die auf Reisen gehe. „Thorheit, Wahnsinn!“ rief er im

Selbstgespräch, so daß die Anderen ihn erstaunt betrachteten und er seine Zerstreuthelt vor ihnen zu entschuldigen hatte. Aber so undenkbar ihm die Sache schien, so fest er sie als unglaublich von sich wies, dennoch kehrten seine Gedanken immer wieder auf den Gegenstand zurück. Er fragte, ob der Unteroffizier noch bei der Mutter sei, aber er hatte das Dorf bereits verlassen. Der quälende Zweifel blieb also in Friedrich's Seele haften und ließ ihm keine Ruhe.

Er hörte kaum, was der Pastor von des Barons wachsender Strenge sagte, von der Härte, mit der er, seit Fräulein Cornelia verweist sei, alte Gerechtfame hervorbrachte, und wie alle seine Leute darüber klagten, daß er gar nicht mehr derselbe, daß er wetterwendisch in seinen Anordnungen geworden und auf keine Weise mehr zu befriedigen sei.

„Es ist hohe Zeit, daß der junge Herr zurückkehrt, daß wieder ein zufriedener Mensch und vor Allem eine Frau in's Schloß kommt, denn Alles verdüstert und verkümmert dort sowohl, als auch im Dorfe. Die alte Liebe schwindet in den Leuten. Das arme Mädchen aber, die Auguste, hat

vollends böse Tage!" sagte die Pastorin, und Alle flossen nun über in des Fräuleins Lob, so daß Friedrich wieder aufmerksam zu werden begann.

„Sehen Sie, wie gut sie ist," meinte die Pastorin gegen ihn gewendet, „und wie sie an Alles denkt! Da ist sie gestern bei mir gewesen und hat mich gefragt, ob es denn nicht zu machen wäre, daß Ihre Mutter hier im Dorfe bleibe, weil Sie selbst den Winter hier verleben wollen; und klug wie sie ist und umsichtig, hat sie gemeint, wenn Ihre Mutter sich bei der alten Anna in Kost geben wollte, so würde es Ihnen billiger sein als sie in der Stadt zu unterhalten, sie würde besser leben und die beiden alten Frauen hätten das größte Behagen davon. Sie hatte die Sache auch schon mit der Anna besprochen, und wollte nun wissen, was ich davon dachte, ehe sie es Ihnen sagte.“

„Ja!" sagte Friedrich, gerührt von dieser Vorsorge, „sie ist in der That sehr gut. Wie viel habe ich ihr schon zu danken, mit welcher Aufopferung hat sie meiner Mutter es erleichtert, mich zu pflegen, mit welcher Freundlichkeit weiß

sie sich zu den Ansichten und Begriffen der alten Frau herabzustimmen! Sie ist sehr gut — und leider ist auch sie nicht glücklich!“

„Es ist Alles richtig, was Sie zu ihrem Lobe sagen,“ bemerkte der Pastor, „und ich spreche Nichts dagegen; nur will mir, der ich sie von ihrer Jugend an kenne, ein gewisser Zug der Unzufriedenheit in ihrem Wesen nicht gefallen. Sie weiß nicht sich an das Gute ihrer Lage zu halten, sie denkt selten an das, was sie hat, aber desto öfter an Alles, was ihr fehlt, sie sieht stets über sich, nie unter sich — und mit solchen Menschen ist nicht leicht zu leben; denn kämen sie auch in den siebenten Himmel, sie finden doch noch Etwas, was ihnen fehlt und sind nie recht zufrieden.“

„Zufrieden?“ rief Feldheim, „wo soll denn einem Frauenzimmer von sechsundzwanzig Jahren die Zufriedenheit herkommen, wenn es noch keinen Mann und Aussicht hat eine alte Jungfer zu werden? Und es wär' Schade um sie, denn sie ist hübsch und frisch!“

„Sehr hübsch!“ sagte die Pastorin, deren ent-

schiedener Günstling das Fräulein war. „Sie ist die Einzige, auf welche die eigenthümlichen Verhältnisse des Hauses keinen üblen Einfluß üben, und es ist keine Spur von Hochmuth oder Ueberspannung in dem guten Herzen, es ist eine so schlichte, nüchterne Natur. Ich habe oft gedacht, seit Sie hier so unter uns leben, Herr Brand, Auguste wäre eine rechte Frau für Sie!“

Friedrich wurde roth, weil seine Mutter ihm dasselbe alltäglich wiederholte, der Vater aber rief: „Nüchtern ist sie? wirklich nüchtern? dann halten Sie sich das Fräulein nur vom Leibe, lieber Freund! Nüchterne Weiber sind Quälgeister, sind schlechte Lebensgefährten. Du lieber Himmel! wo soll denn die Liebe, die Duldung in der Ehe herkommen, wenn man einander ewig nur mit nüchternem Verstande betrachtet? Was hätte meine Frau an mir, sähe sie mich nicht immer noch durch die Verschönerung des ersten Liebesrausches? was sollten wir mit unsern beginnenden Runzeln, mit unserm grauen Haare machen, schiene nicht alles Gold glücklicher Erinnerung darüber, und berauschten wir uns nicht alltäglich an der alten Liebe?“

„Ja!“ wendete die Pastorin ein, „aber in bösen Tagen, da ist ein nüchterner Sinn —“

„In bösen Tagen,“ fiel der Bruder ihr in's Wort, „in bösen Tagen, bei Noth und Sorge, bei Zank und Streit, da ist ja eine nüchterne Frau, die all die Noth so klar vor Augen sieht, ohne sie durch ein Bißchen Täuschung oder Hoffnung zu mildern, die all den Zwiespalt mit scharfer nüchterner Gerechtigkeit betrachtet, ohne die liebenswürdige Schwäche der Nachgiebigkeit, — da ist ja solche Frau ein wahres Unglück. Ich hänge mich auf, Weib, wenn Du mir jemals nüchtern wirst!“ rief er lachend, und gegen Friedrich gewendet wiederholte er: „Ist sie nüchtern, so halten Sie sich den Schatz vom Leibe! Sonst ist's ein stattlich Mädchen und eine Frau müssen Sie ja einmal haben, Herr Pastor in spe!“

Ohne daß er es sich eingestand, machte diese Unterredung einen unangenehmen Eindruck auf Friedrich. Es verdroß ihn, daß man ihn aus seiner Ruhe störte, daß man ihm Wünsche und Pläne unterbreitete, die er nicht hegte, ja selbst Augustens Fürsorge für seine Mutter ward ihn dadurch

verleidet, oder doch mindestens verdächtig gemacht. Er verlor seine Unbefangenheit gegen das Fräulein, er glaubte sich zurückhalten zu müssen, um nicht gegen seinen Willen in ein Verhältniß gezogen zu werden, das man zwischen ihnen herzustellen dachte; und doch reizte es ihn zu wissen, ob Auguste die Pläne der Anderen theile, doch schmeichelte ihm die Vorstellung, eine Nichte, eine Pflegetochter des Hauses zur Frau zu nehmen, das einst eine Verbindung mit ihm als eine Unmöglichkeit betrachtet hatte.

Aber kein Zug in seinem Herzen sprach für Auguste. Er schätzte sie, er war ihr dankbar, aber er liebte sie nicht. Der Maler hatte das rechte Wort gefunden, sie war zu nüchtern; ihr fehlte, um Friedrich's Neigung zu gewinnen, jene Anmuth, ohne welche das tägliche Beisammensein farblos und bald zu einer, allen Reizes baaren Gewohnheit und Ermüdung wird. Dennoch beschäftigte ihn seit jenem Abende der Gedanke an die Ehe oftmals, und das glückliche Familienleben, dessen Zeuge er in dem Pfarrhause war, ließ ihm zum ersten Male seit den Tagen seiner

Jugend ein beschränktes Dasein in bürgerlichen Verhältnissen als etwas Schönes, Begehrenswerthes erscheinen. Was hatten der Reichthum, der Rang, die Bildungsmöglichkeit, welche allen Kindern des Barons zu Theil geworden waren, für diese zu bewirken vermocht? Welche Erfolge hatten sie für die Zufriedenheit und richtige Entwicklung der Einzelnen geliefert? welche Segnungen konnte jenen Begünstigten das Leben bieten, die der Pastor und seine Frau, die das Künstlerpaar nicht eben so voll und schön genossen? Nicht die äußeren Bedingungen waren es, die hier den Frieden, dort das Unglück der Familien erzeugten, es war der Geist der Liebe, der hier waltete und dort fehlte. Nicht in dem, was wir besitzen, sondern darin, wie wir es besitzen, liegt sein Werth, seine Kraft, seine Wirksamkeit für uns. Wir sind Herren über unsere Zufriedenheit, so lange wir Herr bleiben über unsern Willen. Die Möglichkeit des Strebens und des Erringens oder die Möglichkeit einer Selbstbeschränkung sind Jedem gegeben, und Jeder hat nach diesen Anlagen eben auch die Aussicht, in dem Einen oder dem Andern seine Zufrieden-

heit zu finden. Unentschlossenheit die nicht mit sich fertig zu werden weiß, ist weniger ein Naturfehler, als Mangel jener Selbsterziehung, ohne die Niemand sich zum Charakter bildet.

So ward auf doppelte Weise Friedrich's Sinn von dem Schweifen in die Ferne, von dem Verlangen nach Großem und Vollendetem zurückgerufen in die Enge, seine Neigung sich auszudehnen in Wissen und Wirken auf Beschränkung gelenkt, seine theoretischen Studien in praktische Bemühungen verwandelt. Er, der sonst nur an das Heil und die Erlösung der Menschheit gedacht, der von socialen Reformen geträumt, gelangte, je länger er auf dem Gute weilte, immer mehr dahin, für das Kleinleben jedes einzelnen Dorfbewohners Theilnahme zu gewinnen, und die Förderung einer kleinen Commune in ihren geistigen und leiblichen Bedürfnissen als ein Ziel zu betrachten, in dem ein liebevolles Herz, ein reger Geist seine volle Thätigkeit und Befriedigung finden könnten.

Georg's Briefe, welche die Lust an seinem Berufe verriethen, weit hinaus in Ferne und Zukunft deuteten, und Schilderungen des rastlosen

merkantillischen Treibens gaben, in das Jener sich mit Behagen hineingezogen sah, weil es seinem Drange nach Thätigkeit und Selbständigkeit entsprach, diese Briefe machten Friedrich die Stille nur noch lieber. Er empfand sie als ein Bedürfnis für sich nach den Leiden seiner Krankheit, und ohne daß er es gewahr ward, spann sich sein Leben in die Schranken seiner jetzigen Umgebung ein.

Was er von Plessen über den Fortgang des Processes gegen die gemeinsamen Freunde hörte, was der Doctor ihm über die, gegen ihn verhängte und immer noch nicht entschiedene Untersuchung, so wie über den wachsenden Druck berichtete, den Polizei und Censur über die Presse ausübten, war nicht geeignet, ihn in seine früheren Verhältnisse zurückzulocken. Der Doctor selbst begann an eine Entfernung aus dem Lande zu denken, Plessen, der Cornelius Entscheidung erwartet hatte, schickte sich an nach Gnadenfrei zu gehen, und damit waren die wesentlichsten Beziehungen gelöst, die ihn dort gefesselt hatten.

Mit Behagen sah er die Tage kürzer, die

Abende länger, die Natur herböftlicher werden. Die Einsamkeit, welche dadurch auf dem Lande hervorgerufen wird, die Abgetrennthelt von der übrigen Welt waren ihm willkommen, nur die Sorge um Regine zog seine Gedanken aus dem Kreife fort, in dem er ſich bewegte. Er konnte ſich nicht überwinden, den Verdacht gegen ſie auszusprechen, der ihm ſo grundloß gekommen war, und doch ließ es ihm keinen Frieden, biß er ſich entſchloß, Erich zu fragen, waß es mit den Gerüchten ſei, die er vernommen.

Mit unumwundener Offenheit geſtand der Freund ihre Wahrheit zu. Er ſchilderte ihm die Art, in der er daß Mädchen wiedergefunden, daß er ſchon in der Jugend gekannt, erwähnte mit bitterer Reue ſeiner Handlungsweiße, mit Liebe daß Mädchenß, mit großem Schmerz der zwißchen ihnen nothwendig gewordenen Trennung. Dann aber ſprach er in dem Briefe die Bitte auß, Friedrich möge ihm, alß einen Freundschaftßbeweiß, die Gunß geßtatten, ihm die leßten Detailß und den Namen ſeiner Geliebten erß mündlich mittheilen zu dürfen.

So auffallend dies letzte Verlangen für Friedrich sein mußte, so hatten Erich's Offenheit und vor Allem der Umstand, daß er seine Geliebte schon in der Heimath gekannt haben wollte, ihn doch völlig beruhigt; denn Regine hatte nach seiner festen Ueberzeugung Erich niemals gesehen, und bald zog er sich wieder in die kleine Welt zurück, in der er heimisch zu werden begonnen hatte.

Er selbst nahm Augustens Vorschlag, seine Mutter nach dem Gute überzusiedeln, wieder auf, um sich auch von dieser Seite abzuschließen, und mit Zufriedenheit sah er die bescheidene Habe der Melsterrin im Hause der alten Anna anlangen. Selbst die Aussicht, daß die Familie des Malers, daß der Baron und Auguste mit Anfang des Winters den Ort verlassen würden, erschreckte ihn nicht; er freute sich vielmehr darauf, bald ganz auf sich selbst und auf den Verkehr mit den schlichsten Menschen angewiesen zu sein, und das Zusammensein mit den Bewohnern des Schlosses war ohnehin nicht erheiternd.

Die Erschütterung, welche der Baron durch

Corneliens Entfernung erlitten, hatte eine ihm sonst fremde krankhafte Heftigkeit in ihm zurückgelassen, und der Uhdank, den er erfahren zu haben glaubte, ihm ein Mißtrauen gegen die Menschen im Allgemeinen eingeflößt, das um so tiefer wurzelte, je unumwundener er es in seiner Umgebung verrieth. Da er nicht mehr an die Menschen glauben konnte, seit die eignen Kinder keiner seiner Hoffnungen entsprachen, schien er die milden Eigenschaften gewaltsam aus seinem Innern zu verbannen, ohne zu bedenken, wie man verarmt, wenn man statt der immer versöhnenden Liebe die starre Gerechtigkeit zu seinem Banner erhebt.

Eine solche Stimmung konnte auf Auguste nur die schlimmste Wirkung haben. Fühlte doch auch sie sich verrathen, war doch auch sie in ihren heiligsten Empfindungen getränkt! Mit einer Art von Wollust nahm sie die Aussprüche der Welt- und Menschenverachtung als Wahrheiten in sich auf, die sie den Onkel wiederholen hörte, und nur für Friedrich und die Meisterin ließ sie eine Ausnahme gelten, nur ihnen wollte sie die sorgliche Theilnahme nicht entziehen, weil sie die Beiden, wie

sich selbst, als Stiefkinder des Glücks betrachtete, weil es ihr wohlthuend war, von ihnen liebevoll anerkannt zu werden, und weil sie es als eine Schickung ansah, daß ihr die Sorge für den kranken Friedrich in dem Augenblicke zugewiesen worden war, in dem Georg sie für immer verlassen hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Erich war für einige Tage zu einer befreundeten Familie auf das Land gegangen, als Regine an einem hellen Octobermorgen in das Zimmer eines Hotels trat, in dem eine noch junge Dame sie empfing. Sie hatte sich sehr verändert, ihre Wangen waren bleich geworden, der Gram hatte seine Spuren in ihren edlen Zügen ausgeprägt.

Scheu und demüthig blieb sie nahe bei der Thüre stehen, als zaudere sie vorwärts zu treten, als falle es ihr schwer zu sprechen. Die Dame auf dem Sopha bemerkte es, erkundigte sich nach ihrem Begehre und nöthigte sie zum Sigen. Re-

gine lehnte den angebotenen Platz auf dem Sopha ab und blieb stehen.

„Sie haben eine Begleiterin für eine Reise gesucht, gnädige Frau!“ sagte sie, „die des Französischen mächtig und in den Hülfleistungen einer Kammerjungfer geübt ist — —“

Sie frockte und die Dame fragte: „Wissen-Sie vielleicht ein solches Mädchen?“

„Ich selbst, gnädige Frau! möchte Ihnen meine Dienste anbieten!“

„Sie?“ rief die Dame verwundert, „Sie können doch unmöglich den dienenden Ständen angehören?“

„Ich habe nie gebient, aber ich bin nur die Tochter armer Eltern,“ antwortete Regine. „Meine Mutter war eine Französin, die sich von ihrer Handarbeit nährte. Das habe ich auch gethan, seit meine Eltern todt sind.“

Es lag ein solcher Ausdruck von Schmerz und Trauer in ihrem Wesen, daß die Dame sie eine Weile schweigend betrachtete, dann fragte sie sanft: „Sie haben wohl schwere Schicksale erlitten, daß Sie sich jetzt zur Dienstbarkeit ent-

schließen, die bei Ungewohnten ihre Härten hat?"

Da hielt sich Regine nicht länger. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und die gefalteten Hände gegen ihre Brust drückend, sagte sie leise: „Ja! ich bin sehr unglücklich!“

Der innige Ton der Wahrheit erschütterte die Dame. „Was kann ich für Sie thun?“ rief sie voll Theilnahme und ergriff Regine's Hände. „Sagen Sie mir, Liebel was kann ich für Sie thun?“

„Nehmen Sie mich mit sich!“ bat Regine und fügte dann lebhaft hinzu: „Ich habe Niemand, auf den ich mich berufen dürfte, keine Empfehlungen, die für mich sprächen, die wenigen Menschen, die mich hier kennen in der großen Stadt, die würden gegen mich zeugen, ich habe Niemand als mich selbst und die Zuversicht auf Ihre Menschlichkeit, die mir Ihr Anblick giebt!“

Die Dame trocknete sich die Augen. „Was ist Ihnen denn geschehen? Was bedrängt Sie?“ forschte sie theilnehmend.

Regine kämpfte mit sich selbst, endlich sagte

ste mit Ueberwindung: „Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, auf die Gefahr, daß Sie Sich von mir wenden. Ich hatte einen ruhigen Erwerb, aber ich habe ihn aufgegeben einem Manne zu Liebe, der seit Jahren für mich sorgte.“

„Und warum nimmt er Sie nicht zur Frau?“

„Er kann es nicht, er wird sich bald vermählen mit einer Dame seines Ranges.“ Sie schwieg einen Moment, dann sagte sie: „Meine Kundschaft für die Nähterin hab' ich eingebüßt, ich müßte mir erst eine neue suchen, das würde lange währen, und ehe ich es ertrüge, Hülfe, Geld von einem Manne anzunehmen, dem ich Nichts mehr bin, der mich verlassen kann, eher ging ich an das Ende der Welt!“ Ihre Stimme hatte dabei den vollen Klang, ihre Gestalt die ihr eigenthümliche stolze Haltung wiedergewonnen, so daß die Fremde von der Schönheit überrascht, von dem Adel des Mädchens fast beherrscht ward.

„Armes, armes Mädchen!“ rief die Dame. „Ja! Sie sollen mit mir gehen; ich glaube, ich vertraue Ihnen!“

„Das können Sie, so wahr ein Gott im

Himmel lebt," rief Regine, "Sie sollen dies Vertrauen nie bereuen! Sie sollen es nie bereuen, mich gerettet zu haben!"

Sie reichte der Dame die Hand, die jene nahm, es entstand eine Pause. Beide Frauen schienen betroffen von dem plötzlichen Vertrauen das sie zu einander gefaßt; dann sagte die Dame: „Ich hatte vor nach Italien zu reisen, Familienverhältnisse hindern mich daran, und ich gehe nach Frankreich. Wann können Sie fertig sein?“

„Zu jeder Stunde, gnädige Frau!“

„So lassen Sie es übermorgen früh sein. Es drängt mich von hier fortzukommen.“

Regine erklärte sich bereit und wollte die Dame verlassen, als diese lächelnd sagte: „Aber Ihre Wohnung und Ihren Namen möchte ich doch wissen!“

„Ich heiße Regine Baldig — —“

„Regine Baldig?“ wiederholte die Fremde, „Regine Baldig? Sind Sie eine Königsbergerin?“

„Ja! gnädige Frau!“ antwortete Regine, verwundert über diese Frage.

„Welch ein merkwürdiger Zufall!“ rief die Dame, gab dann Reginen nochmals die Hand und sagte: „Ja, Sie sollen mit mir gehen und wir wollen einander nicht verlassen, denn auch ich bin auf mich selbst gestellt und recht allein! Auf übermorgen also! — Für Ihren Paß sorgen Sie nicht, ich habe bereits einen für mich und meine Bedienung ausfertigen lassen. Auf übermorgen also!“

Regine langte erleichterten Herzens in ihrer Wohnung an. Sie packte eine bescheidene Garderobe zusammen, ließ alle werthvollen Gegenstände, die Erich ihr geschenkt, zurück, ordnete seine Zimmer für die Heimkehr, und schrieb ihm dann, daß sie als Kammerjungfer einer vornehmen Dame nach Frankreich gehe, daß sie den Ort ihrer Bestimmung selbst nicht kenne, und daß sie ihn um ihrer und seiner Ruhe willen beschwöre, nicht nach ihr zu forschen. Kein Wort der Klage, des Bedauerns oder des Vorwurfs sprach sich in dem Briefe aus. Er war voll sanfter Trauer, voll Liebe für Erich, der Ausdruck einer großmüthigen Seele, die sich beschieden hatte zu entsagen.

Den Brief legte sie auf Erich's Schreibtisch. Als sie am Morgen ihrer Abreise dem Portier die Schlüssel ihrer Wohnung übergab, sah dieser sie ruhig mit ihrem Gepäcke davonfahren. Er glaubte, sie gehe zu Erich auf das Land.

Wenig Wochen später meldeten die Zeitungen die Verlobung des Barons Erich von Heidenbrud mit der Freiin Sidonie von Werbeck, und der Bräutigam hatte die Freude, seine Schwester, die Gräfin St. Brezan, bei der Verlobung gegenwärtig zu haben, die ihren Gemahl auf seiner außerordentlichen Mission nach Petersburg begleitete.

